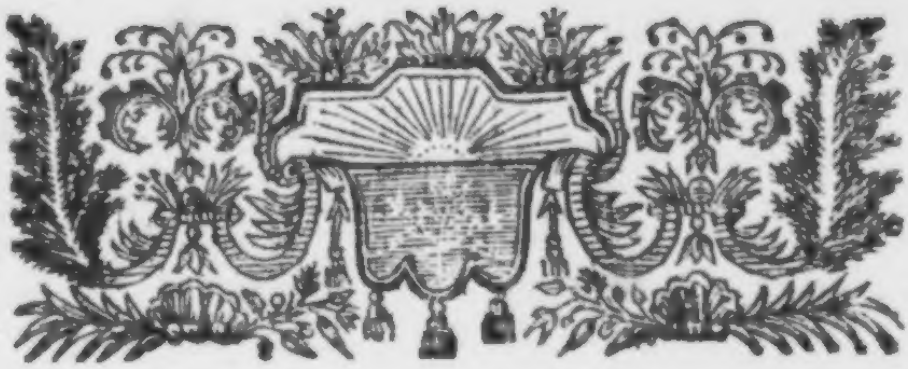
Ode
an
GOTT,
von
Herrn Klopstock.

1751.



Ein ſtiller Schauer deiner Allgegenwart
Erſchüttert, Gott! mich; ſanft gerührt, bebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl, ich fühl es,
Daß du auch hier, wo ich wohne, Gott! biſt.

Von deinem Antliz wandelt, Unsichtbarer,
Dein Blick, der schauet durch mein eröfnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Sele, vom ewigen Hauch entsprungen,

* * *

Täuschet mein Herz mich? Oder ists würklich wahr,
Was ein Gedanke lispelnd dem andern sagt?
Empfindung, bist du wahr, als dürft ich
Frei mit dem Schöpfer der Sele reden?

* * *

Gedanken Gottes, die ietzt der Ewige,
Der Weise denkt, wenn ihr den menschlichen
Gedanken zürnet, ach! wo sollen
Sie vor euch, Gottes Gedanken, hinfliehn.

Flöhn ſie gen Himmel, ſiehe, ſo ſeid ihr da;
Eilten ſie bebend tief ins Unendliche,
Auch da, auch da im Unbegränzten
Könnet ihr, Allwiſſende, ſie ſchauen.

* *
*

Nähmen ſie Flügel, Flügel der Seraphim,
Und flögen aufwärts in die Verſammlungen,
Hoch ins Gethön, ins Hallelujah,
In die Geſänge der Harfenſpieler;

* *
*

Auch da ereilt ihr göttlicher Hörer ſie.
So flieht dann nicht mehr, ob ihr gleich menſchlich ſeid!
Flieht nicht! der ewig iſt, der weiß es,
Daß er in enge Bezirk euch einſchloß.

Welch ein Gedanke, welche Beruhigung,
Daß meine Sele, Gott! mit dir reden darf;
Daß vor dir darf mein Mund sich öfnen,
Töne der Menschen daher zu stammlen.

* *
*

Ich wags, und rede, Gott! doch du weißt es ja,
Schon lange weißt du, was mein Gebein verzehrt,
Was, in mein Herz tief hingegossen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild ist!

* *
*

Noch heut erst sahst du meine mir lange Zeit,
Dir schnelle Augenblikke, vorübergehn.
Du wirst sein, der du seyn wirst. Herr! Herr!
Heißest du; ich aber Staub und Asche.

Staub, und auch ewig, denn die Unsterbliche,
Die du mir, Gott! gabst, gabst du zur Ewigkeit;
Ihr hauchtest du, dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh und Glück ein,

* * *

Ein wimmelnd Heer, doch eine ward herrlicher
Vor allen andern, eine ward Königinn
Ueber die andern, deines Bildes
Letzter und göttlichster Zug, die Liebe.

* * *

Die fühlest du selber, doch als der Ewige:
Es fühlen jauchzend, die du so himmlisch schufst,
Die hohen Engel, deines Bildes
Letzten und göttlichen Zug, die Liebe.

Die grubst du Adam tief in sein Herz hinein,
Nach seinem Denken, von der Volkommenheit
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Brachtest du, Gott! ihm der Menschen Mutter.

* *
*

Die Liebe grubst du auch in mein Herz hinein;
Nach meinem Denken, von der Volkommenheit
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst du sie weg, die mein ganzes Herz liebt,

* *
*

Der meine Sele ganz sich entgegen gießt,
Mit allen Thränen, welche sie weinen kann,
Dir Tochter Gottes, ganz zuströmend
Führst du sie mir die ich liebe, Gott! weg:

Weg durch dein Schicksal, welches sich unsichtbar
Dem Auge hinwebt, immer ins dunkle webt;
Fern weg den ausgestreckten Armen,
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen.

* *
*

Ach! Gott, du weißt ja, welch ein Gedank es war,
Als du ihn dachtest, und ihn zur Würklichkeit
Erschaffend riefst; der, daß du Seelen
Zärtlicher und für einander schufest.

* *
*

Das weißt du, Schöpfer! aber dein Schicksal trennt
Die Seelen, die du so für einander schufst,
Dein hohes unerforschlichs Schicksal,
Dunkel für uns, doch Anbetungswürdig.

Zwar

Zwar iſt das Leben gegen die Ewigkeit
Dem ſchnellen Hauch gleich, welcher dem Sterbenden
Entflieht, mit ihm entflieht die Sele,
Welche der Zukunft an Dauer gleichet.

* * *

Einſt löſt des Schickſals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war, dann iſt kein Schickſal mehr;
Ach! dann beim trunknen Wiederſehen
Giebſt du die Selen einander wieder;

* * *

Gedanke, werth der Sel und der Ewigkeit,
Werth auch den bängſten Schmerz zu beſänftigen,
Dich denkt mein Geiſt in ſeiner Größe;
Aber mein Herz fühlt zu ſehr das Leben,

Das ich hier lebe. Gleich der Unſterblichkeit
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich ſich mir aus;
Ich ſeh, ich ſehe meine Schmerzen,
Gränzenloß dunkel vor mir verbreitet.

* *
*

Mach, Gott! dis Leben, mach es zum ſchnellen Hauch,
Oder gieb die mir, die du mir gleich erſchuffſt;
Ach! gieb ſie mir, die leicht zu geben,
Gieb ſie dem bebenden bangen Herzen,

* *
*

Dem heilgen Schauer, der ihr entgegen walt,
Dem ſtillen ſtammeln der, die unſterblich iſt,
Und ſprachloß, ihr Gefühl zu ſagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfließet.

Gieb ſie den Armen, die ich vol Unſchuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab ausgeſtreckt,
Wenn ich mit heißer Stirn vol Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.

• •
•

Mit einem Winke giebeſt und nimmſt du ja
Dem Wurm, dem Stunden ſind, wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück; ſo wie dem Wurm, der
Jahre lebt, blühet, verblüht und Staub wird.

• •
•

Von ihr geliebet, will ich die Tugend ſchön,
Und ſelig nennen; will ich ihr himmliſch Bild
Mit unverwandten Augen anſchaun,
Und nur das, Glück, nur das, Ruhe, nennen,

Was

Was ſie mir zuwinkt; dich auch, o Frömmigkeit!
Dich auch, o! die du ferner und höher wohnſt,
Als unſre Tugend, will ich reiner
Unbekannt, Gott nur bemerket, ehren;

* * *

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegen jauchzen; will ich mein volles Herz
In hohen Halleluja-Liedern,
Ewiger Vater! vor dir vergießen;

* * *

Dann, wann ſie mit mir deinen erhabnen Ruhm
Den Himmel weinet, bebend, mit ſchwimmenden
Entzückten Augen, will ich mit ihr
Hier ſchon das ewige Leben fühlen.

Das Lied des Sohnes, trunken in ihrem Arm,
Von reiner Wolluſt, will ich erhabener
Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns
Chriſten ſind, ſeligen Enkeln ſingen.

Drey Gebete

eines Freygeistes
eines Christen
und
eines guten Königs.

Hamburg
zu bekommen in Johann Carl Bohns Buchhandlung.
1753.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Des Freygeiſtes.

Ach, wo ſoll ich mich hinwenden, Erſtes der Weſen! daß ich dich finde, daß ich dich kennen lerne, wer du biſt? daß ich lerne, wer ich bin? Dieſer ſtille Wald, dieſe deine Zahlloſen, deine Geſchöpfe um mich her, dieſe Schönheit der Natur, haben in meine Seele jene Ruh zurück gebracht, die mich, nun ſeit Jahren ſchon, ſo ſelten beſucht; haben in meine Seele . . Doch ach! habe ich eine Seele? habe ich eine? O, Grab, Grab! entſetzliches Grab! wird etwas Unſterbliches von mir übrig ſeyn? Oder nimmſt du mich ganz? Ganz, wie ich mich itzt fühle? du fürchterlicher, aufgeworfner Staub! du Verweſung! Und darin ſollen jene Sonnen noch rollen? und dieſe Lüfte noch athmen? Die ſind beſſer, als ich? O, Weſen! Weſen! Erſter! Namloſer! wer biſt du? Wer bin ich? ich? Itzt fühle ich mich noch, ſo ganz, ſo ſanft, ſo gewaltig, ſo ausgeſchaffen! Und Morgen! Morgen vielleicht! (warum erbarmt ſich die Ungewißheit des entſetzlichen Morgens, und läßt ihn halb für mich künftig ſeyn?) Morgen wird dieſes ganze Geſchöpf, das ſich heut noch ſo ſehr fühlt, dies Gebäu deiner ungedachten ſtillen Allmacht, o du, den ich ſuche, und nicht finde! Dies Meiſterſtück! (o möchte ichs nicht kennen, noch Namen dazu haben!) Morgen wird es ein todter Körper, den man kaum würdigt aufzuheben, und ihn mit Erde zu beſchütten; dann bald ein modernder, geſchwollner, abſcheulicher Leichnam; dann ein wenig Staub ſeyn, der ungeſehn verfliegt, bis, auch ſein kleinſtes Theilchen, in der Tiefe des unnachgebildeten Kleinen der Schöpfung, verweſt, und vielleicht die Bewohner ſeiner Sterne mit Dünſten der Peſt anhaucht! Das alles werd ich, Morgen vielleicht, anfangen zu ſeyn! Aber dieſes Bäumchen, dieſer Zweig im Schooſſe der Erde, noch ſchattenlos, mit dieſen armen Sprößlingen, er wird den andern Frühling wieder blühn! Iſt er zu größren Endzwecken geſchaffen, als ich? Wenn er das iſt, ſo will ich ihn ausreiſſen, und hinwerfen, daß er verdorre, und keinen Frühling wieder blühe! . . O Unerſchaffner! Unerlöſter! **Unerlöſter?** Ach, wenn noch ein Schatten jenes goldnen Bildes von Unſterblichkeit, über meinem jauchzenden Traume, ſchwebte! Wenn ich noch der nachdenkende Knabe, der ſanfte Jüngling, mit der ſtillen, rollenden Thräne, wäre, die damals noch über meine Wange floß, wenn mein Vater den Namen des Unerſchaffnen nannte, und zu mir ſprach: Du biſt erſt **Sein** Sohn, dann meiner! Ach, wenn dieſe Tage meiner zu gewiſſen Sterblichkeit wiederkämen! ſo wollte ich noch Einen Blick in die Gegenden mitternächtlicher Träume thun, wo Geſpenſter todter Wahrheiten herum wandeln, und ſich mit wunderbarem Blute färben! Was zitterſt du für Gedanken? Nerve! oder Gehirn! oder Lebensgeiſt! oder wie du ſonſt heiſſeſt! Du Geſtern! Du Augenblick! Noch einer vielleicht! Du Nichts! Oder, damit ich doch etwas

was bleibe! Du Etwas, das unendlich klein, dicht aus Nichts hin, zertrümmert ist! O, wenn dort erst mein letzter Staub verweste, und den Fluch der Schöpfung, den Tod, weit um sich her, auch dort, verstreute! so fühlte ich diesen brennenden Widerspruch, dieses quälende Gezänk zwischen Tod und Unsterblichkeit in mir nicht mehr! Ach, dieses weit ausgeworfne Loos aller Gebohrnen, aber nur derer, die gen Himmel sehn, und weinen können; nicht jener, die, Verabredigter, über dem Staube kriechen, oder unter der Wolke am tonvollen Wipfel hangen, und, vielleicht! dem Schöpfer singen; wenn es anders so etwas ist, als was die Menschen Wahrheit nennen, daß Er Töne, und was nicht vielmehr, als Töne ist, Gedanken dazu, verlangt! Doch ich will meine Qualen hemmen! Ist dies die Stunde der Stille? die Stunde der Betrachtung? nach der ich so seufzte, und die so selten zu mir zurück kömmt! Aber, warum seufzte ich nach ihr? Warum kömmt sie itzt so selten wieder? Weil ich so elend bin! Ja, ich empfinde es! ich empfinde es! Ich bin elend! ganz elend! Hat denn der, der jene Himmel mit diesem Lächeln froher Empfindungen (wenn sie Empfindungen haben!) überkleidete, hat Er mich so elend gemacht? Oder bin ich es selbst, der sich so elend gemacht hat? Ich will es heraus sagen! Und es soll nicht mehr in meinem geheimsten Herzen herumschleichen! So wenig ich es nur länger verheelen konnte, oder wollte, daß ich ganz elend bin! so wenig kann ich, oder will ich mir den Gedanken ferner verbergen: daß Er anfieng! und ich das Werk seiner Hände vollendete! Er drückte mich gegen die Erde! Ich wurde zu schwer, und stürzte hin! Wenn man erst dort ist, wo Er nicht ist, im Elende, was kömmt alsdann auf einen Schritt, oder Sprung, oder Flug weiter, an? Diesmal habe ich den weitsten, unabsehlichsten Flug gethan, den ein Mensch thun kann! Ich habe Gott bey mir verklagt, und ihn verdammt. Ach! Wesen der Wesen! - - Das verdient nicht! Ich kann noch weinen! Ich darf dich nicht nennen! Ach, ich würde dich, Erbarmer! nennen, wenn ich dich nennen dürfte! - - Was habe ich gethan? Nun klagt Er mich bey sich selbst an! Doch - - (denn ich kann noch weinen!) Er würdigt mich nicht einmal, daß Er mich verdamme! Ich kann noch weinen! Aber das ist ein fürchterliches Weinen! - - Was durchschauert mich? Fühle ich eine Seele in mir? Und diese Seele das erstemal in dem Augenblicke, da sie gerichtet wird? O könnte ich mich aufmachen, und eilen, und mit diesen Thränen der Vernichtung flehn: Erbarme dich über mich! Denn verflucht sey der Mann, der mich gezeugt! und das Weib, die mich gebohren hat!

Des Christen.

Der Vorige, nach einigen Jahren.

Heut ist der Tag, da ich wieder zu Gott gekommen bin, der grosse feyerliche Tag der Entscheidung, da ichs gewiß wußte, daß ich unsterblich war, daß Gott

Gott sich versöhnen liesse, und daß ich mit ihm versöhnt war. Ich will den jauchzenden Tag vor deiner stillen Allgegenwart feyern, o du, den ich niemals aussprechen; aber zu dem ich ewig stammeln, mit heissem Herzen, mit lauten Thränen, und mit Schauern, die jenes Leben hier beginnen, stammeln werde! Wie glückselig bin ich nun! Und wie fehlen mir auch hier die Namen! Wär ein Unsterblicher gekommen, und hätte es mir in jener Zeit, da ich vor Gott floh, der mir mit allen seinen Erbarmungen nachrief, hätte mir ein Engel in dieser dunkeln Zeit gesagt, daß ich es werden würde, was ich nun bin, ich hätte es nicht geglaubt, so elend war ich! O, Dank, Dank! aus diesem ganzen vollen Herzen, der es fassen, und nicht fassen kann, lauter, jubilirender, ewiger Dank, daß ich geschaffen, und mit Gott versöhnt bin! Nun weiß ich, wer du bist? und wer ich bin? o du Naher! Hier um mich Gott, wie du es in der Unendlichkeit jener Himmel bist, die neue Unendlichkeiten gleich ferner Himmel auch nur mit den Gedanken ersteigen; du hier, und dort, und da, und weiter hin! und weiter hin! (steh hier still, Seele! aber steh jauchzend still!) Du dort überall Allgegenwärtiger! Angebeteter! Grosser! Ewiger! Aber auch hier ist Er um mich zugegen, hier, wo ich vor Ihm anbete! Welch ein Gedanke ist dieser! Und wer kann ihn ganz hinauf denken, ausser dem, der ihn werden hieß, und zu seinem Auge sprach: Hier sind deine Gränzen! Wie selig bin ich! Hier ist Gott! . . Gott war. Da war ich noch nicht! Und lauter Ewigkeit, einsame Ewigkeit, ist dort hinter meinem Rücken! Gott ist! Und ich bin! Gott wird seyn! Und ich werde seyn! Er wird seyn, der er seyn wird! Und ich, was er mich machen wird! Ein vollendeter Gerechter! Vor dem, der ewig ist? Ja, vor dem, der ewig ist! rein, und schuldlos, und einer der Begnadigten, die durch den Tod des grossen Gebohrnen neu erschaffen sind! O du Strom der Glückseligkeit! O du volle Wonne deines Vaters! und meine! Namlosester unter allen, was die Stimme des Menschen, diesseits der Gräber, nicht aussprechen, noch der Gedanke deß, der den Tod sehn soll, begreifen kann; aber doch hier in meinem überströmenden, schauervollen, anbetenden Herzen empfunden! Ich bin im Einsamen mit Ihm! Hier liege ich tief unten an seinem Blute, und schaue das hohe Kreuz hinauf. O führt alle Morgensterne vor mir vorüber, und laßt mich alle ihre Wonne sehn, und zeigt mir einen Anblick, wie diesen! O, Empfindung! Empfindung! Die Gedanken der Wonne sie strömen, zu Tausenden, in meinem Herzen empor, und ich kann sie nicht aussprechen! Die ihr mit verhülltem Antlitze vorüber geht, Erstgebohrne der Schöpfung, Anbeter, Schutzengel, Engel des Todes, und des Gerichts! gebt mir eure Namen, mit denen ihr Ihn nanntet, da ihr Ihn bluten sahet! Ich will dich mit der Stimme des Menschen nennen, o du, den meine Seele liebt! Mein Gebein soll dich noch in der stillen Verwesung nennen, und deinen nicht mehr blutenden Wunden entgegen schauern. Aber wie schön

sind

sind sie, deine quellenden Wunden! Mit welcher göttlichen Hoheit schaute dein letzter Blick herab, und brach! Wie neigtest du dein Haupt! O, dein letztes Rufen am Kreuze! Und . . nun entschliefst du! O du Liebenswürdiger! Du Schöner! Du Grosser! Du Angebeteter! O du volle Wonne meiner ganzen Seele! noch vollre! noch höhre! noch unaussprechlichre der jubilirenden, vollendeten Gerechten, wenn sie nun auch über das Grab hin gelächelt hat. Aber auch dann will ich hier stehn! Hier auf Golgotha! hier, wo Sein Blut hingequollen ist. Ich eile dann nicht mit zu jenen ewigen Hügeln, welche Erzengel mit Strömen ihrer Hallelnja umtönen! Ich will hier auf Golgotha stehn, wo Sein Blut hingequollen ist! Und wenn dann die neue Erde zum Eden aufblüht; so soll hier der Baum des Lebens, an meinen Füssen, empor wachsen! Ich will seine jungen Sprößlinge entfalten, dann, unter seinen Schatten, mit Augen, die Jubellieder weinen, zu dem aufschaun, der für mich geblutet hat! Wo verweilst du? Unter welchen Blumen liegst du verborgen? sanftester unter den Freunden! Schöner Tod! Du Tod des Christen! Komm, komm! und hülle den müden Wandrer im Staube, zween Schritte tiefer ein! Und du, den meine Seele liebt, du mit den schimmernden Wunden, schau dann herunter, vom hohen Kreuz herunter, und erbarme dich meiner letzten Thränen, wie du dich meiner erbarmt hast, eh ich gebohren ward.

Des guten Königs.

Nun ist der ermüdende Tag vorüber! Hat der erste schon so viel Schweiß? Aber ich will den Schweiß muthig abwischen, und auf den grossen Lohn schaun! Wie wallte mein Herz diesem stillen Abend zu! Nun ist er gekommen! Ich will alles, was bey meiner grossen, unaussprechlichen Glückseligkeit menschliche Kleinigkeiten sind, vergessen, und mich ganz in mich hinein versammeln. Und nun . . nun lege ich, Grosser! Unaussprechlicher! Ewiger! nun lege ich meine Krone vor dir nieder, und lasse mein ganzes Herz vor dein Auge hinströmen! Du bist rund um mich allgegenwärtig. O wie jauchzt meine Seele, daß ich mich auf mein Angesicht werfen, und mit dem, der ewig ist, reden darf. Ich unterwinde mich nicht, die Geheimnisse deiner Vorsehungen, und ihre hundert tausend Tiefen, zu ergründen! Aber du weißt es, o du Schöpfer und Richter der Welt, wie meine Seele noch staunt, daß du mich über deine Tausende, der ich Staub, wie sie, bin, zum Könige gesetzt hast. Vielleicht sind Engel, die vor dieser Würde zitterten. Ich zittre mit ihnen! Verhülle mein Auge! und werfe meine Krone nieder! Ach! es wird ein grosser Tag kommen! Laß mich denn, du furchtbarer Richter! eine beßre Krone mit Freuden niederlegen können! Du hast mich zum Glückseligsten unter tausendmal Tausenden gemacht! Wer bin ich? Staub von Staube, wie die Zahllosen, über die du

mich

mich geſetzt haſt! Mein Vater war, was ich bin, und ich bin geworden, was er war! Daß ſein Gebein ſanft ruhe, und er vor ſeinem Richter freudig ſtehn möge! Mir aber ſende deine Weisheit, daß ich der Laſten, und des Schweiſſes, und der Ehre würdig ſey, die du mir gegeben haſt! O ſende ſie von deinem Himmel herab! Ein Engel führe ſie mir zu! Und mein Auge ſehe ſie in ihrer Schönheit! Sie wollen mir lauter Bluhmen auf meinen Weg ſtreun, daß die Bluhmen hoch aufwachſen, und mir die beſtre Krone verdecken! Ich will die Bluhmen zertreten, und auf die Krone ſchaun! Er iſt rauh mein Weg, ich kenne ihn wohl! Aber die Krone, die Krone! wie ſchimmert ſie! Wenige Weiſe wiſſen, wie ſchön ſie iſt, und noch weniger Könige habens gewußt! Laß mich unverwandt auf ihren groſſen Lohn ſchaun! Denn mein Weg iſt ſehr rauh, und ich will der Bluhmen nicht! Ich weiß meine groſſen Pflichten. Anbetung, und heiſſes, ewiges Lob ſey dir, mein Schöpfer und Gott, daß mein Herz willig war, ſie zu lernen! Ich ſoll deine Tauſende glücklich machen! Aber der Weiſe und der Tugendhafte will auf eine andre Art glücklich ſeyn, als die Tauſende. Laß mich den Weiſen und den Tugendhaften nicht umſonſt ſuchen! Ihn zu finden, iſt der Anfang meiner Belohnung hier. Aber laß ihn auch ſeiner würdig bleiben, wenn ich ihn gefunden habe! Ach, zu oft vergaſſen Könige im Taumel ſchlechter Freuden die Glückſeligkeit ihres Volks; und, auch nüchtern, war ihre Seele zu klein, den Weiſen zu ſuchen! Nun ſind ſie gerichtet! wenn ich ſie dort ſehn ſoll, wo die Krone, aus Hügeln aufgegraben, keine Würde mehr giebt; ſo laß ſie mich mit den Freuden eines Manns ſehn, der Recht gethan hat. Ja, mein heiſſes Verlangen, meine gerungne, emporgehobne Hand, die Thränen meiner heiligen Pflicht, bringen himmliſche Freude in mein Herz! Ich bin ganz freudig! Ich fühle es! ich fühle es! hier in meinem ſchlagenden Herzen fühle ich es, daß ich Recht thun will! Und du wirſt meine tiefe Anbetung erhören, o du groſſer Menſchenfreund! Du Schöpfer! Du Freund der Erſchaffnen! Darum flehe ich dich nicht an, daß du mich vom Kriegsblute rein erhalteſt! Du kennſt den ganzen Ekel meiner Seele vor dem ſtolzen Eroberer, und meine Verachtung gegen ihn! Du weißt, wie mein Herz vor dem todtenvollen Gefilde ſchauert, und wie ich ihn haſſe den Lorbeer, der aus Blute empor wächſt! Aber wenn ein ſolcher Ungerechter kömmt, und mein theures Volk tödten will; dann will ich vor ihnen herziehn, und mit ihnen bluten! Und der Ungerechte ſoll ſehn, daß der Gott der Könige und der Menſchlichkeit mit mir iſt! Das iſt die Wonne meiner Seele, daß dein Auge meine Menſchlichkeit ſehn, und deine Weisheit mich immer lehren wird. Auf dieſen Felſen trete ich ſicher und jauchzend hin, und bin der Glückſeligſte unter den Menſchen! Und nun ſoll mein ganzer Jubel vor dich hinſtrömen, daß du mich ſo glückſelig gemacht haſt! Aber mit welchem Namen ſoll ich ſie nennen alle die Freuden die meine Seele füllen? Und ich bin (ich werde es ewig in meinem dankenden Herzen wiederholen!) ich

bin,

ein, vor diesen tausendmal Tausenden, bestimmt, erwählt, auserkohren, dem Gott auserkohren, sie alle zu Glückseligen zu machen? ich? . . Welch ein weiter, offner Schauplatz! Welch eine Aussicht der Wonne! O, ich lasse dich nicht, mein Schöpfer und Gott! ich lasse dich nicht, du segnest mich denn mit der Glückseligkeit aller, über die du mir diese hohe Gewalt gegeben hast! Einem sterblichen Menschen ist eine solche Gewalt gegeben? Ach, einer, der im Frieden schlummert, ein Vollendeter, Rechtschaffner, ein ganz Unsterblicher, er würde wiederkehren, und von neuem ein Sterblicher werden wollen, wenn ihm dieses Höchste der Geschäfte, zahllose Glückselige zu machen, gegeben würde! Komm spät, verweile dich lange, ach, komm spät, sanfter Tod, der auf mich wartet! Ich muß erst den Knaben, der ist im Arme der Mutter weint, oder lächelt, zu einem glücklichen Manne machen! . . Wie kann, wie soll ich dich, du grosser Ewiger! tief genung für alle die Freuden anbeten, die du mir ohne Maaß giebst! das ist der einzige Kummer meiner Seele, daß ich dich nicht genung anbeten kann. Aber du siehst ihre Fülle, ihren ganzen Strom, der sich fortreissen will, und nicht kann! Nun es soll dich, du grosser Glückseliger! du Vater aller Wonne! jede meiner Thaten, jeder Gedanke, der die Thaten zeugt, soll dich still anbeten! Wenn ich die trocknende Thräne des Leidenden, wenn ich die Freudenthräne meiner Glücklichen sehn; wenn ich ihren lauten Segen hören werde: dann, dann kann ich mich nicht mehr halten! dann eile ich in meine Einsamkeit! dann falle ich vor dir nieder, und weine vor Freuden! . . Laß, o laß mich, mein furchtbarer Richter! in dieser Gesinnung mit dem festen Herzen eines Mannes bleiben, der thut, was er sich vornimmt! Erhöre dies mein Gebet, und erhöre es noch, wenn du mich schon oft erhört haben wirst, wenn meine grauen Haare mit allen Ehren eines Manns, der Recht gethan hat, gekommen seyn werden! Dies sey mir ein Zeichen, daß du mich erhört hast: und laß mich jede Schmeicheley, auch die feinste, und verdeckteste, und alle ihre Schlangenwendungen von ferne sehn; die Schmeicheley jedes Eiteln und Stolzen, der haben will, daß ich in meinem Hause unaufhörlich lächle! und nicht haben will, daß ich es wisse, daß der Elende in seiner Hütte weint! Laß sie mich mit Thaten schrecken, die ihrer nicht bedürfen! Ja, selbst die gutgemeynte und sanfte Schmeicheley des rechtschaffnen Manns, der seiner Würde vergaß, laß auch sie mich sehn; aber niemals ahnden, niemals zürnen, daß auch er ein Mensch ist. Denn ich werde es selbst seyn, und ihm vielleicht zu froh vergeben! Erhalte mich in deiner Weisheit, daß ich es selten thue! . . Dank! und laute Anbetung! und alle Wonne, die Sterbliche und Unsterbliche empfinden können, sey dem grossen, ewigen Könige! Dem Unerschaffnen! Dem Glückseligen! Dem Liebenswürdigen! Dem Furchtbarsten der Richter! Dem Väterlichsten der Väter! Dem Wesen der Wesen!

Friedrich Gottlieb Klopstocks

kleine

poetische und prosaische

Werke.

Frankfurt und Leipzig,
im Verlag der Neuen Buchhändler Gesellschaft.
1771.

Universitäts-Bibliothek
Cöln

55 - 6242
D
21. 6. 55
NK

bad. lit. / goethe.

Stadtbibliothek

Vorbericht
zu den poetischen Werken.

Das Genie des großen Mannes, dessen zerstreute Gedichte und prosaische Aufsätze wir hier den Liebhabern des wahren Schönen und Großen mitzutheilen wagen, ist von einer solchen Stärke und Hoheit, daß es den Wartons künftiger Zeit mehr Gelegenheit darbieten wird, darüber zu commentiren, als Popes Genie seinem Kunstrichter darbot. Es ist gewiß nicht Parenthyrsus, wann wir ihn mit Lavatern, eines der größten Genie aller Jahrhunderte nennen, an das man nie, ohne die Erhabenheit der menschlichen Natur mit Schauer und Entzückung zu fühlen, hinauf denken kann. Seine meiste

Produkte haben das Gepräge eines originellen und ausserordentlichen Geistes. Eine plastische und schöpferische Einbildungskraft, die ihn in den Stand sezt, viele Objekte auf einmal aufzunehmen und zu fassen; die starken Farben, womit er seine Ideen belebt; die edle Kühnheit, mit der er sich einen eigenen Pfad in der Sphäre auszeichnete, die er zu erobern gedachte; die ungewöhnliche und erstaunliche Verbindung der Ideen; die Hoheit, Neuheit und Kühnheit seiner Bilder in der Zusamensetzung; ein Pathos, das uns oft und allemal plötzlich erschüttert; treffende Gleichnisse, die ihm die Cörper- und Geisterwelt zinnsen muß: alle diese Ingredienzen des Original-Genies *) sind bey diesem Manne anzutreffen, der

*) In den Essay on Original Genius sind alle diese Züge des Original-Genies mit viel philosophischem Scharfsinn entwickelt.

der die Ehre unſeres Jahrhunderts, und der Stolz der Deutſchen iſt. Er kommt nicht nur den gröſten Genies, die jemals gelebt haben, einem Homer, Shakespear, Dante und Milton vollkommen bey, ſondern er übertrifft ſie auch noch an Empfindung und Kunſt.

Sein Herz iſt eben ſo groß, als ſein Genie. Wer hat es vor ihm gewagt, ſolche erhabene und göttliche Empfindungen zu ſchildern, die er durchgängig im Meſſias und an andern Orten mit ſo vieler Wahrheit und Natur ſchildert? Die Saiten ſeines Herzens haben eine ſo richtige und harmoniſche Spannung, daß ſie von jeder leiſen Berührung der Empfindung zittern. Seine Meſſiade iſt voll von Spuren eines von der Religion erwärmten Herzens, voll von einem Enthuſiasmus, der nicht ſelten in die höchſte Entzückung aufflam-

net, voll von Aufforderungen zur innigsten Andacht, und ich kenne Leute von bewährter Einsicht und geprüftem Geschmacke, die den Messias noch als ein Produkt der höchsten Andacht, als das Meisterstück eines Originalgenies lesen. Wir, die wir unsern Landesleuten gerne eben die Freuden gönnen, die uns oft bey der Lektür des göttlichsten Gedichts in Himmel entzükten, betrüben uns demnach öfters darüber, daß es noch Städte und Provinzen unter uns gibt, wo man die Messiade kaum dem Namen nach kennt, oder wo man höchstens mit eben der Kaltblütigkeit darinnen blättert, womit wir gewohnt sind, die Brochuren unserer Modeschriftsteller zu durchblättern, die aufblühen und Staub werden.

Sogar sind die Hermanne, die Gottscheds und Justi noch nicht unter uns ausgestorben, und

man

man hört noch öfters von Leuten, die durch Amt und Ansehen geschützt, Originalwerke beurtheilen zu können glauben, den alten Unsinn mit vieler Gravität wiederholen. Da ein gewißer hoher Grad des Lachens, man erlaube es mir hier mit den Worten meines Autors zu sprechen, eine sehr gesunde Erschütterung des Leibes seyn soll; so ist es einem grosen Manne nicht völlig abzurathen, sich bisweilen solchen Pigmäen zu nähern, und sich auf ihre Art von ihnen handhaben zu lassen. Eine Ursache, warum Klopstock auch von Leuten, an deren Urtheil ihme gelegen seyn kann, nicht so aufgenommen wird, wie er aufgenommen werden sollte, mag auch die seyn, daß Er mit der Vollendung seines göttlichen Werkes zu tief in Zeiten herein kommt, wo die erhabensie Vorstellungen der Religionswahrheiten, nicht mehr so interessant sind, weil sie nur halb

und kalt geglaubt werden. Klopstock sah dieses voraus, und hat sich den Beyfall solcher kaltblütigen Christen sehr nachdrücklich verbeten:

Wer an dem reinen krystallenen Strom,
der unter des Lebens
Bäumen vom Throne fleußt, nicht weilte
mit heiliger Ehrfurcht,
Deß Beyfall erreiche, verweht vom Winde,
mein Ohr nicht!

Messias XI, v. 5. 6. 7.

Kosts Schäfer-Erzählungen, die Tändeleyen eines Jacobi, ein Cembalus und sogar jede flüchtige Piece, die Voltaire aus der Tasche verliehrt, wird zu Duzenden warm aus dem Buchladen gerissen, gelesen und verschlungen, bis irgend ein Exemplar vom Messias von einem bleichen, empfindsamen Christen aufgekauft wird. Wie groß, wie neu, wie original ist nicht Hermanns Schlacht!

Eine

Eine Meisterhand hat sie in der Klozischen Biblio-
thek beurtheilt, und empfohlen. Welche Nation
hat ein patronymisches Gedicht aufzuweisen, das
an Heroismus, Vaterlands Liebe, Einfalt und
Hoheit der Sitten, Wärme der Empfindungen
der Sitten, und Energie des Ausdrucks diesem
Einzigen Bardiet gleich kommt! Wir haben un-
sern Milton, und noch weit mehr; aber wer
schätzt ihn? — Wir haben unsern Ossian; aber
wer liest ihn? Wäre Klopstock ein Britte; so
sähe ich schon dicht an dem Grabmal ihrer Köni-
ge und ihrer Genies den Marmor stehen, unter
welchem die Ehre ihrer Nation schlummern sollte.
Selbst die Ausländer, und besonders die Franzo-
sen lassen diesem grossen Geiste alle Gerechtigkeit
wiederfahren, nennen den Messias die äusserste
Anstrengung des menschlichen Geistes, und büssen

für die Sünde Bouhours jezt durch eine wahre Germanomanie. Wie entzückt sind wir nicht mit allen redlichen Deutschen, denen die Ehre ihrer Nation am Herzen liegt, daß jezt am Hofe des größten deutschen Kaisers Klopstocks Genie nicht allein belohnt, und bewundert, sondern daß auch seine unsterbliche Messiade im Original und in der lateinischen Uebersetzung des Pater Neumanns von Prinzen gelesen, und mit allen Merkmalen der höchsten Zufriedenheit aufgenommen wird!

Man erlaube mir, da ich einmal von Klopstocks Genie rede, meinen Lesern den vortrefflichen Brief vorzulegen, der in Bodmers critischen Briefen vom Jahr 1749. die gegenwärtig selten anzutreffen sind, der erste ist, und worinn man die ersten Keime und den allmähligen Wachsthum

thum unſers Originalgeiſtes ſehr lebhaft geſchil-
dert findet:

„Ich hatte das Naturell allezeit als eine Pflanze betrachtet, welche zwar fleißig will gewartet werden, wenn ſie ſchmackhafte Früchte bringen ſoll, aber die doch ihre Zweige von ſich ſelbſt hervorſtößt. Ich war insbeſondere von der Stärke überzeugt, womit das poetiſche Naturell, das ein Menſch mit ſich auf die Welt gebracht hat, einen ſolchen nicht allein erwecket und reizet, ſondern antreibet, drücket und ſtößt, und nicht nachläßt, bis daß alle die Hinderniſſen überwunden ſind, welche die äuſſerlichen Umſtände vielmals in den Weg legen. Aber ich habe mir doch niemals eine ſo lebhafte Vorſtellung davon gemacht, als ſeit der Zeit, daß ich die mühtigen

tigen Würkungen dieſes Naturels an einem jungen Menſchen vor meinen Augen geſehen habe.

Er iſt ein Sohn eines frommen Predigers vom Lande, der keine ehrgeizigere Gedanken ſeinetwegen hatte, als daß er ihm ſo viel Wiſſenſchaft lehrete, künftig eine Kanzel, wie ſeine iſt, mit Erbauung zu bedienen.

In der Bibliothek dieſes rechtſchaffenen Mannes ſind dreyßig bis vierzig Predigt-Bücher, zehen Bibeln, und ein Syſtem der Gottesgelehrtheit, aber nicht ein einziger Poet weder von den lateiniſchen noch zum Glücke von den deutſchen. Sein Sohn unterſchied gar frühe, die Bibel vor allen denen andern Büchern, vielmehr noch durch ſeinen innerlichen Geſchmack, als durch die eifrigen Anpreiſungen ſeines Vaters. Er machte nicht

aus

aus Pflicht allein, sondern aus Lust sein Leibbuch daraus. Er war noch in der Kindheit, als er sich die Formen der hebräischen Sprache und die figürliche Art die Sachen vorzustellen, die er darinnen fand, schon so bekannt gemacht hatte, daß er sie, sich selbst unbewußt, in dem gemeinen Umgange gebrauchte, so oft er etwas mit Ernst und Nachdruck sagen wollte. Ich erinnere mich noch immer eines Spaziergangs, den er an einem schönen Frühlings-Abende mit seinem Vater und mir gethan, ehe er noch völlige 14 Jahre hatte; wir hatten uns unter einem Eichbaume gesezt, und ein kühler Westwind wehete. Seine ersten Worte waren: „Um und um nimmt uns der „Eichbaum ins Kühle. Sanfte Lüfte gleich dem „Säuseln der Gegenwart Gottes umfliessen hier „das Antliz.„ Dann sagte er weiter: „Wie ru-

„hig

„hia wächßt hier das zarte Moos im kühlenden „Erdreich! Mein Vater, soll ich Ihnen hieraus ein „Lager bereiten?„ Als wir in der Abenddämmerung wieder nach Haus giengen, sprach er: „Rund herum liegen die Hügel in lieblicher Dämmerung, gleich als wären sie neu erschaffen und „blühend wie Eden.„ Der Abendstern war schon am Himmel aufgegangen, bevor wir bey meinem Meyerhof angelanget waren. Der Knabe bemerkte es bald: „Der Abendstern, sagte er, gehet „schon am einsamen Himmel herauf und winket „uns, daß wir ihn aus diesen dämmernden Fußsteigen anschauen. Jezt ist das Antlitz der blühenden Eden bald unkenntlich geworden.„

Damals rührten ihn am meisten die starken Vorstellungen aus der lebleien Natur, die er in den poetischen Büchern Hiobs und der Propheten fand;

fand; und man hörte ihn oft des Morgens beym Erwachen ganze Scenen davon, wie ein Poet, der sein Werk liest, thun könnte, mit einem starken Accente wiederholen. Die Bilder, welche die Worte in sich fasseten, drückten sich so lebhaft in sein Gehirne, daß er sie wie gegenwärtig sah, und wenn ihm nachmals die Sache selbst in der Natur vor das Auge kam, sagte er öfters, sie wären ihm nicht fremde, er hätte sie schon in dem Psalmisten, oder dem Propheten gesehen.

Mit der Ankunft der Jünglings-Jahre griffen die zärtlichen Stellen sein Herz mit derselben Gewalt an, mit welcher die schildernden und prächtigen Bilder zuvor seine Phantasie eingenommen hatten. Eine Verheissung, daß der gefallene Mensch Gnade finden sollte, lockete ihm häufige Thränen aus dem Auge; eine Spur von der Un-

 sterblich-

ſterblichkeit der Seele, ſezte ihn in eine dankbare Entzückung. Die Religion blieb keine bloſe Speculation ſeines Gehirns, ſondern lauter Vorſtellung der Gröſſe und der Herrlichkeit des Meſſias, und ſeiner göttlichen Menſchenliebe; lauter Empfindung von wallender Gegenliebe und lobesvoller Dankbarkeit. Aus dieſer Sinnes- und Gemüthsart bildete ſich vor ſich ſelbſt eine Schreibart, die voller Poeſie war, ehe daß er einen Vers oder eine Proſodie geſehen hatte; er war ein Poet, ohne daß ers oder ſein Vater gewußt hätten.

Ich habe einen Brief geſehen, den er an einen Menſchen von ſeinem Alter, den er einzig und ſonſt keinen zu kennen ſchien, noch vor ſeinem ſiebenzehnten Jahre geſchrieben hat, darinnen waren folgende Ausdrücke:

„Mein Freund, Ebenbild meines Gemüthes;
„den ein unsichtbarer Sohn des Himmels zu
„höhern Hoffnungen als des menschlichen Pö-
„bels, neben mir auferzieht, schauest du auch
„auf diese zärtliche Jugend unserer Freundschaft
„mit dem heitern Auge, welches die Unschuld
„der jugendlichen Tage einem ewigen Tage
„gleich machet, den keine Wolke verdüstert?
„Erzähle mir, was fühlest du in den Umar-
„mungen, in welchem dein großes Herz deinem
„Freunde nicht eine blos' geschriebene Freund-
„schaft weihet? Laß uns Sie durch die Red-
„lichkeit unseres Sinnes dergestalt adeln, daß
„der im Himmel sie, uns zusegnend, mit Lust
„anschaue„

Ich erkannte bald, daß dieses glückliche Na-
turell nur eine kleine Anführung nöthig hätte; ein

Mensch von Talenten kann zwar vor sich selber studieren, sein Geschmack sagt ihm, wie ers angreiffen soll; dieser gute Kopf wäre ohne Zweifel durch eigenes Nachsinnen auf viele Sachen gekommen, welche die vorigen Poeten schon erfunden, und schon im Werke ausgeübet haben, aber dieses hätte ihn Jahre, Arbeit, und Untersuchungen gekostet. Damit ich ihm diese Bemühung ersparete, erzählte ich ihm erstlich, daß ein gebundenes Sylbenmaaß wäre; welches den Wohlklang der Rede ungemein erhübe. Ich zeigte ihm etliche Versarten von den besten, Opizens Alexandriner, Miltons eilfsilbigten, und den Homerischen Herameter. Er begriff augenblicklich, daß er den ganzen Werth des Wohlklanges nicht gekannt hätte. Den folgenden Tag brachte er mir eine Ode, in welcher alle diese Versarten unter

einander

einander abwechſelten, ausgenommen, daß er den Reim gänzlich verwarf. Nach dieſem ſagte ich ihm von Miltons Gedichte von dem verlohrnen Paradiſe, ich überſezte ihm die kurzen Inbegriffe von jedem Buch. Alles an ihm ward zu Ohren. Er bekannte mir, daß die ſeltſamſte Geſchichte, die er noch geleſen, ihn nicht ſo ſtark eingenommen hätte, als dieſe flüchtigen Summarien. Er bat mich mit den ſtärkſten Beſchwörungen, daß ich ihm weiter erzählte, wie Milton dieſen, wie er einen andern, und noch einen andern Umſtand abgehandelt hätte. Was läßt Milton, fragete er, den Adam gedenken, als er in ſeiner Geburt noch unter der Hand des bildenden Schöpfers auf einmal den Ewigen vor ſich ſah? Ich überſezte ihm dieſelbe Stelle. Und, fragte er ferner, was läßt der Poet den Satan empfinden, als

er nach seinem Durchgange aus dem Chaos die neuerschaffene herrliche Welt zum erstenmal sah? Ich konnte sein Verlangen, womit er dergleichen Dingen nachfragte, nicht genug sättigen. Als ich ihm etwas von der Berathschlagung in dem höllischen Divan, die im zweiten Gesange erzählt wird, und dann auch von den Reden der göttlichen Personen im dritten Buch meldete, in welchen die ganze Lehre der ewigen Vorsehung in Absicht auf das Menschen-Geschlechte zusammen gefasset ist, hörte er mich lange mit stiller Bestürzung, dann rief er plözlich: Wie ist es denn der kleinen menschlichen Phantasie gegönnet, sich von diesen grosen Geschichten so ausführliche Vorstellungen zu erfinden, und denen unsichtbaren Engeln, nicht nur den höllischen Geistern, sondern den göttlichen Personen selbst in ihre Gedanken

ken einzudringen, und ihre Empfindungen an uns zu nehmen! Iſt das kein Kirchenraub, keine Entheiligung, keine Anthropomorpheſis? Aber Milton hat gewiß auſſerordentliche Geſichter Gottes geſehen, und einer von den himmliſchen Geiſtern iſt auf ihn herab gekommen, der ihm dieſe groſſen Sachen geoffenbaret hat. Ohne Zweifel ſteht Milton bey den Menſchen in der Ordnung der Propheten, und ſein Name wird mit der Ehrfurcht genennet, wie des Eſaias oder des Ezechiels.

Milton, ſagte ich, war ein ſterblicher Menſch, aber mit einer ſehr glücklichen Beſchaffenheit des Gehirns und aller Werkzeuge deſſelben gebohren, ſein Geblüte wallete leicht in währendem Arbeiten, ſo daß es die Springfedern der Phantaſie im Ueberfluße mit Geiſterchen verſah, welche ſie vor

Entkräftung bewahrten. Daher entstund bey ihm das poetische Naturell, die Begeisterung, welche so große, so göttliche Werke hervor bringet, daß wir sie selbst göttlich nennen, und sie für eine unmittelbare Einflössung des Himmels ansehen. Ich will nicht wissen, erwiederte er, wie der Schöpfer Miltons Gehirn, oder sein Geblüte gestaltet und gemenget hat, damit es tüchtig würde, die Eindrücke des Himmels anzunehmen. Gewiß, daß sein Geist mit einem von den Himmlischen Vertraulichkeit gepflogen hat, und von ihm von dem Leben und den Gedanken der unsichtbaren Welt unterrichtet worden. Wie selig war Milton, daß er dieser herrlichen Offenbarungen gewürdiget worden! Seine Tugenden müssen wohl vortrefflich gewesen seyn, die ihn dieser göttlichen Gesichter würdig gemacht haben, wofern ein Mensch

derjel-

derſelben würdig werden kann. Ich hatte auch einigemal in dem Schauer einer geſtirnten Nacht mich erkühnet, den Gedanken und den Entſchlieſſungen der Geiſterwelt nachzuforſchen: aber ich überlieſs mich dieſen Vorſtellungen nicht lange; ich unterdrückte ſie mit Gewalt, als die Frucht eines verwegenen Vorwitzes, der mich in den Labyrinthen der verborgenen Wege des Schöpfers verwickeln könnte.

Ich ſtund über die aufglimmenden Funken dieſes poetiſchen Kopfes erſtaunt, und ſagte: Eine zu blöde und ſchier abergläubige Furcht! Die Lehrer der Poeſie haben die Einführung der Geiſter und Götter für die höchſte Regel des Erhabenen vorgeſchrieben. Und damit ich ſeine Furcht gänzlich vertriebe, gab ich ihm Addiſons Blätter von Miltons verlohrnem Paradieſe und Bodmers

Schutzschrift des Wunderbahren. In diesen Schriften, sagte ich, wird das Ministerium Deorum genugsam behauptet. Es sind Lehrsätze darinnen, die ein Mensch ohne Naturell in ihrem Umfange und ihrer Tiefe nimmermehr einsehen kann, und die auch der glücklichste Kopf nöthig hat, aufmerksam zu überlegen, wenn er sie gehörig anwenden soll. Ich versprach ihm, wann er sich in diesen Werken zuerst umgesehen hätte, daß ich ihm dann eine Uebersetzung von Miltons Gedichte zeigen wollte. Als er mir diese Schriften wiederbrachte, merkte ich bald, daß er weit mehr daraus gelernet, als ein jeder eingeschränkterer Kopf gethan hätte. Das mußte bey der größern Fähigkeit seines Geistes, die ihm vorgeleuchtet hatte, nothwendig so sein. Seine Augen, die ihm darinnen geöffnet worden, sahen al-

les

les das, was seine Lehrer gesehen hatten, und sie durften ihre Blicke noch weiter fortschicken. Ich fand ihn nicht mehr so blöde, daß er sich nicht alle Vorstellungen, die ihme seine Phantasie aus der Geisterwelt machen konnte, erlaubet hätte. Was der Mensch, sagte er, von den Wegen der Vorsehung, von den Geschäfften der Engel und der Geister, denken kann, wird zwar allemal zu kurz fallen; aber es ist nichts desto weniger dem Menschen anständig, das Höchste davon zu denken, was in seinem Vermögen ist; er verherrlicht die Söhne des Himmels, und er gibt zugleich eine Probe der menschlichen Hoheit, wenn er die Idee der Vollkommenheit auf den höchsten Grad erhebt, der sich denken läßt. Was kann in das irdische Leben einen höhern Einfluß haben, als daß man sich in den ersten Tagen seines Wesens

mit dem Leben der Seligen, mit den Gedanken der Geiſter, deren Geſellſchaft wir künftig haben werden, mit der Zukunft des Weltgerichtes vertraulicher macht! Durch dieſe frühzeitigen Schatten Vorſtellungen wird das Gemüthe vorbereitet und gebildet, daß es ſich nachgehends deſto herzhafter waget, auf dem gröſſern Schauplatze der Welten hervorzutreten. Das Herz wird fähiger gemacht, die erſten Umarmungen der himmliſchen Freude auszuhalten. Wir gewöhnen uns, daß wir uns die Geiſter des Himmels beſtändig als uns an der Seite ſtehende vorſtellen, die alle unſere Schritte ſehen, und Zeugen unſerer verborgenſten Handlungen ſind. Wer ſich mit dieſen Vorſtellungen vertraut gemacht hat, der findet den einſamſten Ort mit der würdigſten Geſellſchaft bevölkert.

Jezt

Jezt gab ich ihm die Ueberſetzung des verlohrnen Paradieſes. Ich verlangte, daß er ſie in meiner Gegenwart leſen ſollte, und nahm ihn zu dem Ende in mein Zimmer und an meine Tafel. Es fällt mir ſchwer zu ſagen, mit was für einem Hunger er dieſes Gedicht verſchlungen habe; er vergaß darüber nicht nur Eſſen, Trinken und Schlafen, ſondern meiner und ſeiner ſelbſt, und aller anderer Dinge. Im Leſen bildete ſich alles, was er las, in ſeinem Antlitze, und ſtieg auf ſeine Gliedmaſſen hervor. Er kehrte zuerſt mit allen ſeinen Sinnen in ſich ſelbſt hinein, und ſaß ſtille wie die Nacht. Dann ſah ich düſtere Mienen auf ſeinem Angeſichte, wie Nebel aus einem Sumpfe, aufſteigen; und ſich nach und nach in trübe Wolken verdicken, die zulezt ſtürmten und witterten. Er fuhr plözlich auf, und ſprang erſchüttert hinter

ter sich. Er faltete die Hände, und schlug sie dann über dem Haupte zusammen. Nach langem brachen etliche heitere Sonnenblicke in seiner Gestalt hervor, welche die Finsterniß darauf zertheilten, und allgemach sich verbreiteten, bis eine allgemeine Stille und ein heller Himmel, ohne Wolken auf seinem Angesichte leuchteten. Ich sah dann die Wollust darauf hervorgehen, ich sah ihn in diesem Himmel von Freuden fliegen; ich erblickte die Seligkeit der Himmlischen widerscheinend in seinen Gesichtszügen.

Es währete etliche Tage, bevor ich diese Verzückung abnehmen sah. Ich fürchtete, daß sie der Anfang einer wahrhaften Phrenesie seyn dürfte. In dieser Zeit maß der junge Mensch gewißlich die Schönheiten des verlohrnen Paradieses nicht mit dem Cirkel ab, er untersuchte nicht, ob

sie

sie da wären, und, ob er sie hochschätzen sollte. Er war davon so stark eingenommen, daß er Waage, Regel, Richtschnur, und Winkelmaß wegwarf, und sich allein seiner Empfindung überließ. Die ersten Reden, die er davon führte, nachdem er wieder zu sich selber gekommen war, wiewol er noch immer zurück sah, lauteten von neuen, unbekannten Gegenden, in welche der Poet ihn geführt, von seltenen hohen Bekanntschaften, die er ihm verschaffet, von dem Reichthum der Ideen und der Empfindungen, den er ihm mitgetheilet hätte. Es ist wahr, sagte er, ich hatte vordem einige dunkle Spuren auf einem unbetretenen Boden gesehen, und etliche Züge dieser herrlichen Scenen erblicket: Aber hier fand ich sie in ihrem vollem Lichte vor mir offen liegen. Vielleicht hätte ich einmal den Weg auf diesem unge-

ungebähnten Gefilde fortgesezt, und hätte vielleicht bis in die himmlische Gegenden durchgebrochen, welche Milton mir gezeiget hat, wenn ein ehrfurchtvoller Schauer mich nicht zurückgezogen hätte: Aber nachdem Milton den Eingang in dieses Heiligthum der Geisterwelt eröffnet hat, nachdem er mich hinein geführet hat, so darf ich künftig mit kühnen Füssen darinn herum wandeln, die Bekanntschaft mit meinen neuen Freunden fortzusetzen. Ich weiß nun, wo die Tafeln des Schicksals aufgehangen sind, und ich kann in denselben lesen. Vielleicht sage ich Ihnen eines Tags, was ich darinnen gelesen habe.

Es waren keine Worte ohne Seele. Er machte ernstliche Betrachtungen über Miltons Werk, nicht nur was darinnen nachzuahmen wäre, sondern auch, was man noch übertreffen könnte.

In

In wenigen Tagen ward ihm das Erhabene in den Miltoniſchen Ideen, das Majeſtätiſche in ſeinen Charakteren eigen, welches dem Engelländiſchen Poeten vermuthlich eine Menge vergeblicher Verſuche gekoſtet hat; und das er ſelbſt, wann dieſer ihm den Weg nicht gebähnt, mit keiner geringern Arbeit erfunden hätte. Er vertrauete mir nach dieſem zwanzig neue Ideen, neue Empfindungen, oder neue Ausbildungen der Empfindungen, neue Gemüthsverfaſſungen, Geſichtspunkten, Zuſtände und Umſtände, welche Milton nicht hat. Er durfte die Unterredung der göttlichen Perſonen von der beſchloſſenen Erlöſung nach ihm wiederholen, und führete ſie mit eigenen Zügen aus; er durfte ſich in die Gedanken, und die Empfindung nehmen, was nicht der irdiſche Adam, ſondern ein Seraph vor neue Gedanken, vor unſterbliche

Rührun-

Rührungen empfunden hatte, als er ſich zuerſt ſeiner ſelbſt bewußt worden, und den Ewigen vor ſich geſehen hatte; Er hatte den Muth einen Engel der Hölle zu zeichnen, der noch boshafter wäre als Satan, der auf Satan zornig wäre, daß er den Abfall, den er bey ſich zuvor beſchloſſen hatte, zuerſt gewaget hätte. Hingegen durfte er auch einen von den gefallenen Engeln mitten in der Hölle in einer Art verzweifelnder Reue aufführen, welche bey allen Leſern eine gewiſſe Wehmuth über ſein Schickſal verurſacht; man weint mit ihm, daß der Meſſias nicht auch ſein Meſſias iſt. Doch ich will ihnen künftig mehrere Proben von allen dieſen Wundern des poetiſchen Naturells mittheilen, wann ich ihnen erzählen werde, was für neue Einflüſſe die göttlichen Werke des Plato und des Homers auf daſſelbe gehabt haben.//

So

So ſchreibt der Vater der ächten Kritik unter den Deutſchen, dem jezt unſere moderne kritiſchen Knaben aus Dankbarkeit das Kahlkopf zurufen.

Wir kommen auf die Ausgabe der Klopſtokiſchen Oden. Lange, Uz, und Ramler ſind bisher im Beſitze des Ruhms geweſen, die beſten deutſchen Odendichter zu ſeyn. Man hat noch die Karſchin hinzugethan, und würde ſchon längſtens den Werth und den Rang dieſer Odendichter beſtimmt haben, wann man nicht erſt die Ausgabe der Klopſtockiſchen Oden hätte erwarten wollen, von denen man aus verſchiedenen Proben vermuthen konnte, daß ſie keinen geringern, als den erſten Platz behaupten würden. So erwarten große Männer die Ankunft des Gröſſern, und laſſen indeſſen den erſten Sitz leer.

Uz hat das Eigene, daß er Philoſophie mit in das Gebiete der Ode trägt; daß er die tiefſinnigſte Wahrheiten ſo lange betrachtet, anſchaut, bis er in Flamme geräth, alsdann wälzt ſein Geſang

wie eine Fluth von furchtbarn Klippen
ſich ſtrömend fort, und braußt von ſeinen
Lippen.

Ramler hat ſich ſo ganz in ſeinen Horaz hinein ſtudiert, daß nicht er, ſondern Horaz mit uns zu reden ſcheint. Umriß und Färbung, Plan, Gedanke und Ausdruck iſt mehrentheils vom Horaz. Das heißt ein Original zu ängſtlich abcopiren, und nöthigt dem Leſer ein patriotiſches Mitleiden ab, wenn er ſieht, daß der Copiſt ſelbſt ein Original werden könnte, und es nur aus Eigenſinn nicht werden will. Ueber das macht die zu häufig angebrachte Mythologie mit den Sitten neue-

rer Zeiten oft einen so widrigen Contrast, daß der Leser beständig im Kreiß herum fährt, und im Schwindel nicht Zeit hat — zu empfinden.

Denis scheint mehr Anlage zu einem Odendichter zu haben, als Ramler. Man vergleiche, wenn einzelne Gedichte es entscheiden könnten, ihre beeden Oden, auf die Zusammenkunft Josephs und Friederichs in Neuß, und urtheile. Lange trifft oft den Horazischen Ton sehr glücklich; aber eben, daß er den Horazischen trifft, das vermehrt die Oden Einer Gattung und sezt den Dichter zum Nachahmer herab. Ihm fehlt über das noch die Feile des Horaz und das feine, correkte Gefühl eines Ramlers.

Der Karschin meiste Oden sind nie ganz dem Oden-Ton getreu. Sie fährt auf und sinkt. Hie und da ein erhabener Gedanke, eine glänzende

Tirade, helle Züge eines poetiſchen Genies; nur im ganzen keine Oden.

Klopſtocks Oden haben meiſtens das Gepräge wirklicher Oden. Ihr Verdienſt iſt, daß ſie nicht nachcopirt, ſondern ächte deutſche Oden ſind. Sie unterſcheiden ſich von andern, durch den vollen Strom der Empfindung, der gleich am Anfange daher brauſt und den Leſer gewaltig mit fortreißt. Die Sprache iſt ſelbſt geſchaffen, männlich, ſtark, der Würde der Ode gemäß, und die gewählten Silbenmaaſe ſind voll Harmonie, und treten langſam daher, oder ſtrömen geflügelt fort, nachdem es der Gedanke befiehlt. Die Geſinnungen ſind edel, erhaben und patronymiſch, wie man ſie von einer groſſen Seele erwarten kann.

In ſeinen Pſalmen herrſcht die höchſte Begeiſterung. Die Feuermuſe Davids und Aſſaphs war

war hier seine Muse, darum bewegen sie nicht blos; sie werfen Funken ins Herz, entflammen und entzünden.

Doch ich berufe mich hier auf empfindende Leser und auf die Entscheidung der Kritik, die auch in diesen Oden und Psalmen den gröſten jezt lebenden Dichter erkennen wird.

Man ist der Begierde, diese Oden beysammen zu besitzen, aus einer zu entschuldigenden Kühnheit zuvor gekommen, und Leser, welche sich nicht blos ergötzen, sondern auch belehren wollen, werden diese Ausgabe auch alsdann noch brauchen können, wann Klopstock eine eigene verbesserte Ausgabe veranstaltet. Dann man studiert gerne die Veränderungen, die die Meister der Kunst zu machen belieben.

Es wäre ein leichtes gewesen, die Gedichte in Psalmen, Oden und Elegien einzutheilen; aber man hat die chronologische Ordnung in der Absicht beybehalten, damit der Fortschritt eines solchen Genies besser in die Augen falle. Man mag indessen von hundert Tribunalen auf uns herab schmälen; wir hüllen uns in unsere gute Absicht ein und schweigen — Man schimpft über den Nachdruck der Gleimischen Werke; aber weil man keine ächte Ausgabe hat; so werden sie gekauft und gelesen.

Geschrieben im November 1770.

Verzeichniß
der poetiſchen Stücke.

1) Elegie. 1748.

Die Elegien in dieſer Sammlung rechtfertigen bey nahe den Ausſpruch der Kritik, daß Klopſtock nicht ſo glücklich im elegiſchen Tone ſey, wie im Epiſchen und Lyriſchen. Aber wann man ſich daran erinnert, welche vortreffliche Elegien in der Meſſiade vorkommen, und, daß beſonders der XIIte Geſang ganz im rührendſten Elegiſchen Tone geſchrieben ſey; ſo nimmt man die Kritik gerne wieder zurück.

2) Ode an Daphnen. 1749.

Ein Gedicht, das Klopſtocks und ſeiner verklärten Meta vollkommen würdig iſt.

3) Ode an Herrn Ebert.

Ein würdiges Denkmal für Klopſtocks Freunde!

4) Ode, an die selige N**.

Wann man zu Leichengedichte machen soll; so wünschte ich, daß sie alle in diesem rührenden und religiosen Tone geschrieben wären.

5) Der Adler, eine Ode.

Eine der vortrefflichsten Oden, die jemals geschrieben worden.

6) Ode an Herrn **.

7) Ode an Fanny.

Fiktion, Sprache, Ausdruk; alles ist in dieser vortrefflichen Ode original.

8) Ode auf die G. und H. Verbindung.

9) Ode an Herrn Klopstock.

Man hat diese Ode, ihres guten Tons und der Person wegen, an die sie gerichtet ist, mit beyfügen wollen.

10) Eine choriambiſche Ode.

Dieſe Ode ſcheint uns nicht ganz in Klopſtocks Manier geſchrieben zu ſeyn, und nur durch ein Verſehen iſt ſie abgedruckt worden.

11) Elegie. 1750.

12) An Herrn Bodmer.

An einen Mann, der ſeines groſſen Freundes und dieſer trefflichen Ode würdig iſt.

13) An Herrn Cl.

14) Abſchieds Ode an Giſeke.

15) An eine Freundin.

16) Auf Cramers Eheverbindung.

17) Von der Fahrt auf dem Zürcher See. 1751.

Man hat dieſes Meiſterſtück ſchon lange geleſen, öfters nachgedruckt und bewundert.

18) Als Klopstock den Messias zu singen unternahm.

Diese Ode verdiente als eine Einleitung vor der Messiade zu stehen. Nur scheinen uns die gekrönte und ungekrönte Narren zu unedel, und die Aufforderung eines Frauenzimmers zum Richteramte über das erhabenste Gedicht zu unmännlich zu seyn.

19) Ode an Herrn S***

20) Ode an Damon.

Hat schöne Stellen; Es fehlt ihr aber die Gedrungenheit, die man sonsten an Klopstocken gewohnt ist.

21) Ode an GOtt.

das Sujet dieser Ode ist so erhaben, und sonst so würdig behandelt, daß die verliebte Schwärmerey darinnen sehr am unrechten Ort zu stehen scheint.

22) Ger-

22) Germanikus, und Thuſnelde.

23) Herrmann und Thuſnelde.

Ein paar Oden, die uns ſchon längſtens einen deutſchen Oſſian verſprachen.

24) Elegie. Daphnis und Daphne. 1752.

25) An Young.

Youngs und Klopſtocks Freundſchaft iſt uns längſt aus dem Briefe bekannt, den uns Herr Stockhauſen mitgetheilt hat.

26) An Daphne.

27) An Damon.

28) Der Abſchied.

29) An Eliſen.

Voll enthuſiaſtiſcher Zärtlichkeit.

30) Ode an den König bey dem Tode ſeiner Gemalin.

Im rührendſten, empfindungsvolſten Ton durchgeführet.

31) Ein

31) Ein Pſalm.

In Davidiſcher Begeiſterung geſchrieben.

32) Die Hoffnungen der Chriſten. 1759.

Wie viele alte und neue Oden dürfte der brünſtige Chriſt nicht für dieſe Einzige hingeben.

33) Gedanken von GOtt. Ein Fragment.

Scheint ein abgeſchnittener Zweig aus dem Meſſias zu ſeyn.

34) Ueber die Allgegenwart GOttes.

35) Das Anſchauen Gottes.

36) Die ernſten Beſchäfftigungen des Landlebens.

Dieſe drey Gedichte, beſonders das lezte, ſind in einem ſo erhabenen und begeiſterten Tone geſchrieben, daß wir ſie billig unter Klopſtocks Meiſterſtücke zählen. Im Glanze ſo großer Schönheiten verſchwindet die ſeichte Kritik in den Litteraturbriefen gänzlich.

37) Dank-

37) Danklied für die Genesung des Königs von den Blattern.

Voll Empfindung und Andacht!

38) Auf das Jubelfest der Dänischen Souveränität. 1761.

Feuer, Harmonie, große Maximen, und die glänzendste Poesie des Stils zeichnen diese Ode - oder diesen Psalm vorzüglich aus. Da das Silbenmaaß sehr bequem ist, und sich von selbsten in symmetrische Zeilen zu ordnen scheint; so wundert es mich ungemein, daß unsere Nachahmer nicht längstens ein Silbenmaaß eingeführet haben, das ihrem poetischen Phlegma so wohl zu statten käme.

39) Rothschilds Gräber. 1763.

Man bittet die Leser um Vergebung, daß man ihnen von dieser Elegie nur das Gerstenbergische Fragment mittheilen kann. Vielleicht ist die Begierde darnach durch die Klopstische Kritik ziemlich geschwächt worden.

40) Eine

40) Eine Parallele zwiſchen Engelland und Deutſchland. 1768.

Jeder patriotiſche Deutſche ſollte dieſes Gedicht auswendig lernen; ſo neu, ſo voll Patriotismus iſt es. Der Charakter der Britten iſt richtig und ſtark gezeichnet. In Bildern weint er; wie kurz, wie treffend iſt hier die Engliſche Poeſie charakteriſiret.

41) Eine Parodie, auf das Stabat Mater des Pergoleſi.

So vortrefflich und ſo in den Geiſt der Pergoleſiſchen Compoſition hineingedacht, daß es ſcheint, wie Herr Hiller in den muſikaliſchen Nachrichten ſehr richtig urtheilt, Pergoleſi habe nach Klopſtocks Text geſezt.

42) Ein Geſang.

Die kurzen Anmerkungen haben wir zum Behufe derjenigen hinzugefügt, die ſich mit Klopſtocks Geiſte noch nicht familiariſirt haben. Beſſere mit Anekdötchen durchwurkte Noten wollen wir irgend einem Anekdotenſammler aus Peter Meſſerts Verwandtſchaft überlaſſen.

Wir geben indeſſen dieſe Sammlung nicht für ganz vollſtändig aus, indem uns ſelbſten noch ein Paar Oden bekannt ſind; die wir aber aller Bemühung ungeachtet nirgends antreffen konnten. Da Klopſtock vor der Vollendung ſeines Meſſias wohl ſchwerlich ſeine Oden ſammeln wird; ſo erbieten wir uns indeſſen, die Deſekte nachzuhelfen.

Elegie.

Elegie.

Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertrauteſte Thränen,

Sing ich traurig allein dieſes wehmüthige Lied.

Nur mein Auge ſoll es mit ſchmachtendem Feuer durchirren,

Und, an Klagen verwöhnt, hör es mein zärtliches Ohr!

Bis, wie Byblis einſt in jungfräuliche Thränen dahin floß,

Mein zu weibliches Herz voller Empfindung zerfließt.

Ach! warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter

Gabst du zur Empfindung mir ein zu biegsames Herz?

Und ins biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,

Ewiges Verlangen, keine Geliebte darzu?

Die du künftig mich liebst, (wenn anders zu meinen Thränen

Einst das Schicksal erweicht eine Geliebte mir gibt;)

Die du künftig mich liebst, o du vor allen erlesen,

Sprich, wo dein stiehender Fuß ohne mich einsam izt irrt?

Nur mit einem verrätherischen Laut, nur mit einem der Töne,

Die, wenn du lachst, dir entfliehn, sag es, o Göttliche, mir!

Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,

Ohne daß du mich kennst: o so verhele mirs nicht!

Sag es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicher,

Das aus innerster Brust zitternd dem Munde zu flieht.

Durch

Durch die Mitternacht hin klagt mein sanftthränendes Auge,

Daß du, Göttliche, mir immer noch unsichtbar bist?

Durch die Mitternacht hin streckt sich mein zitternder Arm aus,

Und umfaßt ein Bild, das vielleicht ähnlich die ist?

Ach! wo such ich dich doch? Wo werd ich endlich dich finden?

O du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!

Wo ist der Ort, der dich hält? Wo stieß der segnende Himmel?

Welcher dein Aug umwölbt, heiter und lächelnd verdeckt?

Dürft ich mein Auge zu dir einst, seliger Himmel, erheben,

Und umarmet die sehn, die du von Jugend auf sahst!

Aber ich kenne dich nicht! Vielleicht gieng die fernere Sonne

Meinen Thränen daselbst niemals nicht unter und auf.

Soll ich dich niemals, o Himmel, erblicken? Führt niemals im Frühling

Meine sanftzitternde Hand Sie durch ein blühendes Thal?

Sinkt ſie, von ſüſſer Gewalt der allmächtigen Liebe bezwungen,

Wie, wenn der Abendſtern kommt, mir an die bebende Bruſt?

Ach, wie ſchlägt mir mein Herz! Wie zittern durch meine Gebeine

Freud und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich, dahin.

Unbeſingbare Luſt, ein ſüſſer prophetiſcher Schauer,

Eine Thräne, die mir ſtill von den Wangen entfiel;

Und ein Anblick geliebter mitweinender weiblicher Zähren,

Ein mir liſpelnder Hauch, und ein erſchütterndes Ach;

Ein mich ſehnender Laut, der mir rief, wie ein liebender Schatten

Seiner Entſchlafenen tut; weiſſagt dich, Göttliche, mir.

O du, die du Sie mir und meiner Liebe gebährteſt,

Hältſt du Sie, Mutter, umarmt; dreymal geſegnet ſey mir!

Dreymal geſegnet ſey mir dem gleich empfindendes Herze,

Das der Tochter zuerſt weibliche Zärtlichkeit gab!

Aber

Aber laß Sie izt frey! Sie eilt in den Garten, und will da
Keinen Zeugen behorcht, keinem Beobachter seyn.
Eile nicht so! doch mit welchem Namen soll ich dich nennen,
Die du unaussprechlich meinem Verlangen gefällst?
Eile nicht so! damit kein Dorn des vergangenen Winters
Deinen zu flüchtigen Fuß, indem du eilest, verletzt;
Daß kein schädlicher Duft des werdenden Frühlings dich anhaucht;
Daß sich dem blühenden Mund reinere Lüfte nur nahn.
Aber du gehst denkend und langsam, das Auge voll Zähren,
Und jungfräulicher Ernst deckt dein verschönert Gesicht.
Täuschte dich jemand? Und weinst du, weil deiner Gespielinnen eine
Nicht, wie du von ihr geglaubt, redlich und tugendhaft war?
Oder liebst du, wie ich? Erwacht mit unsterblicher Sehnsucht,
Wie sie mein Herz mir empört, in dir die starke Natur?

Was sagt dieser erseufzende Mund? Was sagt mir dieß Auge,

Das mit verlangendem Blick zärtlich gen Himmel hin sieht?

Was entdeckt mir die brünstige Stellung, als wenn du umarmtest,

Als wenn du ans Herz eines Glückseligen sänkst?

Ach du liebest! So wahr die Natur kein erhabenes Herz nicht

Ohne den heiligsten Trieb derer, die ewig sind, schuf!

Göttliche, du liebest! Ach wenn du den doch auch kenntest,

Dessen liebendes Herz unbemerkt zärtlich dir schlägt!

Dessen Seufzer dich ewig verlangen, dich bang vom Geschicke

Fordern; von dem Geschick, das unbeweglich sie hört.

Wehten dir doch sanftrauschende Winde sein brünstig Verlangen,

Seiner Seufzer Getön, seiner Gesänge Laut zu!

Wie die Winde des goldenen Alters vom Ohre des Schäfers

Mit

Mit der Schäferinn Ach hoch zu der Götter Ohr
flohn.

Eilet, Winde, mit einem Verlangen zu ihr in die Laube,

Schauert durch den Wald hin, rauscht, und verkün-
digt mich ihr!

Ich bin redlich! Mir gab die Natur Gefühle zur Tugend;

Aber zur Liebe gab sie noch ein gewaltiges mir;

Zu der Liebe, der schönsten der Tugenden, wie sies den
Menschen

In der Jugend der Welt edler und mächtiger gab.

Alles empfind ich von dir, kein halb nur begegnendes
Lächeln;

Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzer verflog;

Keine stille mich fliehende Thräne, kein leises Verlangen,

Kein Gedanke, der sich mir in der Ferne nur zeigt;

Kein halbstammelnder Blick voll unaussprechlicher
Reden,

Wenn er den ewigen Bund süsser Umarmungen
schwört;

Ach der Tugenden keine, die du mir sittsam verbirgest,

Eilet unausgeforſcht mir und unempfunden vorbey.

Ach, wie will ich dich, Göttliche, lieben! Das ſagt uns kein Dichter,

Selbſt wir, entzückt im Geſchwätz trunkner Beredſamkeit, nicht.

Kaum, daß noch die Unſterbliche ſelbſt, die fühlende Seele,

Ganz die volle Gewalt dieſer Empfindungen faßt.

Ode
an Daphnen.

Wenn ich einſt todt bin, wenn mein Gebein wie Staub,
Lange zerſtreut iſt, wenn du, mein Auge, nun
Ueber das Schickſal meines Lebens
Ausgeweint haſt, und gebrochen zuſchlieſſt,

Und ſtill anbetend nach dem Olympus hin
Nicht mehr hinaufblickſt, wenn mein erſungner Ruhm,
Die Frucht von meinen jungen Thränen,
Und von der Liebe zu dir, Meſſias,

Entweder aus iſt, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet wird;
Wenn du alsdann, o meine Daphne,
Lang auch ſchon todt biſt, wenn deiner Augen

Stillheitres Lächeln, und ihr beredter Geist
Nun ausgelöscht ist, wenn du, unangemerkt
Dem Pöbel, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Werther des Nachruhms, als ein unsterblich Lied,
Als wenn du dann, auch einen Glückseligern,
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir!
Einen Glückseligern, doch nicht Edlern:

Dann wird ein Tag seyn, dann werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, dann wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest!

Dann wägt, die Wage des Gerichts in der Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich!
Was in der Dinge Lauf itzt misklingt,
Tönt dann in ewigen Harmonien!

Wenn du dann da ſtehſt, jugendlich auferweckt,
Dann eil ich zu dir! warte nicht, bis mich erſt
Ein Seraph bey der Rechten faſſe,
Und mich, Unſterbliche, zu dir führe.

Dann ſoll dein Bruder, von mir getreu umarmt,
Mit zu dir eilen, dann will ich Thränenvoll,
Voll ſüſſer Thränen jenes Lebens,
Neben dir ſtehn, dich mit Namen nennen,

Und dich umarmen! Ach dann, o Ewigkeit!
Biſt du ganz unſer! Komm, unbeſingbare,
Kommt unausſprechlich ſüſſe Freuden,
So unausſprechlich, als itzt mein Schmerz iſt!

Fließt unterdeſſen, fließt melancholiſche
Stunden vorüber! Keine von Thränen leer!
Keine der bangen ſchwermuthsvollen
Zärtlichkeit leer! Und umwölkt, und dunkel!

Ode

Ode

an den Herrn Ebert.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholey!
Ach vergebens redst du, vor dem gewaltiges Kelchglas,
Heitre Gedanken mir zu!
Ich muß weggehn, und weinen! Vielleicht, daß die lindernde Zähre
Meine Betrübniß verweint.
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis, als Gesellinnen, zu.
Wäret ihr nicht, und könnten die Menschen ihr Unglück nicht weinen;
Ach wie ertrügen sies da!

Ich muß weggehn, und weinen! Mein melancholischer Gedanke

Bebt noch gewaltig in mir!

Ebert, wenn ſie einſt alle dahin ſind, wenn unſere Freunde

Alle der Erde Schoos deckt:

Und wir wären, zween Einſame, dann von allen noch übrig!

Ebert, verſtummſt du nicht hier?

Sieht dein Auge nicht bang, und ſtarr, und ſeelenlos, um ſich?

Ach, ſo erſtarb auch mein Blick!

So erbebt ich, als mich von allen Gedanken der bängſte

Donnernd das erſtemal traf!

Ja, wie einen reiſenden Mann, der, der Gattinn zueilend

Und dem gutartigen Sohn,

Und der gefälligen Tochter, nach ihrer Umarmung ſchon hinweint,

Wie du den, Donner, ergreifſt,

Tödtend ihn faſſeſt, und ſeine Gebeine zu fallendem Staub machſt,

Dann triumphirend und hoch

Wieder den trüben Olympus durchwandelst: So trafst du, Gedanke,

Meinen erschütterten Geist,

Daß mein Auge sich dunkel verlohr, daß mein bebendes Knie mir

Markles und ohnmachtsvoll sank.

Um die Mitternachtszeit gieng das Bild vom Grabe der Freunde

Meine Seele vorbey.

Um die Mitternachtszeit sah ich die Ewigkeit vor mir,

Und die unsterbliche Schaar.

Wenn des zärtlichen G*** Auge mir nun nicht mehr lächelt?

Wenn, von der R*** fern,

Unser redlicher C** verweßt! Wenn G**, wenn R**

Nicht mehr, wie Sokrates, spricht!

Wenn des edelmüthigen G** harmonisches Leben

Keinen Laut nicht mehr singt!

Wenn vom Grabmal empor der freye gesellige R***!

Frankreichs Gesellschafter sucht!

Wuen

Wenn uns O... verläßt, und dir, empfindende Sch...

Folgt, oder vor dir entflieht!

Wenn der erfindende Sch... aus einer längern Verbannung

Keinem Freunde mehr schreibt!

Ach wenn in meines geliebteſten Sch... Umarmung mein Auge

Nicht mehr vor Zärtlichkeit weint!

Wenn ſich unſer Vater entfernt, wenn Hagedorn todt iſt:

Ebert, was ſind wir alsdann,

Wir verlaſſenen Neyde! Laßt uns ein trüberes Schickſal

Länger, als alle ſie, hier?

Stirbt denn auch einer von uns, (mich reißt mein banger Gedanke

Jammer nachtvoller fort!)

Stirbt denn auch einer von uns, und bleibt nur einer noch übrig;

Bin ich der einſame denn:

Hat mich alsdenn auch die ſchon geliebt, die künftig mich liebet,

Ruht auch ihr zartes Gebein;

Bin

Bin ich allein, allein auf der Welt, von allen noch übrig:

Wirst du da, ewiger Geist,

Wirst du, Seele zur Freundschaft erschaffen, die leeren Tage

Sehen, und fühlend noch seyn?

Oder wirst du betäubt für Nächte sie halten, und schlummern,

Und gedankenlos ruhn?

Aber wenn du bisweilen erwachtest dein Elend zu fühlen,

Banger unsterblicher Geist!

Rufe, wenn du erwachst, das Bild vom Grabe der Freunde,

Das nur rufe zurück!

Einsame Gräber der Todten, ihr Gräber meiner Entschlafnen!

Warum liegt ihr zerstreut?

Warum lieget ihr nicht in blühenden Thälern beysammen?

Oder in Hainen vereint?

Sammelt

Sammelt euch, Gräber, um mich; ich will mit bebendem Fuße
Gehn, und auf jegliches Grab
Einen Cypreſſenbaum pflanzen, die noch nicht ſchattenden Bäume
Thränend um mich erziehn;
Oft in der Nacht auf biegſamen Wirbeln die himmliſche Bildung
Meiner Unſterblichen ſehn;
Zitternd mein Haupt gen Himmel erheben, und weinen, und ſterben!
Enkel, grabet mich dann
Neben meinen Entſchlafenen ein! Dann nimm, o Verweſung,
Meine Thränen und mich!
Finſtrer Gedanke, laß ab! laß ab, in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit ernſt!
Furchtbar, wie das Gericht! Laß ab! Die verſtummende Seele
Faßt dich, Gedanke, nicht mehr!

Ode

an die selige N***

Du bist der Erden entflohn, die deine göttliche Tugend
Umsonst, o N..., lehrreich bestraft!
Du bist der Erden entflohn, und deine seligen Augen
Schaun Gott, und sehn nach der Erde nicht mehr!

Zwar wenn des Himmels Genuß nicht die Empfindung der Freundschaft,
Nicht die Empfindung der Liebe verlöscht:
So kommst du unsichtbar noch zu deiner dir gleichen Schwester
Zu deinem liebenden Damon zurück.

Du ſchwebeſt, ſeliger Geiſt, um ſie mit tröſtenden Flügeln,

Wenn ihre Seele dich edel beweint:

Ihr Herz verkennet dich nicht, fühlt, daß du da biſt, und zittert,

Und ſeine Klage vertreibet dich nicht.

Wenn du, vom Himmel entzückt, auch ſterbliche Lieder noch höreſt,

So höre dieſes dich rufende Lied.

Komm im belehrenden Traum, komm, und erſcheine der Phyllis.

Sie ſehe dich, und ſie werde, wie du!

Ein Lob, das wenige reizt, das Lob der ſittſamen Tugend

Rührt ſchon ihr junges, ſich bildendes Herz.

Sie ſeufze der Sch... ſchon nach: Warum, warum hat mein Auge

Nicht dieſen Engel nur einmal geſehn?

Zwar ihr erfindſames Herz erſchuff ſich ſelber dein Bildniß,

Sie ſah in nächtlichen Träumen dich ſchon;

Doch blaß, und durch die Gewalt verjahrter Krankheit verwandelt,

Wie auf der Paare dein Damon dich ſah.

Du aber zeige dich ihr in der unſterblichen Schönheit,

Die dir das Anſchaun des Ewigen ſchafft,

Und lächle himmliſch ſie an, mit jenem Lächeln voll Freundſchaft,

Mit dem du ſonſt deine Schweſter umfiengſt.

Sey ihr, mit Blicken, die ſie zu großen Entſchlüſſen begeiſtern:

Was in dir klopft, iſt der Tugend Gefühl!

Dem folg; umſonſt iſt dir nicht ſo viel Empfindung gegeben;

Bleib ewig dieſer Empfindung getreu!

Doch,

Doch, Freundin, weißt du es auch, was du vor Wege dir wählest?

Ach, es sind Wege, die keiner sich wählt!

Nur selten findet dein Fuß Gefährten, seltner noch Führer;

Und wer nicht nachfolgt, der haßt dich, und schmäht.

Doch ja, du weißt es, und eilst doch der Verachtung entgegen.

Sey sicher; solche Verachtung ist Ruhm.

Und das untrügliche Lob nur eines billigen Herzens

Ist größer, als die Bewunderung der Welt.

Wer hat die G.. inn denn, und wer die Sch**inn gepriesen?

Wer meine Schwester? Man kennet sie nicht.

Du aber, Phyllis, kennst sie; du liebst sie; und daß du sie liebest,

Ist ihnen mehr, als der Zuruf des Volks!

Wie Schweſtern werden ſie dich, ich werde ſelbſt dich ſo lieben!

Der ganze Himmel hat Freunde für dich!

Verachte keinen; du biſt dazu zu beſcheiden geſchaffen;

Doch den verachte, der Tugend nicht kennt.

Nur mache ſtets für dein Herz. Wie zärtlich wird es einſt lieben!

Und wer verdient dein empfindendes Herz?

Nur der, nur der, welcher dich mit ſolcher Zärtlichkeit liebet,

Als mich mein Damon, der noch mich beweint!

Der Adler

eine

Ode.

Als ich unter den Menſchen noch war, da war ich ein Jüngling,

Weiblich und zart vom Gefühl,

Ganz zur Empfindung der Liebe geſchaffen. So zärtlich und fühlend

War kein Sterblicher mehr.

Alſo ſah ich ein göttliches Mädchen; ſo zärtlich und fühlend

War keine Sterbliche mehr.

Aber ein unerbittliches Schickſal, ein eiſernes Schickſal

Gab mir ein hartes Geſetz,

Ewig zu ſchweigen, und einſam zu weinen. So zärtlich und elend

War kein Sterblicher mehr.

Einſt ſah ich ſie im Haine, da gieng ich ſeitwärts, und weinte

Seitwärts ins Einſame hin,

Tief in den dunkelſten Hain, der den bängſten Schmerzen geweiht war,

Und dem erbebenden Geiſt.

Ach vergebens erſchaffne! wenn jene, die die Natur dir

Gleich ſchuf, ewig dich flieht;

Ach vergebens, unſterbliche Seele! wenn ewig einſam

Dir die Unſterblichkeit iſt.

Wenn du, da du die Seelen erſchufſt, zwo Seelen von vielen,

Mütterliche Natur,

Zärtlicher und ſich ähnlich erſchufſt, und gleichwol ſie trennteſt,

Sage, was dachteſt du da,

Mütterliche Natur? Sonſt immer weiſe, mir aber

Hier nicht weiſe genug,

Hier nicht zärtlich genug! Nicht mehr die liebende Mutter,

Die du immer ſonſt warſt.

Ach

Ach, wenn dich noch Thränen erweichten! und wenn ein vor Wehmuth

Bang erbebendes Herz,

Dich und dein eisernes Schikſal, und ſeine Donner verſöhnte,

Wenn du Mutter noch wärſt!

Wenn, wie vormals, dein Ohr, zur Zeit des goldenen Alters,

Stammelnde Seufzer vernähm!

Aber du bleibſt unerbittlich und ernſt! So ſey es denn ewig!

Seys! Nicht mehr Mutter, Natur!

Warum haſt du mich nicht, wie dieſen Hain hier, erſchaffen,

Ruhig und ohne Gefühl?

Warum nicht, wie den Sänger des Hains? Er fühlt ſich vielleicht nicht,

Oder iſt es Gefühl,

Was er tönet, ſinds zärtliche Klagen, die ſeufzend ſein Mund ſingt?

Ach, ſo wird er gehört!

Ach, so lieben ihn Sängerinnen! So donnert kein Schicksal,

Sie zu trennen, daher!

Ach, so fühlt er kein menschliches Elend! Auf, laß mich, wie er, seyn!

Nicht mehr Mutter, Natur!

Schaffe zur Nachtigall mich! Doch laß mir die menschliche Seele,

Diese Seele nicht mehr!

Also sagt ich, und wurde verwandelt, doch blieb mir die Seele,

Und mein zu fühlendes Herz;

Und nicht glücklicher klag ich noch einsam, und weine die Nacht durch,

Und den mir nächtlichen Tag.

Wenn der Morgen daher thaut, wenn glücklichern Vögeln und Menschen

Du, o Abendstern, winkst,

Geht, die ich lieb, im Haine daher; dann sing ich ihr Klagen;

Aber sie höret mich nicht.

O, ſo höre mich, Jupiter, dann, du des hohen Olympus
Donnerer, höre du mich!
Schaffe zum Adler mich um, laß deinen Donner mich tragen,
Daß ſein kriegriſcher Schall
Hart und fühllos mich mache, daß in den hohen Gewittern
Zärtlich mein Herz nicht mehr bebt,
Daß ich die ehernen donnernden Wagen des Zevs nur erblicke,
Aber kein blühend Geſicht,
Und kein lächelndes Auge, das ſeelenvoll redt, und die Sprache
Der Unſterblichen ſpricht.

* * *

Alſo ſang er, und wurde zum Adler, und an dem Olympus
Zog ſich ein Wetter herauf.

Ode

an

Herrn ***

Freund, kaum ſchlägt noch mein Herz, kaum klagt es noch ſeufzend zum Himmel,
Der alle Freude mir neidiſch entreißt;
Da nun alles dahin iſt, die Liebe, die Küſſe der Mädchen,
Die meine Seele ſich ſchmeichelnd entwarf;

Da kein Mädchen mich liebt, kein Blick, auf mich zärtlich geheftet,
Und keine ſchmachtende Mine mir winkt;
Da kein fühlendes Herz voll Unruh mir entgegen zittert;
Kein Herz, wo Scham und Empfindung gekämpft.

Da kein Mädchen mich liebt, da meine wehmüthige Jugend

Mir müßig und ungenossen entfloh,

Da mein Herz, das sich haßt, das nur noch Seufzer ernährten,

Zu früh verschmachtet, zu zeitig verwelkt.

Nun ist es aus, auch die Hoffnung, die, wie in gränzlosen Nächten

Ein morgenröthlicher Glanz, mir erschien,

Und in der Ferne das Bild des heitersten Mädchens mir zeigte,

Das auf mich zuflog, mich küßt, und entfloh.

Ach! schon glücklich genug, (wenn sie nur länger geblieben,)

Fühlt ichs, und willig betrog sich mein Herz.

Doch sie verschwand, und mein Schmerz, von diesem Schattengefühle

Nur mehr geschärft, kehrt noch stärker zurück.

Doch

Doch dich klag ich nicht an, ob gleich mein jugendlich Leben

Dem bängſten Kummer ein Schlachtopfer wird;

Ach du hätteſt gewiß, wenn du meine Zärtlichkeit kennteſt,

Du mir zu ſchönes Geſchlecht, mich geliebt!

Gehſt du gleich, da ich ſterb, ungerührt und heiter vorüber,

Schön, wie die Freude, wie Göttinnen, ſchön,

Segn ich dich doch, und bin dir die lezten Entzückungen ſchuldig,

Womit mein Herz dich noch fühlet — und ſtirbt.

Aber du, Freund, nimm meine Leyer, und wenn ich erblaßt bin,

So geh, und hänge ſie über mein Grab!

Kommt dann auch oft, du und Doris, bey meiner Aſche zu weinen,

Und ſagt: daß der zärtlichſte Jüngling hier ſtarb.

Ode

an Fanny.

Dieſen frölichen Lenz ward ich, und ſang zuerſt,
Dieſen frölichen Lenz lehrt Aedone mich,
Meine Mutter, und ſagte:
Sing, Aedon, den Frühling durch!

Horcht der Wald dir allein, deine Geſpielinnen
Sitzen horchend die nur deinem Geſange da;
Alsdann ſing, o Aedon,
Nachtigallen Geſänge nur!

Aber tritt er daher, welcher erhabner iſt,
Als der himmliſche Hain, kommt er, der Erde Gott:
Alsdann ſing, o Aedon,
Seelenvoller und göttlicher!

Denn

Denn sie hören dir zu, die doch unsterblich sind!
Ihren göttlichsten Trieb lockt dein Gesang hervor!
Alsdann singst du, Aedon.
Den Unsterblichen Liebe zu!

Ich entflog ihr, und sang, und der bewegte Hain,
Und die Hügel umher hörten mein junges Lied,
Und des Baches Gespräche
Sprach gelinder am Ufer hin.

Doch der Hügel, und Bach, und der bewegte Hain,
War der Erde Gott nicht! Hörerlos sang ich schwach!
Denn ich sang dich, o Liebe,
Nein Göttern und Göttinnen!

Doch vom Abend herauf unter des Schattens Nacht
Kam ein göttliches Bild, lebender als der Hain,
Schöner als die Gefilde,
Eine von den Unsterblichen!

Wie war ihr Anblick mir neu! Was ihr vom Auge blickt
Ach was war das? Wars das, so sie zur Göttin macht?
Sprach die Stimme den Blick aus:
O so würde sie süsser seyn,

Als mein zärtlichster Laut, als mein gesungenster
Und gefühlvollster Ton, wenn mich die junge Lust
Von den Wipfeln der Wälder
In die Höhn des Olymps entzückt.

Aug! ach, Auge, dein Blick bleibt unvergeßlich mir!
Und wie leg ich dir doch würdige Namen bey?
Wirst du Seele genennet?
Bist dus, das die Unsterblichen

Zu Unsterblichen macht? Auge, wem gleich ich dich?
Bist du ein blauer Olymp, an dem der Abendstern
Silberfarbig heraufsteigt?
Oder gleichest du jenem Bach,

Der dem Quell kaum entfloß, in dem der Roſenſtrauch
Seine Knoſpen beſieht, in dem ich ſelber oft,
Niederhangend vom Zweige,
Meine dichtriſche Stellung ſeh?

Und was ſpricht itzt ihr Blick? Hörſt du mir, Göttin, zu?
Hörſt du der Nachtigall zu? Sang ich von Liebe dir?
Und was flieſſet gelinder
Hoch vom ſchmachtenden Auge her?

Iſt das liebe, was dir zärtlich vom Auge rinnt?
Deinen göttlichſten Trieb lockt den mein Lied hervor?
Welche ſanfte Bewegung
Hebt dir deine beſeelte Bruſt?

Sprich, wie heiſſet der Trieb, welcher dein Herz bewegt?
Heißt er beſtes Geſchenk von den Olympiern?
Heißt er göttliche Tugend?
Oder Glück des Elyſium?

O geſegnet ſey mir, zwölfter May, ſchönſter Tag,
Da ich die Göttliche ſah! Aber geſegneter
Erſt du unter den Tagen,
Wenn ich in den Umarmungen

Eines Jünglings ſie ſeh! der die Beredtſamkeit
Dieſer Augen empfindt, und euch, ihr Frühlinge
Dieſer lächelnden Mienen,
Und den Geiſt, der dieß alles ſchuf.

Wars nicht, Fanny, der Tag, wars nicht der zwölfte May?
Der in den Hain hin dich rief, wars nicht der zwölfte May?
Der mir, weil ich allein war,
Oed und traurig vorüber floß!

Ode

auf die

G. und H. Verbindung.

Unberufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,
Nicht gewöhnet zu sehn tanzende Grazien,
Wollt ich Lieder, wie Schmidt singt,
Lieder singen, wie Hagedorn.

Schon griff, zärtliche Braut, meine verlohrne Hand
Nach Anakreons Spiel, schon lief ein Silberton
Durch die Leyer herunter,
Vom hinfliegenden blonden Haar;

Von dem Kuß, den man raubt, und ihn nur flüchtig fühlt,
Von der süsseren Lust eines gegebenen;
Von dem frohen Gelispel
Unter Freunden und Freundinnen,

Wenn

Wenn die ſchnellre Muſik in die Verſammlung ſich
Ungeſtümer ergießt, wenn der Tanz Flügel hat,
Und das wildere Mädchen
Feuervoller vorüber rauſcht;

Von der bebenden Bruſt, welche ſich ſanft empört,
Nicht geſehen ſeyn will, und doch geſehen wird:
Und von allem, was ſonſt noch
Durch die Lieder zur Freude lockt.

Aber mit Blicken voll Ernſt winket Urania,
Meine Muſe, mir zu, gleich der unſterblichen
Brittiſch denkenden Singer,
Oder, göttliche Fanny, dir!

Singe, ſprach ſie zu mir, was die Natur dich lehrt!
Scherz und Lieder hat dich nicht die Natur gelehrt!
Aber Freundſchaft und Tugend
Sollten deine Geſänge ſeyn!

Also sprach sie, und flog nach dem Olympus zu.
Aber darf auch ihr Ernst, bey dem Geräusch der Lust,
Bey den blühenden Mienen,
Leis und furchtsam vorüber gehn?

Ja du höreſt mich, Braut, und dein geſezter Geiſt
Miſcht zur Freude den Ernſt, und fühlt die Freude mehr!
Du verkenneſt das Lächeln
In dem Antlitz der Tugend nicht!

Wenn die Lippe nicht mehr, nicht mehr die Wange blüht,
Wenn der ſterbende Blick ſich in die Nacht verliert,
Wenn wir unſrer Verlangen
Thorheit weis und verachtend ſehn;

Wenn, wo ſonſt uns der Lenz auch zu den Blumen rief,
Wenn, bey unſerem Grab, Enkel und Enkelinn
Uns vergeſſend ſich lieben:
Dann iſt, Freundinn, die Tugend noch!

Jene Tugend, die du kennſt und beſcheiden übſt,
Die den, welchen du liebſt, neben dir glücklich macht,
Die dem Auge der Eltern
Heimlich Thränen der Freud entlockt.

Ode

an Herrn Klopſtock.*

Wie in einſamer Nacht eine verlaßne Braut,
Der des Vaterlands Noth ihren geliebteſten,
Ihren zärtlichen Jüngling
Aus dem ſchmachtenden Arme riß,

Hin, wo Opfer des Schwerdts wartende Gräber ſchon
Schaarenweiſe gefüllt; wie die Verlaßne da,
Lange traurige Stunden,
Tief vom Schmerze gebeugt, verweint.

Der

* Vermuthlich von Herrn Ebert.

Der Entzückungen Bild, die ſie an ſeiner Bruſt
Sonſt mit Wolluſt berauſcht, fühlt nun ihr Herz nicht mehr,
Und, zu Thränen gewöhnet,
Kennt ihr Auge den Schlummer nicht.

Oft, im Schatten verwirrt, ſieht ſie des Jünglings Haupt
Ganz mit Blute bedeckt, hört, wie er nach ihr ruft,
Sie bey Namen noch dreymal
Röchelnd nennet, und niederſinkt.

O! da ſtürzt ſie aus Angſt zu ihm, und weinet laut,
Bis der dämmernde Tag halb ſchon die Nacht verſcheucht,
Und ihr kraftloſes Auge
Sich zu ſchrecklichern Träumen ſchließt:

Freund, ſo klagt ich um dich, als dich mein Herz verlohr!
Lange zweifelt ich noch, ob es ſich nicht betrog,
Doch du wagteſt es grauſam,
Weinend küßteſt du mich, und ſtohſt.

Voll Verzweiflung und wild folgte mein Blick dir nach,
Bis das ferne Gewölk hinter dir nieder floß.
O! da ſtand ich, und bebte,
Stumm und fühllos, gleich Sterbenden.

Im Getümmel des Kampfs, der mir das Herz zerriß,
Sank ich matt und betäubt und wie im Taumel hin.
Schmerz! du währſt noch, in lange
Finſtre Traurigkeit aufgelöſt!

Dort im ſchattichten Hayn, wo die Zufriedenheit
Uns ſonſt lächelnd empfieng, hab ich dich oft geſucht.
Doch die Spuren im Graſe,
Wo wir ſchlummerten, fand ich nur.

Dort am Bach, der vor uns ſüß, wie ein teiſch Lied,
Im harmoniſchen Ton liſpelnd, vorüber ſchlich,
Girrt ich oftmals, und klagte,
Und er murmelte trauriger.

Jene Buchen, die oft, wenn du ein Lied begannſt,
Ihr ehrwürdiges Haupt zu dir herabgeneigt,
Fragt ich; wenn ich ſie fragte,
Seufzt ich ihnen die Dryas laut.

Wenn der Abendſtern kam, wenn ſich die Roſe nun,
Vom liebkoſenden Weſt nicht mehr geſchmeichelt, ſchloß:
Da entrann ich dem Hayne,
Und ſchlich einſam die Fluren durch.

Nicht voll Freude wie erſt, nicht wie ich ſonſt umringt
Vom ſanftönenden Laut lesbiſcher Lieder kam,
Dem mit goldgelben Haaren
Patareiſchen Phöbus gleich;

Damals floß noch mein Lied voll von Beredſamkeit,
Die der Mädchen Herz rührt. Oft hat Cythere ſelbſt,
Die vom Hayne herabſtieg,
Mit den Grazien mich beehrt.

Voll jungfräulicher Scham, die auf den Wangen saß,
Wie mein Mädchen voll Reiz, tanzten sie rings um mich;
Da entwölkte der Mond sich
Und hieng aufmerksam über uns.

Nein, die Stunden sind hin, jezt haucht der Abend mir
Keine Freude mehr ein, seit mir von seinem Reiz,
Der mich vormals entzückte,
Nur die Einsamkeit übrig blieb.

Freund, wie flüchtig und schnell schlüpfte die güldne Zeit
Meiner Jugend vorbey? da, als ich dich besaß,
Und mit Rosen umkränzet
Deinen Armen entgegen kam!

Stunden, eilet zurück! Laßt mich ihn wiedersehn!
O! dann soll ihn mein Arm fassen, und rings um mich
Soll ein ewiger Frühling
Auf den frölichen Fluren blühn!

Eine

Eine Choriambiſche

Ode.

Komm, erwarteter Tag, welchen mir Zärtlichkeit,
Freyheit, Freundſchaft, und Glück ewig zum Feſttag macht!
Tag, kein Schickſal entzieht ſuchenden Augen dich
In verheelenden Wolken mehr.

O wie oft hat mein Geiſt, Tage der Zukunft, euch
Alle traurig durchzählt! O wie oft unter euch
Nach dem Tage geforſcht! Ach, ich fand unter euch
Den verweilenden Tag noch nicht!

Doch itzt ſeh ich ihn ſchon, wie er von ferne kommt.
Stunden, die ihr ihn bringt, Stunden, beflügelt euch!
Eilt, und bringt mir den Tag, welcher der Freude mich,
Neugebohren, entgegen führt!

Und

Und du, glücklicher Tag, gehe mir heiter auf,
Festlich heiter, wie der, der meinen G** mir,
Festlich heiter, wie der, welcher der Schwester mich
In die wartenden Arme warf.

Fröhlich will ich entfliehn, wie eine Nachtigall
Ihrem Kefig entfliegt, wo sie nur Klagen sang.
O, wie reißet sie sich, muthig und ungestüm,
Aus den sklavischen Gegenden!

O, wie stürzt sie so schnell sich durch die Lüfte hin!
Was erfindet ihr Geist, welcher sich wieder fühlt,
Schon für Lieder! Wie neu stimmet die Freyheit schon
Ihren muthigen Waldgesang!

Also will ich entfliehn. Nicht in der Dunkelheit!
Freunde, die mir mein Glück hier in der Barbarey
Spät, doch freundschaftlich gab, führet der Freyheit mich
Fröhlich, und im Triumphe zu.

Keiner

Keiner klage mir nach, keiner beweine ſich.
Liebt einander getreu, wie mich mein Damon liebt.
Es erwarten auch euch ſchon die Umarmungen
Meiner Freunde mit Ungeduld.

Und du, welche mein Herz zärtlich, viel zärtlicher,
Als ein anderer je, Chloe, dich lieben kann,
Und unglücklicher liebt! Haſſe mich, Chloe, nicht,
Wenn mein Herz dir zu fröhlich ſcheint.

Zwar ich fliehe dich itzt; aber aus Tauſenden
Wählt ich dich mir allein, liebteſt du, Chloe, mich.
Ach, ich hab es gehofft! Aber du haſt mich wohl,
Liebenswürdige, nie geliebt.

Dennoch flöh ich wohl nicht, liebt ich dich weniger.
Meine Zärtlichkeit ſelbſt reißet mich von dir weg,
Daß dich auch nicht ein Blick, nicht ein entfliehender,
Unbeſcheidener Seufzer kränkt!

Wenn

Wenn die Stunde nun kommt, welche mich von dir
trennt:
(Ach! auf ewig trennt sie, Göttliche, mich von dir!)
So verhehl es mir nicht, wenn mich dein menschliches,
Dein grosmüthiges Herz beklagt.

Nur ein einziger Blick winke mir Tröstung zu!
Nur ein einziger Blick! daß meine Seele nicht
Neue Träume sich schafft, die sie betrogen liebt,
Neue, tödtende Hoffnungen!

Elegie.

Der du zum Tiefſinn und Ernſt erhabner Geſänge gewöhnt biſt,

Und die einſame Bahn alter Unſterblichen gehſt,

Sing itzt, mein Geiſt, ein tibulliſches Lied: Dich ladet die Liebe

Deines Freundes, zum Scherz und zu Empfindungen ein,

Die die Seele des Jünglings mit mächtigern Freuden erfüllen,

Als er in den Armen ſeiner Geſpielen genoß;

Die das Herze des Mädchens mit ſüßrer Wolluſt durchwallen,

Als ſie in dem Umgang ihrer Geſpielinnen fand.

Töne, mein Lied, wie liebende, ſanft mit gelinderer Stimme,

Sey der blühenden Braut jungen Entzückungen gleich.

Sey wie der Thau des erwachenden Tags, der vom Roſengebüſche

In das lockichte Haar einer Verliebten zerfließt,

Wenn sie schon wach, und freudig, und wild, die schönste der Rosen

Ihren noch schlummernden Freund zärtlich zu wecken, sich sucht.

Oder wie Byblis sanfttönender Quell, der nun nicht mehr weinte,

Und durchleuchtig und hell Ufer voll Myrten durchfloß;

Denn dich höret mein Schmidt, und horcht von der Höhe der Ode

Lächelnd in Tibullens blumichte Thäler hinab.

Auch die hört dich vielleicht, die mehr als scherzende Lieder,

Die im prophetischen Klang tönende Lieder empfindt.

Aber Du, glücklicher Freund, mit deiner jungen Geliebten,

Höret mich an diesem festlichen Abend nur nicht!

Ihr fühlt mehr, als Lieder Euch lehren, und laßt es dem Dichter,

Daß er von Küssen entfernt, anderer Küsse besingt.

Freund,

Freund, ein einziger Blick, von einer Seele begeiſtert,
Die von der ſüßen Gewalt ihrer Empfindungen bebt;
Und ein Seufzer, mit vollem Verlangen, mit voller Entzückung,
Ausgedrückt, auf einen zitternden blühenden Mund,
Ein beſeelender Kuß, iſt mehr, als hundert Geſänge
Mit ihrer ganzen langen Unſterblichkeit werth.
Wer ſein Leben durch liebt, nicht der, der in brauchbarern Stunden,
Was er ſich ſelber entzieht, Eulen genießbarer macht,
Iſt ein glücklicher Mann: Sey du es, und liebe, bis einſt dich
Ein ungefürchteter Tod ſanften Umarmungen raubt.
Segne den Stunden itzt nach, (die Stunden ſind ſchon entflohen;
Merk es, und lerne die Flucht unſrer hineilenden Zeit!)
Segne den Stunden itzt nach, da du ſie zum erſtenmal ſahſt,
Da ſie ſanft erröthend ſich und ihr Leben Dir gab.

Sogne den Stunden itzt zu, (die Stunden werden auch fliehen,

Nimm sie, und lerne die Flucht unsrer hineilenden Zeit!)

Sogne den Stunden itzt zu, die dich noch glücklicher machen,

Jetzo, da sie ganz sich deiner Umarmung vertraut.

Da sie mit nicht mehr bebendem Blick dich zärtlicher ansieht,

Wieder dich ansieht, und frey, und viel gelehriger küßt.

O wie glücklich seyd ihr! Mich deucht, als sah ich euch kommen,

Wie ihr im freudigen Tanz vor der Versammlung erscheint.

Sie zieht jugendlich leicht, mit schlürfendem Fusse, vorüber,

Und sieht, glücklicher Freund, in der Versammlung nur dich.

Dir nur sagt sie etwas, wenn sie bald lächelnd sich umkehrt,

Bald mit offenem Arm deiner Umarmung zufliegt.

Jetzo

Jetzo leicht dir entflieht, itzt mit jungfräulichem Stolze,

Zwar von Zärtlichkeit voll, wie im Triumphe doch geht.

So gieng Aurora daher, als sie von thauenden Bergen

Menschlicher ins Thal hin, zu ihrem Cephalus kam.

Zwar ein himmlischer Glanz floß um die Schultern der Göttinn,

Und das Gebirg erklang unterm unsterblichen Fuß:

Doch da sie näher ihm kam, ließ sie die Gottheit im Haine,

Warf mit Rosen nach ihm, küßt ihn, und lockte sein Haar.

So geht Deahna daher: Nun bleibt sie voll heimlicher Wollust,

Daß sie dein Herze besitzt, und vor Entzückungen, stehn.

Also bleibt ein besungenes Mädchen, (ein göttlicher Dichter

Brachte sie der Nachwelt und den unsterblichen zu,)

Darum bleibt sie auf einmal entzückt, tiefsinnig, und lächelnd,

Unter der Versammlung ihrer Gespielinnen stehn;

Auf die Unsterblichkeit stolz, wenn ihre Schönheit dahin ist,

Hat sie doch den Nachruhm, ihre Gespielinnen nichts.

Freund, du sahest sie stehn, und flohst mit sehnlichen Blicken,

Ihrem vor Entzückung thränenden Angesicht zu.

Aber das sahst du wohl nicht, daß izt ihr lockichtes Haupthaar

Unvermerkt ihr Silphe leicht und geschäftig umflog.

Mit sanfttönendem Laut des morgenröthlichen Fittigs

Flog er um ihr Haupthaar, und schnell verwandelt er sich.

Nahm die weiße Gestalt der anakreontischen Taube,

Ihren geschwätzigen Ton, ihre Geselligkeit, an;

Und wie vom geistigen Wein des weisen Anakreon trunken,

Und wie im lyrischen Ton lächelnder Lieder gelehrt,

Fieng er poetisch so an, (ich habe sein Girren vernommen!)

Rauschte mit den Flügeln, lächelt, und weissagte so:

Euch

Euch wird, unterm Geräuſch oft wiedergegebener Küſſe,
Eure genoſſene Zeit ſanft und zufrieden entfliehn!
Wenigen Menſchen ertheilt, von wenigern ſorgſam genoſſen,
Flieſſen aus dem goldnen Alter die Stunden euch zu.
Mit den Stunden vereint, eilt eure geſellige Freude,
Unberent nach dem Genuß, heiter und lächelnd vorbey.
Dreymal geſegnet ſeyd mir! Was alle Thoren verkennen,
Was zum Reichthum verdammt, Narren unwiſſend verſchmähn,
Tugend, und die Weisheit, das Leben würdig zu brauchen,
Und den Tod nicht zu ſcheun, hat euch das Schickſal verliehn.

Ode

an

Herrn Bodmer.

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmſten Wunſch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
Wo ein Sterblicher gehen will.
In der Ferne ſieht GOtt, auf der Unendlichkeit
Uns unſichtbaren Schauplatz hin.
Herzen finden ſich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geſchaffen ſind.
Jetzo trennet die Nacht fernerer Himmel ſie;
Jetzo lange Jahrhunderte!
Niemals ſah dich mein Blick, göttlicher Addiſon;
Niemals lehrte dein Mund mich ſelbſt;

Niemals

Niemals lächelte mir Rowe, Britannicus
Unſchuldsvolle Bewohnerin.
Auch dich werd ich nicht ſehn, der du in ferner Zeit,
Wenn ich lange geſtorben bin,
Für mein Herze gemacht, und mir der ähnlichſte,
Nach mir einmal auch ſeufzen wirſt.
Auch dich werd ich nicht ſehn, wie du dein Leben lebſt;
Werd ich einſt nicht dein Genius.
Alſo ordnet es GOtt, welcher ins Feuer ſieht,
Tiefer hinan ins unendliche!
Oft erfüllet er auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünſchen wagt.
Wie von Träumen erwacht ſehn wir dann unſer Glück,
Sehns mit Augen, und glaubens kaum.
Dieſes Glücke ward mir, als ich das erſtemal
Bodmers Armen entgegen kam.

Ode

an

Herrn Cl.

Seit ich, mein Freund, mir wieder gegeben bin;
Lach ich des Crösus. Froher, als Könige,
Beneid ich nicht der Erde Götter,
Wenn ich in Ruh mit Ariſten ſcherze,

Und ſeines Glückes täglicher Zeuge bin;
Wenn ihm Charlotte freundlich die Wangen klopft,
Und ihre Küß auf ſeinem Munde
Freuden erſchaffen, die Lieder werden.

Die ſanften Lieder ſingen die Grazien
Bey Nacht den ſtillen horchenden Haynen vor;
Dann tanzen. (Freund, ich habs geſehen,)
Junge Dryaden nach ihren Tönen;

Und meine Seele hallet Empfindungen
Der Freundſchaft wieder, jauchzet, und ſegnet ſich.
Nein, Freund, ich tauſchte nicht Minuten
Gegen der Könige ganzes Leben.

Abſchieds-Ode;

an

Giſeke.

Geh! Ich reiſſe mich los, obgleich der männlichen Tugend
Thränen zu weiblich nicht ſind.

Geh! Ich weine nicht, Freund; Ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint ich dir, Giſeke, nach.

Denn ſo werden ſie alle dahingehn, ein Jeder den andern
Einſam verlaſſen, und fliehn.

So zertrennet der Tod zween göttliche Gatten; der Mann kam
Weinend im Ocean um;

Sie am öden Geſtade, wo von dem geheimvollen Meersand
Sturmwind ihr Grabmaal erhöhn.

So liegt Miltons Gebein, entfernt vom Gebein des Homerus,

Und kein Cypreſſenbaum rauſcht

Von dem Grabe des einen zum Grabe des andern hinüber,

Noch ein beweinender Laut.

Alſo ſchrieb unſer aller Verhängniß auf eiſerne Tafeln

Der im Olympus, und ſchwieg.

Was der in dem Olympus geſchrieben, verehr ich im Staube;

Weine gen Himmel nicht auf.

Geh, mein zärtlichſter Freund, dir ſegnen deine Getreuen

Auch vielleicht thränenfrey nach;

Wenn die Seele nicht Zähren, den freundſchaftsloſen unweinbar,

Bang und erbebend vergießt.

Eile zu Hagedorn hin, und wenn du genug ihn umarmt haſt,

Wenn euch die erſte Begier,

Euch zu sehen, gestillt ist, wenn alle Thränen der Freude,

Nieblich verweint sind, und fliehn;

Giseke, sag ihm alsdann nach drey genossenen Tagen:

Daß ich ihn liebe, wie du!

An
eine Freundin.

Der, o Freundinn, der dich fühlbarer bildete,
Als die Seelen, die ihm, welcher ſie werden hieß,
Als ſie waren entflohn, und zu den Laſtern ſich
Gleich hinunter erniedrigten;

Sage, gab dir wohl der ſo viel Empfindlichkeit,
Ein ſo ſeltenes Geſchenk, daß du nicht lieben ſollſt?
Oder ſchuf er dein Herz, zärtlich und liebenswerth,
Einem glücklichen Liebenden?

Liebe, Freundinn, nur den, welcher dich wieder liebt.
Deinetwegen iſt er zärtlich und liebenswerth!
Seinetwegen biſt du zärtlich und liebenswerth!
Für einander von GOtt beſtimmt!

Füreinander bestimmt! Wenn gleich der weise GOtt
Durch sein Schicksal euch noch beide zu trennen scheint;
Nicht aus menschlichem Neid, oder aus Eigensinn.
Also trennen nur Menschen euch!

Opfre, Freundinn, nur erst alle die sittsamen
Sanften Thränen dem auf, welcher dich weinen sieht.
Er mibilligt sie nicht. Aber er weiß auch schon,
Wie viel Zähren du weinen sollst.

Bleibe standhaft ihm treu; murre nicht wider ihn.
Er belohnt dir gewiß jegliche trübe Nacht,
Jeden traurigen Tag, wenn er gleich dunkler ist,
Als die schröcklichste Mitternacht.

Mit gewaltiger Hand nimmt er dem Himmel bald
Seine Sonne hinweg, bringt er dem Himmel bald
Seine Sonne zurück, welche dann fröhlicher
Auf die Wesen herunterlacht.

Alſo nimmt er auch itzt deinem beſtürzten Geiſt
Seine Freuden hinweg. Aber auf ewig nicht!
Wenn du lange geweint, heitert er deinen Blick
Doch in dankbares Lächeln auf.

Ode

auf

Cramers Eheverbindung.

Verwaiſte Leyer, welche die Traurigkeit,
Seit keines Freundes Umgang dich ſtimmen half,
Der Hand entſchlug! Die du vergeſſen
An dem Cypreſſenaſt müßig dahiengſt!

Da mich die Freude wieder beſuchet hat,
Der ich ſonſt nachrief, (Ach, ſie, als wenn ſie mich,
Mich, ihren alten Freund, nicht kennte,
Hörte mein Flehn nicht und floh vorüber!)

Da

Da mich die Freude selbst wieder zu sich ruft,
Und meinem Cramer lächelnd entgegenführt,
Nehm ich dich wieder; festlich prangst du
Mit der hochzeitlichen Myrth umschlungen!

Du hallest Töne hoher Begeisterung;
Nichts, als Entzücken, jauchzet der Wiederhall.
Mein Cramer liebt, er liebet glücklich;
Seine Charlott ist gerührt, und liebet.

Sie bückt sich auf dich. Freundlichkeit träufelt ihr
Von ihrem Lächeln über dein Angesicht,
Freund, fühl, und ungenüzt entflieh die
Keine Minute von deinem Leben.

Ihr niedern Sklaven roher Empfindungen!
Entweich o Pöbel! Fliehe! Wir hassen dich.
Mein Cramer donnre diesen Pöbel,
Donnre die Schande der Liebe nieder.

Wie paradieſiſch bildet die Unſchuld nicht
Dein Herz zur Liebe. Sehnende Sittſamkeit
Führt deine Braut zu dir, wie Eva
Schüchtern zum nackenden Adam eilte.

Mein Herz, wie mächtig drängt ſich der Ueberfluß
Der Freuden in dich! Augen, was blendet euch!
Der Himmel theilt ſich; o der läßt ſich
Mit den gebreiteten Flügeln auf uns!

Welch Antlitz! Iſt es eine der ſeligen
Verklärten Seelen? Iſt es die Sittſamkeit,
In menſchliche Geſtalt gekleidet?
Cramer, ſie ſegnet dich, und verſchwindet.

Ode

von der

Fahrt auf der Zürcher See.

Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluhren verſtreut; ſchöner ein froh Geſichte,
Das den groſen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von der ſchimmernden See weinvollen Ufer her,
Oder, flohest du ſchon wieder zum Himmel auf,
Komm im röthenden Strale,
Auf den Flügeln der Abendluft;

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter ſeyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem aufwallenden
Vollen Jauchzen des Jünglings!
Sanft, der fühlenden Schwärmerinn gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an deſſen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freye Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbey geflohn;

Jezt entwölkte ſich fern ſilberner Alpen Höh;
Und der Jünglinge Herz ſchlug ſchon empfindender;
Schon verrieth es beredter
Sich der ſchönen Begleiterinn.

Hallers Doris ſang uns ſelber des Liedes Werth
Hirzels Daphne, den Kleiſt zärtlich, wie Gleinen, liebt;
Und wir Jünglinge ſangen
Und empfanden wie Hageborn.

Jezt empfing uns die Au in die beſchattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Inſel krönt:
Da, da kamſt du, o Freude!
Ganz in vollem Maaß über uns.

Göttinn

Göttinn Freude! du ſelbſt! dich, dich empfanden wir!
Ja du wareſt es ſelbſt, Schweſter der Menſchlichkeit,
Deiner Unſchuld Geſpielinn,
Die ſich über uns ganz ergoß!

Süß iſt, fröhlicher Lenz, deiner Begeiſterung Hauch,
Wenn die Flur dir gebiert, wenn ſich dein Odem ſanft
In der Jünglinge Seufzer,
Und ins Herze der Mädchen gießt.

Durch dich wird das Gefühl jauchzender, durch dich ſteigt
Jede blühende Bruſt ſchöner und bebender,
Durch dich reden die Lippen
Der verſtummenden Liebe laut!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Wenn er ſanftere Luſt, wenn er Gedanken winkt,
Im ſokratiſchen Becher,
Von der thauenden Ros umkränzt;

Wenn er an das Herz dringt, und zu Entſchließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehrt verachten,
Was des Weiſen nicht würdig iſt.

Reizend klinget des Ruhms lockender Silberton,
In das ſchlagende Herz, und die Unſterblichkeit,
Iſt ein großer Gedanke,
Iſt des Schweißes der Edlen werth.

Durch der Lieder Gewalt bey der Urenkelinn
Sohn und Tochter noch ſeyn; mit der Entzückung Ton,
Oft beym Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her;

Da ihr ſanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch genießen ins ſanfte Herz,
Iſt, beym Himmel! nicht wenig!
Iſt des Schweißes der Edlen werth.

Aber süßer ists noch, schöner, und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen, ein Freund zu seyn!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenkten Blick,
Auf die silbernen Wellen,
That mein Herz den frommen Wunsch:

Möchtet ihr auch hier seyn, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoos einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand.

O! so wollten wir hier Hütten der Freundschaft baun.
Ewig wohnten wir hier, ewig! wir nennten dann
Jenen Schatten-Wald, Tempe,
Diese Thäler, Elysium.

Ode

als er den Messias zu singen unternahm.

Euch Stunden grüß' ich, die mir der Abendstern
Ueber mein Haupt hin still, zur Erfindung, führt!
O geht nicht, ohne mich zu segnen,
Nicht ohne Götter Gedanken weiter!

Im Thor des Himmels sprach ein Unsterblicher:
„Eilt, heilige Stunden, die ihr die Unterwelt
„Aus diesen goldenen Pforten Gottes
„Selten besucht, eilt zu jenem Menschen,

„Der den Messias seinem Geschlechte singt!
„Deckt ihn mit dieser schattigten kühlen Nacht
„Eures Gefieders, daß er einsam
„Unter den Schatten des Ewigen dichte!

„Euer

„Euer Werk, Stunden, werden Jahrhunderte,
„Dies weissagt Salem, ganze Jahrhunderte
„Werden es hören, den Messias
„Ernsthaft betrachten, und heilig leben.

Er sprachs. Ein Nachklang von dem Unsterblichen
Fuhr mir gewaltig durch mein Gebein dahin;
Ich stand, wie wann in Donnerwettern
Ueber mir GOtt geht, erstaunt und freudig.

Daß diesem Ort kein schwazzender Prediger,
Kein wandelloser Christ, der Propheten selbst
Nicht fühlet, nah sey! Seyd mir alle
Unsichtbar, Bürger des Staubs, Gedanken,

Die jezt gekrönte, die ungekrönte Narren
Rings um denken, die dich, du Heilige,
Dich edle, dich du Menschen Freundinn,
Göttliche Tugend, die dich entweihn!

Dest

Deckt heilige Stunden, decket mit eurer Nacht
Den stillen Eingang, daß sich kein Sterblicher
Annähre; winkt selbst meiner Freude
Stets gern gehorchten geliebten Fuß weg!

Ausser wann Schmied will aus den Versammlungen
Der Musen Tabers zu mir herübergehn,
Doch, daß du mir, vom Weltgerichte,
Oder von deiner erhabenen Schnesier

Dich unterredest! Ihr Oberrichter Amt
Ist liebenswürdig. Was ihr empfindend Herz
In unsern Liedern nicht empfindet,
Sey nicht mehr! was sie empfindt, sey ewig,

Darüber sollen künftige Christinnen
Weichherzig weinen, darauf sollen Seraphin,
Die unter Enkeln wandeln,
Ernst und Gedanken voll niederblicken!

Ode

an

Herrn S**.

Noch flieht mein Auge den Schlaf, und ſeine heiligen Träume,
Die Träume, die er für Dichter nur ſchafft.
Gebürg und Thäler ſind ſtill, und liegen im nächtlichen Thaue,
Der in die ſchlummernden Blumen ſich ſchleicht.

Freund, alles ſchlummert, wo nicht der Weingott oder die Liebe
In einigen muthigen Jünglingen wacht,
Die ſich umarmen, und dann ſich gröſſer und fürſtlicher dünken,
Als die ſchon ſchlafenden Könige ſind.

Da denk ich, zärtlicher Freund, in geliebter trauriger Stille
Mit ſtarker inniger Ungeduld dich!
Dich denk ich, und die Entfernung! Ach wärſt du, du mein Geliebter,
Schon von den ſeufzenden Armen umfaßt!

Wie weint dein klagender Freund nach deiner ſüßen Umarmung,
Aus der ein grauſames Schickſal mich riß!
Du ſiehſt es, Schickſal, wie ſich die Edeln brüderlich lieben:
Doch — Brüder lieben ſo zärtlich ſich nicht.

Und doch, o Schickſal, zerſtreuſt du die Edeln, die ſich ſo lieben?
Und deine Weisheit erhebt doch der Menſch?
Es iſt auch Weisheit; allein, für mich zu ſchreckliche Weisheit!
Mit welchem Kummer erfüllſt du mich?

Das ſeufz ich alles, du Freund, gleich M**, meinem Geliebten,
Der mich nun auch nicht mehr tröſtend umarmt!
Das ſeufz ich; traurig und ſtill, gleich mitternächtlichen Stunden;
Und was ich ſeufze, das höre nur ich!

Ach! da verſammelt der Schmerz die bald ausbrechenden Thränen!
Was ſeh ich für ängſtende Bilder vor mir!
Brecht aus ihr Thränen! Ich ſeh das Bildniß meiner Geliebten,
Da liegt ſie vor mir, und ſtirbt noch einmal!

Sie lächelt mich einmal noch an, und ſtirbt. Nun ſchließt ſich ihr Auge.
Ihr Auge ſchließt ſich, und tröſtet nicht mehr.
Mich wird der göttliche Mund nicht mehr zum Troſte vermahnen;
Der Mund von Gott und der Ewigkeit voll!

Die Göttliche ſtrafet nicht mehr die ſtille heimliche Thräne,
Die ihrem Muthe ſich ſchüchtern verbarg!
Sie ſah die Thräne bewegt, ward ſtark, und ſtrafte den Kummer;
Du, ſprach ſie, liebſt mich, Geliebter, — und weinſt?

Schnell trozt ich Schmerzen und Angſt, und ſtrafte ſelber die Thräne,
Und überwand mich, und ſeufzte nicht laut.
Ach! wer vermehrt mir denn itzt die Thränen, und ewige Klagen?
Ihr Mund vermahnt mich zum Muthe nicht mehr!

Ich ſeufz und ſtreite zugleich mit meiner unſterblichen Schwermuth,
Daß ſie mich, wenn ſie mein Genius iſt,
Und über mir ſchwebet, nicht weniger liebe, daß ſie mich nicht ſtrafe,
Daß ich nicht ſtandhaft mich zeige, wie ſie.

Wenn du noch Sterbliche liebſt, noch ſchwache Freunde der Tugend,
Die du itzt unter Unſterblichen wohnſt!

Ach richte, wenn du mich liebſt, doch meine Schmerzen nicht himmliſch!
Ich bin, wie Menſchen, und leide, wie ſie.

Sey mir unſichtbar mein Troſt, wie ſonſt dein tröſtendes Auge!
Dann werd ich ſtärker, als Sterbliche, ſeyn!

Doch kann ichs eher auch ſeyn, als bis du mich, meine Geliebte,
Im Tode ſtark und gelaſſen ſeyn lehrſt?

Ach! ewig, ewig werd ich die beſte Freundinn bewei-nen!
Weint, ihr, noch ferne Nachwelten mit mir!

Weint, künftige Zeiten, vielleicht noch edler, denn unſre!
An ihrem Grabmale werden ſie ſtehn,

Und Blumen pflücken, und ſtreun, und ihren ſeufzenden Töchtern

Mit Thränen ſagen: Seyd göttlich, wie ſie.

Sie werdens ſchwören! Ach weint ich doch ſchon in deiner Umarmung,

Du Freund der Tugend! Du weinteſt mit mir!

Ode
An Damon.

Iſt unter allen frohlichen Sterblichen,
Freund, auch nur einer, welchen der Himmel mehr,
Als dich, mit reinen Freuden ſegnet,
Glücklicherer Ehmann, und nun auch Vater!

Iſt auch nur einer unter den Wenigen,
Die Gott des Glückes würdigt, geliebt zu ſeyn,
Der mehr geliebt wird, als dich, Damon,
Deine getreue Dorinde liebet?

Mehr liebt nicht Chloens zärtlicher Ungeſtüm,
Nicht Daphnens Unſchuld, welche ganz Liebe wird,
Nicht der geprüften Doris Treue,
Oder Selindens verlohrne Großmuth.

Noch mehr geliebt seyn, wäre nicht Liebe mehr,
Und die Vergöttrung eines, der sterblich ist!
Nur dem gebührt mehr, dessen Odem
Seelen entstehn hieß, die lieben können.

Schon ist ein ganzes Jahr voll Entzückungen
Dir in Dorindens Armen dahin geflohn.
Was ist ein Leben ohne Liebe
Gegen ein einziges Jahr voll Liebe?

Und, Freund, von welchen neuen Empfindungen
Sanft überwältigt, zitterst du, Glücklicher!
In der Umarmung deiner Tochter,
Einer Unsterblichen, die dein Kind ist!

Das Allerreizte, welches die Liebe schenkt,
Und die Erfüllung aller der Hoffnungen,
Und die Belohnung aller Sorgen,
Welche nur liebende Herzen kennen!

Welch ein erhabner, großer Gedank iſt das,
Vor allen andern, welche die Seele denkt,
Ein Vater ſeyn! Freund! Welche Würde!
Macht ſie Dorinden dir nicht noch theurer?

Wohl dir, Geliebter, daß du ſo zärtlich biſt!
Freund, meine Muſe ſegnet dich! Ihr Geſang
Tönt von dem Glück erhabner Herzen.
Gähnender Pöbel, entflieh, und ſchlummre.

Wenn einen Jüngling mächtig die Lieb ergreift,
Die reine Liebe, welche den Geiſt erhebt,
Und in dem umgeſchaffnen Herzen
Alle Begierden der Wolluſt tödtet:

Wenn ihr ſein Leben, lauter und unſchuldvoll,
Nur edlen Sorgen heilig, vorüber flieſt,
Dem Bache gleich, der ſich harmoniſch
Mitten durch Roſengebüſche fortrauſcht:

Wie glücklich biſt du, liebender Jüngling, ſchon!
Selbſt deine Schmerzen ſtrömen dir Freude zu,
Auch ehe noch dein bittend Auge
Von dem gefälligen Aug erhört wird.

Wie glücklich biſt du! Glücklicher wirſt du ſeyn,
Wenn deine Schmerzen deine Geliebte theilt,
Wenn dir ein viel verrathend Auge
Ihre vergeltende Liebe zuwinkt;

Wenn nun die Stunde, welche ſie fürchtete,
Sie überſchleichet, eh ſie bewaffnet iſt,
Und ihren unverwahrten Lippen
Ihre geheimſten Verlangen weglockt;

Wenn ſchon die Wolluſt erſter Umarmungen
Viel Wünſche ſättigt, aber noch mehr erweckt,
Wenn ihr euch liebt, es wißt, es ſaget,
Und es euch tauſendmal wiederholet:

Wie glücklich bist du! Aber die Stunde schlägt,
Und wird euch trennen! Stunde der Mitternacht,
Du reißest den geliebten Jüngling
Weg von den Augen des besten Mädchens!

Von ihr verlassen, einsam, und unruhvoll,
Sitzt er und seufzet, wünschet und wacht sich matt.
Sein Schlaf ist Angst, sein Traum ist Sehnsucht,
Und ein Gezeufze sein Othemholen.

Der Tag kommt wieder. Aber ein schwarzer Tag!
Die Nacht war besser! Hoffe nur nicht auf ihn,
O Jüngling! Er erweckt dein Leiden;
Aber er bringet dir nicht dein Mädchen.

Ach, wie viel Wünsche lehret die Liebe dich,
Viel heiße Wünsche, welche sie nicht erfüllt!
Wie ist oft deine ganze Liebe
Eifersucht, Ungeduld, oder Sorge!

Allein, er kommt ſchon, jener erſeufzte Tag.
Er kommt; dir wird nun jeglicher Wunſch Genuß.
Sie iſt nun dein, und ſie umarmt dich
Mit den Entzückungen eines Weibes!

O welche Freuden heitern dein Leben auf!
Dein zärtliches Auge ſuchet umſonſt ſie nie.
Sie iſt das lezte, was du ſieheſt,
Wenn es zu Träumen von ihr ſich zuſchließt.

Entſchlummre ruhig! Wenn du erwachen wirſt,
Wird ſie dem Auge wieder das erſte ſeyn,
Und, halb noch ſchlummernd, ſchon doch lächeln,
Ihren Geliebteſten anzutreffen.

Durch ſüße Sorgen, welche nur Liebe ſind,
Und nicht mehr Unruh, oder geheimer Gram,
Bezeichnet ihr von eurem Leben
Jegliche Stunde mit einer Freude.

Iſt nun kein Glück mehr, welches du hoffen kannſt,
Kein dir noch fremdes, größers Entzücken mehr?
Nur noch ein einzigs; ſey auch Vater,
Lerne das fühlen, was Damon fühlet.

Lern erſt mit Zittern deiner Geliebten Grab
Von fern erblicken. Sey von dem ſchröcklichſten
Von allen quälenden Gedanken
Täglich geängſtiget, und verbirg ihn.

Und überſteh es, werde dafür belohnt!
Sieh nun dich ſelber und dein geliebtes Weib
Noch einmal leben! Sey ganz Freude!
Lerne noch edler und mehr ſie lieben.

Wie unausſprechlich liebet ſie, Vater, dich
In deinem Kinde! Welche Begeiſtrungen
Erſchüttern ſie! Sie jauchzet muthig
Ueber die Freude, dir zu gebähren.

Mit ihr vereine deinen getreuſten Fleiß,
Die zarte Seele, wenn ſie empfinden lernt,
Durch ein Gefühl der ſchönen Tugend
Ihrer Unſterblichkeit werth zu machen.

Ode

Ode
an
GOTT.

Ein ſtiller Schauer deiner Allgegenwart
Erſchüttert, GOtt! mich; ſanft gerühret, bebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl, ich fühl es,
Daß du auch hier, wo ich wohne, GOtt! biſt.

Von deinem Antliz wandelt, Unſichtbarer,
Dein Blick, der ſchauet durch mein eröfnet Herz.
Sey vor ihm heilig, Herz, ſey heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entſprungen,

Täuſchet mein Herz mich? Oder iſts wirklich wahr,
Was ein Gedanke liſpelnd dem andern ſagt?
Empfindung, biſt du wahr, als dürft ich
Frey mit dem Schöpfer der Seele reden?

Gedanken Gottes, die jezt der Ewige,
Der Weise denkt, wenn ihr den menschlichen
Gedanken zürnet, ach! wo sollen
Sie vor euch, Gottes Gedanken, hinfliehn?

Flöhn sie gen Himmel, siehe, so seyd ihr da;
Eilten sie bebend tief ins Unendliche,
Auch da, auch da im Unbegränzten
Könnet ihr, Allwissende, sie schauen.

Nähmen sie Flügel, Flügel der Seraphim,
Und flögen aufwärts in die Versammlungen,
Hoch ins Getön, ins Halleluja,
In die Gesänge der Harfenspieler;

Auch da ereilt ihr göttlicher Hörer sie.
So flieht dann nicht mehr, ob ihr gleich menschlich seyd!
Flieht nicht! der ewig ist, der weiß es,
Daß er in enge Bezirk euch einschloß.

Welch ein Gedanke, welche Verwirrung,
Daß meine Seele, GOtt! mit dir reden darf;
Daß vor dir darf mein Mund sich öffnen,
Töne der Menschen daher zu stammlen.

Ich wags, und rede, GOtt! doch du weißt es ja,
Schon lange weißt du, was mein Gebein verzehrt,
Was, in mein Herz tief hingegossen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild ist!

Noch heut erst sahst du meine mir lange Zeit,
Dir schnelle Augenblicke, vorübergehn.
Du wirst seyn, der du seyn wirst. HErr! HErr!
Heißest du; ich aber Staub und Asche.

Staub, und auch ewig, denn die Unsterblichkeit,
Die du mir, GOtt! gabst, gabst du zur Ewigkeit;
Ihr hauchtest du, dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh und Glück ein,

Ein wimmelnd Heer, doch eine ward herrlicher
Vor allen andern, eine ward Königinn
Ueber die andern, deines Bildes
Lezter und göttlichster Zug, die Liebe.

Die fühltst du selber, doch als der Ewige;
Es fühlen jauchzend, die du so himmlisch schufst,
Die hohen Engel, deines Bildes
Lezten und göttlichen Zug, die Liebe.

Die grubst du Adam tief in sein Herz hinein,
Nach seinem Denken, von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Brachtest du, GOtt! ihm der Menschen Mutter.

Die Liebe grubst du auch in mein Herz hinein;
Nach meinem Denken, von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Fühlst du sie neu, die mein ganzes Herz liebt,

Der

Der meine Seele ganz ſich entgegen gießt,
Mit allen Thränen, welche ſie weinen kann,
Die Tochter Gottes, ganz zujauchzend
Führſt du ſie mir, die ich liebe, GOtt! weg:

Weg durch dein Schickſal, welches ſich unſichtbar
Dem Auge hinwebt, immer ins dunkle webt;
Fern weg den ausgeſtreckten Armen,
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen.

Ach! GOtt, du weißt ja, welch ein Gedank es war,
Als du ihn dachteſt, und ihn zur Würklichkeit
Erſchaffend riefſt; der, daß du Seelen
Zärtlicher und für einander ſchufeſt.

Das weißt du, Schöpfer! aber dein Schickſal trennt
Die Seelen, die du ſo für einander ſchufſt,
Dein hohes unerforſchliches Schickſal,
Dunkel für uns, doch Anbetungswürdig.

Zwar

Zwar iſt das Leben gegen die Ewigkeit
Dem ſchnellen Hauch gleich, welcher dem Sterbenden
Entflieht, mit ihm entflieht die Seele,
Welche der Zukunft an Dauer gleichet.

Einſt liſt des Schickſals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war, dann iſt kein Schickſal mehr;
Ach! dann beym trunknen Wiederſehen
Giebſt du die Seelen einander wieder;

Gedanke, werth der Seel und der Ewigkeit,
Werth auch den bängſten Schmerz zu beſänftigen,
Dich denkt mein Geiſt in ſeiner Größe;
Aber mein Herz fühlt zu ſehr das Leben,

Das ich hier lebe. Gleich der Unſterblichkeit
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich ſich mir aus,
Ich ſeh, ich ſehe meine Schmerzen,
Gränzenlos dunkel vor mir verbreitet.

Mach, GOtt! diß Leben, mach es zum ſchnellen Hauch,
Oder gieb die mir, die du mir gleich erſchnuffſt;
Ach! gieb ſie mir, die leicht zu geben,
Gieb ſie dem bebenden bangen Herzen,

Dem heilgen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem ſtillen Stammeln der, die unſterblich iſt,
Und ſprachloß, ihr Gefühl zu ſagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfließet.

Gieb ſie den Armen die ich voll Unſchuld eſt
In meiner Kindheit zu dir hab ausgeſtreckt,
Wenn ich mit heißer Stirn voll Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.

Mit einem Winke giebeſt und nimmſt du ja
Dem Wurm, dem Stunden ſind, wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück; ſo wie dem Wurm, der
Jahre lebt, blühet, verblüht, und Staub wird.

Von ihr geliebet, will ich die Tugend schön,
Und selig nennen; will ich ihr himmlisch Bild
Mit unverwandten Augen anschaun,
Und nur das, Glück, nur das, Ruhe, nennen,

Was sie mir zuwinkt; dich auch, o Frömmigkeit!
Dich auch, o! die du ferner und höher wohnst,
Als unsre Tugend, will ich reiner
Unbekannt, GOtt nur bemerket, ehren;

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegen jauchzen; will ich mein volles Herz
In hohen Halleluja-Liedern,
Ewiger Vater! vor dir vergießen;

Dann, wann sie mit mir deinen erhabnen Ruhm
Den Himmel weinet, bebend, mit schwimmenden
Entzückten Augen, will ich mit ihr
Hier schon das ewige Leben fühlen.

Das Lied des Sohnes, trunken in ihrem Arm,
Von reiner Wollust, will ich erhabener
Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns
Christen sind, seligen Enkeln singen.

Germanikus und Thusnelde.

Germanikus.

Bist du, wie es dein Blick, dein stolzer Anstand
Mir verkündigt, bist du Arminś Gemahlinn,
Der zum Land der Cherusker
Vom Kapitole den Donner rief?

Der traf! Du bists zuerst, die nun Augustus
Zum Sühnopfer ergreift? Die allgerechten
Götter schlagen den Mann nun,
Der zum Verderben den Gegner zwang.

Du antwortest mir nicht? wie dieser Busen
Vom verhehlten Stolz schwillt! Was blickst du drohend
Auf den Schoos? Itzt noch stolzer!
Sieh mich an — Rede Cheruskerinn!

Thus-

Thusnelde.

Daß nicht, Römer, das Kind hier vuterm Herze
Dieſes Prahlen vernimmt! der Adlerſieger,
Der mit fünf Legionen,
Hermann, ha! deine Thusnelde fieng!

Fieng? Ach! Stehet er nicht dort, der gebunden
Uns dir brachte, du Held? Er war, ach, einſt was
Er mein Vater? O Hertha,
Rächte die einzige Thräne nicht!

Germanikus.

Wahrlich du haſt ein Herz, ein Römer ſagt's dir
Einer Römerinn wehrt! Laß dieſes ſprechen
Wär' ich Armins Gefangner,
Sage, was würd der Cheruſker ihun?

Thusnelde.

Dich erwürgen! Ich dacht, du hätt'st den Altar,
Am Altar die Trophäen, da die Gebeine
Der Tribunen gesehen,
Die von den Opfern Odins zeugen.

Germanikus.

Hier sprachst du dein Urtheil! Jedoch vernimm mich!
Es sagt Cäsar, durch ihn die Götter, welche
Rom verehret; ich siege,
Wohl dem Besiegten zu thun! Sey frey!

Sag, kommst du zu Armin: was wüthest du doch
Wider dich und dein Volk? Germanikus' giebt
Deinen Küssen mich wieder!
Wieder den Sohn! Sey ein Freund von Rom!

Thus-

Thusnelde.

Weg mit Freyheit von dir! Fluchst du dem Gott nicht,
Der Augustus hieß, und zwölf Legionen
Sandt', ein Volk zu zerstreuen,
Das seinen Namen nie hörete?

Und ich sollte diß Volk, weil du mich frey giebst,
Zu Anbetern von ihm erniedrigen? Nein!
Ich sey deine Gefangne,
Bis mich mein Hermann — Er wird's — erlöst!

Hermann und Thusnelde.*)

Thusnelde.

Ha! da kemmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hats ihm
Noch nicht vom Auge geflammt!

Komm! Ich bebe vor Lust! reich mir den Adler
Und das triefende Schwerdt! Komm, athm, und ruhe
Von der donnernden Schlacht in
Meinen Umarmungen aus!

Ruh

*) Herr Denis hat in seiner vortreflichen Uebersetzung des Ossians den Autor dieses Bardengesangs nicht errathen können. — Von einem so großen Dichter, der noch darzu Klopstoks Freund ist, hat mich dieses sehr befremdet.

Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne,
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! So hat dich
Noch nicht Thusnelde geliebt!

Selbst nicht, als du zuerst im Eichenhaine
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich, und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

Die nun dein ist! Erzähltes im dunkeln Haine,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nectar trinket! daß Hermann,
Hermann, unsterblicher ist!

Hermann.

Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der stumme
Todte Vater vor uns? O hätt Augustus
Seine Reuter geführt! Er
Läge noch blutiger da!

Thusnelde.

Laß dein fliegendes Haar mich, Hermann, locken!
Daß es unter dem Kranz in Kreise falle!
Siegmar ist bey den Göttern!
Besser gefolgt, als beweint!

Elegie.

Daphnis und Daphne.

Zärtliche Daphne, wenn aber der Tod uns Liebende trennte?
Wenn dein Geschik dich zuerst zu den Unsterblichen ruft?
Ach, so werd ich um dich ein ganzes Leben durch weinen,
Jeden nächtlichen Tag, jede noch trübere Nacht!
Jede Stunde, die sonst in deiner Umarmung vorbeyfloß,
Jede Minute, die uns, zärtlich genossen, entfloh!
Ach, so vergehen mir dann die übrigen Jahre voll Schwermuth,
Wie der vergangenen uns ungeliebt keines entfleh!
„Zärtlicher Daphnis, wenn künftig der Tod uns Liebende trennet,
„Wenn dein Geschik dich zuerst zu den Unsterblichen ruft;

„Ach,

„Ach, dann will ich um dich mein ganzes übriges Leben,

„Jeden unbrauchbaren Tag, jede mir ſchreckliche Nacht!

„Jede Stunde, die ſonſt, mit deinem Lächeln erheitert,

„Unter dem ſüſſen Geſpräch zärtlicher Thränen entfloh!

„Ach, ſo vergehen mir dann die übrigen Tage voll Schwermuth,

„Wie der vergangenen uns ungeliebt keiner entfloh!

Zärtliche Daphne, du wollteſt nach mir nur Tage noch leben?

Und ich brächte nach dir Jahre voll Traurigkeit zu?

Daphne, Daphne, nur wenig unbrauchbare trübe Minuten,

Bring ich, biſt du erblaßt, neben dir ſeelenlos zu!

Nehme noch einmal die todte Hand, küſſe noch einmal dein Auge,

Sink an die ruhende Bruſt, wein, und erblaſſe bey dir!

„Daphnis, ich ſterbe nach dir! Den Schmerz ſoll Daphnis nicht fühlen,

„Daß er ſterbend mich ſieht. Daphnis, ich ſterbe nach dir!

„Dann

„Dann bring ich auch nur wenig unbrauchbare trübe Minuten,

„Bist du, Daphnis, erblaßt, neben dir seelenlos zu!

„Blicke noch einmal dich an, und seufze noch einmal: Mein Daphnis!

„Sink an die ruhende Brust, zittr und erblasse daselbst!

Daphne, du stirbest nach mir? Den Schmerz soll Daphne nicht fühlen,

Daß sie sterbend mich sieht. Daphne, du stirbst nicht nach mir!

„Daphnis, ich sterbe nach dir! Das ist es, was ich vom Schicksal

„Längst schon mit Thränen erbat. Daphnis, ich sterbe nach dir!

Ach wie liebest du mich! Sieh diese thränenden Augen!

Fühle diß bebende Herz! Daphne, wie liebest du mich!

Göttlichste Daphne, du stürbest nach mir? Du fühltest die Schmerzen,

Daß du sterbend mich sähst? Daphne, wie liebest du mich!

Ach, wenn eine Sprache doch wäre, dir alles zu sagen,

Was mein liebendes Herz, zärtlichste Daphne, die fühlt!

Würde

Würde diß Aug und sein Blick, und seine Zähren voll Liebe,
Und diß Ach des Gefühls, das mit gebrochen entfloh,
Doch zu einer Sprache der Götter, dir alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, zärtlich ste Daphne, dir fühlt!
Ach, wenn doch kein Grabmal nicht wäre, das Liebende deckte,
Die einander so treu, die so voll Zärtlichkeit sind!
Aber weil ihr denn seyd, zu ewig offene Gräber,
Nehmet zum wenigsten doch, nehmet auf einmal uns ein!
Höreſt du mich, der zur Liebe mich schuf? Ach! wenn du mich höreſt,
Laß mit eben dem Hauch Daphnens und meinen Geiſt fliehn!
„Daphnis, ich ſterbe mit dir! Ich bete mit dir von dem Himmel
„Dieſe Wohlthat herab. Daphnis, ich ſterbe mit dir!

An Young.

Stirb, prophetiſcher Greis, ſtirb, denn dein Palmenzweig
Sproßte längſt ſchon empor, und, dir zu rinnen, ſteht
Manche freudige Thräne
Schon im Auge der Himmliſchen.

Du verweilſt noch? und haſt fern an die Wolken hin
Schon dein Denkmal gebaut. Denn die geheiligten
Ernſten, feſtlichen Nächte
Wacht der Freygeiſt mit dir, und fühlts,

Daß dein tiefer Geſang drohend des Weltgerichts
Vorherverkündigung ihm ſingt! fühlts, was die Weisheit will,
Wenn ſie von der Poſaune,
Dieſem Wecker der Todten, ſpricht.

Stirb.

Stirb. Du haſt mich gelehrt, daß mir des Todes Schall

Wie ein Jubellied tönt, das ein Gerichter ſingt.

Bleib, o bleib denn mein Lehrer!

Stirb, und werde mein Genius!

An

An

Daphne.

Nein, Daphne, gieb nicht, gieb nicht, Geliebteſte,
Der finſtern Sorge deine zufriedne Bruſt;
In einer Bruſt voll reiner Unſchuld
Müſſen die Freuden der Tugend wohnen.

Das Auge Gottes, welches die Liebe ſchützt,
Sieht ſtets vom Himmel ſegnend auf uns herab.
Er hat jenen Tage ſchon gerufen,
Welcher beſtimmt iſt, uns zu beglücken.

Von ferne kommt er! Jede verſchwindende,
Durchſeufzte Stunde ſeufzet ihn näher her.
Er kommt gewiß! Ich ſeh ſchon um ihn
Alles Entzücken der reinen Liebe.

Fließt unterdeſſen, tröſtende Thränen, fließt
In ſanfter Wehmuth über die leichtre Bruſt;
Nur trübt nicht das geliebte Auge,
Trübt mir das Auge nicht, das ich küſſe!

Erheitert ihr es, lächelnde Hoffnungen,
Und ſtärk es, Liebe, jenſeits der trüben Nacht,
Die unſer Glück in Nebel einhüllt,
Jenen ſchon dämmernden Tag zu ſehen!

An Damon.

Lange, sehr lange, Damon,
Hat dein junger Fuß sich geübt, dornigte, wüste Pfade
Einsam zu wandeln! Lange
Floh mit abgewandtem Gesicht, feindlich und unerbittlich,
Ferne von dir die Freude.
Also wollt es GOtt, der allein jedes Erschaffnen Laufbahn
Jeglichem vorgezeichnet!
Auch die Hoffnung, welche doch sonst über ein weinend Antlitz
Lächelnde Ruhe breitet,
Und den müden Ruderknecht stärkt, unter den schweren Fesseln
Träumend sich frey zu dünken,
Auch die war entflohn! Wie betäubt standest du da, und bebtest!

Dunkel und ſchwer von Stürmen

Hieng der Himmel über dein Haupt. Nirgends, wohin dein Auge

Aengſtlich ſich wandte, nirgends

Brach die Nacht ein ſchimmerndes Licht. Ueberall Donnerwolken!

Ehe die ausgedonnert,

Werden jene, welche ſchon dort warlend von ferne dräuen,

Himmel und Erd erſchüttern.

Doch wie ſchön entwölkt, wie verklärt lächelt der Himmel wieder,

Deinem erſtaunten Auge!

Denn die wilden Donner ſind längſt wieder hinausgewandelt

Ueber die hohen Felſen,

Oder übers Meer, wo ſie itzt ihren vergebnen Eifer

Ueber die Fluten ſchütten.

Und die Thäler, welche von dir lange nur Klagen lernten,

Hören

Hören itzt, und erſtaunen,

Hören ein entzückend Geſpräch zärtlicher, froher Herzen,

Welche ſich plötzlich finden,

Hören ein beredtes Geſpräch wiedergegebner Küſſe,

Hören nur Lieb und Freude.

Denn in dem verwandelten Thal wohnet mit dir die Liebe!

Unter dem Fuß des Frühlings

Sproſſen junge Veilchen empor. Aber der Blick der Liebe

Schaffet ihn ſelbſt, den Frühling!

Oede Felſen werden beſeelt, traurige Wüſten lächeln!

Der Abſchied.

Der, vor Wehmuth erſtummt, zitternd neben dir ſteht,
Unausſprechlicher Schmerzen voll,
Wenn ſein zärtliches Aug itzt von dem deinigen
Weinend tauſendmal Abſchied nimmt;
Der mit zögerndem Schritt dir zu entfliehen ſtrebt,
Und mit hurtigerm wiederkehrt,
Und ein einzigsmal nur dich noch umarmen will,
Bis die ſchreckliche Stunde kommt;
Und den Liebling dir ſchnell aus dem erſtarrten Arm,
Aus den weinenden Augen reißt:
Eben dieſen bringt dir, froher und zärtlicher,
An des glücklichen Hymens Hand
Einſt die Liebe zurück! Früher, als itzt vielleicht
Deine Sehnſucht zu hoffen wagt!
Triumphirend und ſtolz flieget dein Liebling dann
Den verlaſſenen Armen zu!

An

Elisen.

Elise! küsse, küsse mich nicht so oft!
Lisple nicht immer schmeichelnde Freundlichkeit;
Auch lehne dich nicht stets so sterbend,
Nicht so geschlungen, an meine Schulter!

Die reinste Wollust hat ein beschränktes Maas:
Dem, was vergnügend heitre Sinnen rührt,
Dem folgt, ach! in zu nahen Gränzen,
Trauriger Eckel mit schnellem Schritte.

Wünsch ich geküsset, neunmal geküßt zu seyn,
Entzieh mir sieben, küsse mich zweymal nur,
Und beydemal nicht stark, nicht feurig,
So wie die Schwester den Bruder küsset,

Oder die Tochter spielend den Vater küßt,
Eh noch ihr Busen süßere Freude bebt.
Dann flieh, du Lose, fliehe von mir!
Eile mit fliegendem Fuße von mir!

Fliehe der fernsten Kammer bedächtlich zu,
Oder verbirg dich tief in dem dichsten Wald;
Dir werd' ich in die ferne Kammer,
Dir in die waldigten Schatten folgen!

Als Ueberwinder, welcher den Raub erhascht,
Werf' ich den Arm dann männlich um deinen Hals.
So raubt die unbewehrte Taube
Stärker der Adler im hohen Fluge.

Du reichst besieget flehende Hände dann,
Dann schlängelst du dich zitternd um meinen Hals:
Dann wirst du mich, mich, kleine Närrinn!
Siebenmal küssend versöhnen wollen.

Doch du betrügſt dich. Rächend beſtraf ich dich.
O ſüſſe Rache! Siebenmal ſiebenmal
Werd' ich die vollen Lippen küſſen,
Ehe die Strafe die Schuld vertilget.

Wie! dieſe Strafe, Mädchen! gefällt dir nicht?
Du willſt entfliehn? Aber mein ſtärkrer Arm
Gleich einer Kette dich umſchlingend,
Hindert es, Flüchtge, dich loszuwickeln;

Bis du, wenn alle Küſſe bezahlet ſind,
Bey deinen Reizen feyerlich ſchwören wirſt,
Daß du bey ähnlichen Verbrechen,
Aehnliche Strafen erdulden wolleſt.

An den König.

Da Sie (Ihr Name wird im Himmel nur genennet!)
Ihr ſanftes Aug im Tode ſchloß,
Und, von dem Thron, empor zum höhern Throne,
Im Siegsgewande, trat:

Da weinten wir! Auch der, der ſonſt nicht Thränen kannte,
Ward blaß, erbebt', und weinte laut!
Wer mehr empfand, blieb unbeweglich ſtehen,
Verſtummt', und weint' erſt ſpät.

So ſteht, mit ſtarrem Blick, der Marmor auf dem Grabe;
So ſchauteſt Du Ihr, Friedrich, nach!
Ihr Engel ſah, als er zu GOtt Sie führte,
Nach Deinen Thränen hin.

O, Schmerz! ſtark, wie der Tod! — Wir ſollten zwar nicht weinen,
Weil Sie ſo groß und edel ſtarb!
Doch weinen wir. Ach, ſo geliebt zu werden,
Wie heilig iſt diß Glück!

Der König ſtand, und ſah, ſah die Entſchlafne liegen,
Und neben Ihr den todten Sohn.
Auch er! Auch er! O, GOtt! O, unſer Richter!
Ein Friedrich ſtarb in ihm!

Wir beten weinend an. Weil nun nicht mehr Ihr Leben
Uns lehrt; ſo lehr uns denn Ihr Tod!
O himmliſche, bewundernswerthe Stunde,
Da Sie entſchlummerte!

Dich ſoll der Enkel noch, du Todesſtunde, feyern!
Sie ſey ſein Feſt, um Mitternacht!
Voll heiliger, tiefeingehüllter Schauer,
Ein Feſt der Weinenden!

Nicht

Nicht dieſe Stunde nur, Sie ſtarb viel lange Tage!
Und jeder war des Todes werth,
Des lehrenden, des ehrenvollen Todes,
Den Sie geſtorben iſt.

Die ernſte Stunde kam, in Nebel eingehüllet,
Die Sie bey Gräbern bildete.
Die Königinn, nur Sie, vernimmt den Fußtritt
Der kommenden! nur Sie

Hört, durch die Nacht herauf, der dunkeln Flügel Rauſchen,
Den Todeston; Da lächelt Sie. —
Sey ewig, mein Geſang, weil du es ſingeſt,
Daß Sie gelächelt hat!

Und nun ſind Throne nichts, nichts mehr der Erde Größen,
Und alles, was nicht ewig iſt!
Zwo Thränen noch! die eine für den König;
Für Ihre Kinder die,

Und

Und für die liebende, so sehr geliebte Mutter:
Und dann ist GOtt allein geliebt!
Der Erdkreis sinkt, wird Ihr zum leichten Staube:
Und, nun entschlummert Sie —

So liegt Sie todt, und schön, schön für des Seraphs Auge,
Der Sie zum Unerschafnen führt.
Indem erblaßt die Wang', und sinkt; es troknen
Die lezten Thränen auf!

Wie liebenswürdig sind des Patrioten Wunden!
Wie liebenswürdiger der Tod,
Des Christen Tod! Die lezte Ruh! der sanften,
Gebrochnen Augen Schlaf!

Nur wenige verstehn, was den für Ehren schmücken,
Der liegt, und überwunden hat,
Den ewigen, den Gott geweihten Menschen,
Der auferstehen soll!

Fleug, mein Geſang, den Flug unſterblicher Geſänge,
Und ſinge nicht vom Staube mehr:
Zwar heilig iſt Ihr Staub: Doch ſein Bewohner
Iſt heiliger, als er!

Die hohe Seele ſtand vor Gott. Ihr großer Führer,
Des Landes Schutzgeiſt, ſtand bey Ihr.
Dort ſtrahlt' es auch, um Sie, an Ihrer Seite,
Wo Carolina ſtand.

Die große Tochter ſah vom neuen Thron herunter,
Sah bey den Königen Ihr Grab;
Der Leiche Pomp. Da ſah Sie auf den Seraph;
So ſprach die Glückliche:

Mein Führer, der du mich zu dieſer Wonne führteſt,
Die fern von dort, und ewig iſt!
Kehrſt du zurück, wo wir, zum Tod', itzt werden,
Dann bald unſterblich ſind:

Kehrſt

Kehrst du dort hin zurück, wo du des Landes Schicksal,
Und meines Königs Schicksal, lenkst;
So folg ich dir. Ich will sanft um dich schweben,
Mit dir, Sein Schutzgeist seyn!

Wenn du dich unsichtbar den Einsamkeiten näherst,
Wo Er um meinen Tod noch klagt;
So tröst ich Seinen Schmerz mit dir! so lisp' ich
Ihm auch Gedanken zu!

Mein König, wenn Du fühlst, daß sich ein sanfters Leben,
und Ruh, durch deine Seele gießt;
So war ichs auch, die Dir, in Deine Seele,
Der Himmel Frieden goß!

O, mögten diese Hand, und diese hellen Locken,
Dir sichtbar seyn; ich trocknete,
Mit dieser Hand, mit diesen goldnen Locken,
Die Thränen, die Du weinst!

O,

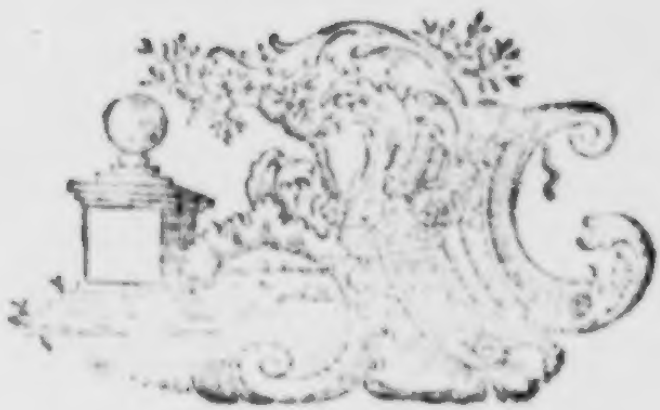
O, meine nicht! Es iſt, in dieſem höhern Leben,
Für ſanfte Menſchlichkeit viel Lohn,
Viel großer Lohn! und Cronen bey dem Ziele,
Das ich ſo früh ergriff!

Du eilſt mit hohem Blick, (doch länger iſt die Laufbahn!)
Mein König, dieſem Ziele zu!
Die Menſchlichkeit, diß größte Lob der Erde!
Ihr Glück, ihr Lob iſt Dein.

Ich ſchwebe jeden Tag, den Du, durch ſie, verewigſt,
Dein ganzes Leben, um Dich her!
Auch diß iſt Lohn des früherrungnen Zieles,
Zu ſehen, was Du thuſt.

Ein ſolcher Tag iſt mehr, als viele lange Leben,
Die ſonſt ein Sterblicher verlebt!
Wer edel herrſcht, hat doch, ſtürb er auch früher,
Jahrhunderte gelebt!

Ich ſchreibe jede That (hier wurd Ihr Antlitz heller,
Und himmliſchlächelnd ſtand Sie auf,)
Ins große Buch, woraus einſt Engel richten;
Und nenne ſie vor Gott!



Ein Pſalm.

Pſalter, ſinge dem HErrn! Geuß Silbertöne,
Laute Jubel, herab! Ruf, zu der Stimme
Deiner Feyer, Gedanken,
Welche Jehova, den Schöpfer, erhöhn!

Du biſt herrlich und mild! Du gabſt, du Geber!
Dem glückſeligen Volk, in deinen Gnaden,
Einen weiſen Beherrſcher,
Daß er die Ehre der Menſchlichkeit ſey!

Wonn' und Jubel und Dank dem großen Geber!
Heil dem Könige! Heil dem Gottgegebnen!
Segn' ihn, wenn du herabſchauſt,
Schau unverwandt, o Jehova, herab!

Schau herunter, und gieb ihm langes Leben,
Sanftes Leben, du Gott der Menſchenfreunde!
Gieb's dem Theuren, dem Guten,
Ihm, der die Wonne der Menſchlichkeit iſt!

Den wir lieben! Er iſts! Er iſt der Jubel
Unſrer Seele! Dir rinnt die Freudenthräne!
Heil dir! Weh dem Eroberer,
Welcher im Blute der Sterbenden geht,

Wenn die Roſſe der Schlacht gezähmter wüten,
Als der ſchwillende Held nach Lorbeern wichert!
Stirb! So tief ſie auch wachſen,
Fand ſie des Donnerers Auge doch auf!

Flüche folgen ihm nach! — Ein lauter Segen
Jauchzt dem Göttlichen zu, der dieſes Nachruhms
Schwarze Stunden verabſcheut,
Sich zu der beſſern Unſterblichkeit ſchwingt!

Dann bald höher empor zum Gipfel aufſteigt,
Strickt zum Ruhme: "Du biſt kurz, wie das Leben!„
Edel handelt! zum Lohne
Selbſt nicht das Auge der Engel begehrt!

"Reines Herzens, das ſeyn!„ Es iſt die lezte,
Sterbſte Höhe von dem, was Weiſ' erſannen,
Weiſre thaten! Der Zuruf
Selber des Engels belohnet kein Herz!

Keinen König, der Gott ſein Herz geweiht hat!
Kaum gebohren wird ihm das Kind ſchon lallen!
Und, geſchaffen vor Eden,
Sieht ihn der Seraph, eilt, ſagt es vor Gott!

Einen Chriſten, ich ſah den Weiſen ſterben,
Einen Chriſten, zur Zeit der neuen Heiden!
Liebend wandt' er ſein Auge
Gegen den Enkel, und lächelte ſo:

Erſt

Erſt ſey dieſes mein Dank, der ewig daure,
Daß mein Schöpfer mich ſchuf, und nun mich wegwinkt,
Von der Schwelle des Lebens,
Zu dem unſterblichen Leben empor!

Und dann bet' ich ihn an, daß diß mein Auge
Noch den Menſchenfreund ſah, den uns ſein Gott gab!
Gott, Gott ſegn' ihn! Gott ſegn' ihn!
Wende dich nicht, komm, und weine nicht, Sohn!

Gott, Gott ſegn' ihn! Hier wird der Tod mir bitter,
Hier nur! Denn nun erblickt mein todtes Auge
Meinen König, den beſten,
Ach! den geliebteſten König, nicht mehr!

Du, mein glücklicher Sohn, du wirſt Ihn lange,
Lange wirſt du Ihn ſehn, ſehn, wenn Sein Alter
Ihn mit ſilbernen Haaren,
Und mit der Wonne des Lebens bedeckt,

Mit der Wonne, "Vor Gott gelebt zu haben!
"Gute Thaten um sich, in vollen Schaaren,
"Zu erblicken!„ Sie folgen
Jüngling! Sie folgen ins Weltgericht nach!

Vieles sah ich. Ich weiß, was groß und schön ist
In dem Leben! Allein das ist das höchste,
Was des Sterblichen Auge
Sehn kann: Ein König, der Glückliche macht!

Sey du würdig, von Ihm gekannt zu werden!
Lern bescheidnes Verdienst; Er wird dich kennen!
Und nun — Segne, Gott, segn' ihn!
Segne der Könige Besten! Er starb.

Die Hoffnungen der Christen.

Der Seraph stammelts, und die Unendlichkeit
Bebts durch den Umkrais ihrer Gefilde nach
Dein hohes Leb, o Sohn! Wer bin ich
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

Von Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen,
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert!

Auch du wirst einmal mehr als Verwesung seyn,
Der Seele Schatten, Hütte von Erd' erbaut!
Und andrer Schauer von Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken!

Der Leben Schauplatz, Feld! wo wir ſchlummerten!
Wo Adams Enkel wird, was ſein Vater war,
Als er ſich nun der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß, und, ein Leben, da ſtand!

O Feld! vom Aufgang bis wo ſie untergeht,
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll!
Wann ſeh ich dich! — wann weint mein Auge
Unter den tauſendmal tauſend Thränen?

Des Schlafes Stunden oder Jahrhunderte,
Fließt ſchnell vorüber, fließt, daß ich auferſteh!
Allein ſie ſäumen; und ich bin noch
Dieſeits am Grabe! Du, helle Stunde,

Der Ruh Befreiung, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo zur Unſterblichkeit
Dieß Leben reift, noch nie beſuchte
Ruheſtatt meines Gebeins, wo biſt du?

Laßt

Laßt mich dorthin gehn, daß ich die Stätte seh',
Sie mit gesenktem, trunkenem Auge ſeh'!
Dann stille Blumen drüber streue
Unter die Blumen mich leg' und sterbe!

Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen!
Wenn du, die süße Stunde voll Seligkeit
Da wir dich wünschen, kämst, wer flöhe
Dem, der alsdenn mit dem Tode ränge!

Doch ich will leben, daß ich des Todes werth
Entflammere, daß ich, wenn es gelungen ist
Das Lied vom Sohne triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Geister lehrtest! zeige die Stufen mir,
Wo du hinauf stiegst, wo die Seher,
Die dich verkündigten, Palmen trugen.

Dort iſt es himmliſch! In der Entfernung Nacht
Bet ich die Spur an, wo du gewandelt biſt,
Doch fällt von deinen hohen Stufen
Schimmer herab, und mein Auge ſieht ihn:

Dann hebt mein Geiſt ſich, dürſtet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, welch' auf der Erde bleibt!
Nach Palmen ringt er, die der Seraph
Um des Unſterblichen Schläfe windet!

Zeigt mir die Laufbahn, wo bey dem fernen Ziel
Die Krone ſchimmert! Meinen erhabenſten
Gedanken, lehrt den Hohen! führt ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die ewig ſind,
Den Menſchen ſinge! daß mein geweihter Arm
Von eurem Altar Flammen nehme!
Flammen ins Herz der Erlöſten ſtröme!

Henoch,

oder

Gedanken von GOTT.

Ein Fragment.

Als ich das kleine Leben noch lebte, da noch die Stunde
Meiner neuen Herrlichkeit säumte; da saß ich oft einsam
An der Ceder im Haine; dann rauschten wallende Lüfte
Durch die Ceder ihr Leben; es fühlten sich alle Naturen
Um mich herum: ich aber empfand die unsterbliche Seele!
Damals, o, da schon ergriff mich in Stunden, die ich noch segne,
Oft, mit so unaussprechlicher Neuheit und Wonne, der beste
Aller Gedanken, der große Gedanke, vom ersten der Wesen!
Daß von seinem Anschaun die Seele zur tiefsten Bewunderung
Schauernd hinunter erstaunte! so neu, so niemals empfunden

War

War sein Gefühl mir! Ich rief, der zitternde Mund
nicht! der starrte!

Jede Stunde war todt! der Athem stand betend! das
Leben

Stutzt', hielt inne! Die Zeit gieng nicht fort! doch laut
aus der Tiefe

Lauk, mit allen Empfindungen, rief die betende Seele:

O, wer bist du? — Wer bist du? — Du Wesen der
Wesen, wer bist du?

GOtt! — unendlich! — der Erste! — da war es ein-
sam! — du Ewigster!

Wesen ohn Ursprung! — doch wars nicht ewig einsam!
Du Liebe!

Ach! — (nun kam mir die Stimme zurück, nun flossen
die Thränen!)

Ach! mein Schöpfer! mein GOtt! ich vergeh' in den
mächtigen Freuden!

Dicht, denn dicht um mich ruht deiner Allgegenwart
Fülle!

Ueber

Ueber die

Allgegenwart Gottes.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hatteſt;
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der erſten Stunde
Thateſt du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub iſt;
Du ſtandeſt, und ſprachſt
Zu den Schlafenden:
Willig iſt eure Seele;
Allein das Fleiſch iſt ſchwach!

Dieſer

Dieſer Endlichkeit Loos,
Dieſe Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn ſie zu GOtt, zu GOtt!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will.

Anbetend, Vater, ſink ich in Staub, und flieh'
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Jener tauſe meine Seele,
Daß ſie zu dir ſich, zu dir, erhebe!

Allgegenwärtig, Vater, umgiebſt du mich! —
Sieh hier, Betrachtung, ſtill, und forſche
Dieſem Gedanken der Wonne nach!

Was wird das Anſchaun ſeyn,
Wenn der Gedank' an dich,
Allgegenwärtiger!
Schon ſo viel Kräfte jener Welt hat!

Was wird es ſeyn dein Anſchaun,

Unendlicher, Unendlicher!

Das ſah kein Auge,

Das hörte kein Ohr,

Das kam in keines Herz;

Wie ſehr es auch rang,

Wie es nach GOtt auch, nach GOtt!

Nach dem Unendlichen, dürſtete,

Kams doch in keines Menſchen Herz:

Was GOtt bereitet hat

Denen, die ihn lieben!

Wenige nur, ach, wenige ſind,

Deren Aug in der Schöpfung

Den, der geſchaffen hat, ſieht!

Wenige, deren Ohr

In dem mächtigen Rauſchen des Sturmwinds,

Im Donner, der rollt,

Oder im lispelnden Bache,
Den Unerschaffnen hört!
Wenige Herzen erfüllt
Mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart!
Laß mich, im Heiligthume,
Dich, Allgegenwärtiger!
Stets suchen, und finden!
Und wenn er mir entflieht
Dieser himmlische Gedanke,
Laß mich ihn tief anbetend
Aus den Chören der Seraphim,
Ihn mit lauten Thränen der Freude
Herunter rufen,
Damit ich, dich zu schaun,
Mich bereite, mich weihe,
Dich zu schaun!
Im Allerheiligsten!

Ich hebe mein Aug auf, und ſehe,
Und ſiehe der HERR iſt überall!
Erd, aus deren Staube
Der erſte der Menſchen geſchaffen ward,
Auf der ich mein erſtes Leben lebe!
In der ich verweſen,
Aus der ich auferſtehn werde!
GOtt, GOtt w[illegible]igt auch dich,
Dir gegenwärtig zu ſeyn!
Mit heiligem Schauer
Brech ich die Blum' ab!
GOtt machte ſie!
GOtt iſt, wo die Blum' iſt!
Mit heiligem Schauer
Kühl ich das Wehn,
Hier iſt das Rauſchen der Lüfte!
Es hieß ſie wehen, und rauſchen,
Der Ewige!

Wo sie wehen, und rauschen,

Ist der Ewige!

Freu dich deines Todes, o Leib!

Wo du verwesen wirst,

Wird der Ewige seyn!

Freu dich deines Todes, o Leib!

In den Tiefen der Schöpfung,

In den Höhen der Schöpfung,

Werden deine Trümmer verwehn!

Auch dort, Verweser, Verständer,

Wird Er seyn, der Ewige!

Die Höhen werden sich bücken!

Die Tiefen sich bücken!

Wenn der Allgegenwärtige nun

Wieder aus Staube

Unsterbliche schafft!

Halleluja dem Schaffenden!

Dem Tödtenden Halleluja!

Halleluja dem Schaffenden!

Ich hebe mein Aug auf, und ſehe!

Und ſiehe, der HERR iſt überall!

Euch Sonnen, euch Erden, euch Monde der Erden,

Erfüllet, rings um mich,

Seine göttliche Gegenwart! — —

Geheimnißvolle Nacht der Welten,

Wie wir im dunkeln Worte ſchaun

Den, der ewig iſt!

So ſchauen wir in dir, o Nacht der Welten,

Den, der ewig iſt!

Hier ſteh ich Erde!

Was iſt mein Leib

Gegen dieſe ſelbſt den Engeln

unzählbare Welten!

Was ſind dieſe ſelbſt den Engeln

Unzählbare Welten

Gegen meine Seele!

Ihr, der unſterblichen, ihr, der erlöſten
Biſt du näher als den Weiten;
Denn ſie denken, ſie fühlen
Deine Gegenwart nicht!
Mit ſtillem Ernſte dank ich dir,
Wenn ich ſie denke!
Mit Freudenthränen, mit namloſer Wonne
Dank ich, o Vater, dir,
Wenn ich ſie fühle!
Augenblicke deiner Erbarmungen
O Vater, ſind's,
Wenn du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
In meine Seele ſtrahlſt!
Ein ſolcher Augenblick
Iſt ein Jahrhundert
Voll Seligkeit! — —

Meine Seele dürſtet,
Wie nach der Auferſtehung
Verdorrtes Gebein!
So dürſtet meine Seele
Nach dieſen Augenblicken
Deiner Erbarmungen!
Ich lieg, ich liege vor dir
Auf meinem Angeſichte!
O läg ich, Vater, noch tiefer vor dir
Gebückt im Staube
Der unterſten der Welten!
Du denkſt, du empfindeſt,
O die du ſeyn wirſt!
Die du höher denken,
Und ſeliger empfinden,
Die du anſchaun wirſt!
Durch wen, o meine Seele?
Durch den, der war! und der iſt! und der ſeyn wird!

Du, den Worte nicht nennen,
Deine noch ungeſchaute Gegenwart
Erleucht und erhebe
Jeden meiner Gedanken,
Leit ihn, Unerſchaffner, zu dir!
Entflamm, und beflügle
Jede meiner Empfindungen,
Leite ſie, Unerſchaffner, zu dir!
Wer bin ich, o Erſter!
Und wer biſt du! —
Wer biſt du! —
Stärke, kräftige, gründe mich,
Daß ich dein ſey,
Auf ewig dein ſey!
Ohn ihn, der ſich für mich geopfert hat,
Könnt ich nicht dein ſeyn!
Ohn ihn wär deine Gegenwart
Feuereifer und Rache mir,

Erd,

Erd, und Himmel vergehen;
Deine Verheissungen, Göttlicher, nicht!
Von dem ersten Gefallnen an,
Bis zu dem lezten Erlösten,
Den die Posaune der Auferstehung
Verwandeln wird,
Bist du bey den Deinen gewesen,
Wirst du bey den Deinen seyn!
In die Wunden deiner Hände
Legt ich meine Finger nicht!
In die Wunde deiner Seite
Legt ich meine Hand nicht!
Aber du bist mein HErr! und mein GOtt!
Mit Gnade sey mir gegenwärtig,
Mit Gnade! mit Gnade!
Es sind Worte des ewigen Lebens,
Die du beteteſt

Eh du in Gethsemane

Ins Gericht giengst!

Hallet, Himmel, sie!

Stamml', o Erde, sie nach!

Laß alle sie eins seyn!

Wie du, Vater, in mir bist,

Wie ich in dir bin,

So laß alle sie eins in uns seyn!

Ich in ihnen!

Und du in mir!

Daß sie zu einer Vollkommenheit

Vollendet werden!

Hallt die Worte des ewigen Lebens, ihr Himmel!

Stamml', o Erde, sie nach!

Der für mich mit dem Tode rang!

Den GOtt für mich verließ!

Der nicht erlag,

Als ihn der Ewige verließ,

Der ist in mir!

Gedanke meines tiefſten Erſtaunens,

Ich bebe vor dir!

Da die Winde gewaltiger wehten,

Die höhere Wog' auf ihn ſtrömte,

Sank Kephas!

Ich ſinke!

Hilf mir, mein HErr, und mein GOtt!

Das
Anſchaun Gottes.

Mit Zittern freu ich mich,
Und würd es nicht glauben;
Wäre der nicht der Ewige,
Der mirs verheiſſen hat!
Denn ich weiß es, ich fühl es:
Ich bin ein Sünder!
Würd es wiſſen und fühlen;
Wenn auch ſein göttliches Licht
Heller mir meine Flecken nicht zeigte,
Nicht enthüllte
Meiner Seele Todesgeſtalt!
Mit tief anbetendem Erſtaunen,
Im Staube zitternd, freu' ich mich!
Ich werde GOtt ſchaun!

Forſch ihm nach, dem göttlichſten Gedanken,
Den du zu denken vermagſt,
O die du, nah am Grabe deines Leibes,
Doch ewig biſt!

Nicht, daß du wagteſt
Ins Allerheiligſte zu gehn!
Viel unüberdachte,
Viel nicht geprieſne, nicht gefeyrte,
Himmliſche Gnaden
Sind im Heiligthume.

Von ferne, nur von ferne
Nur Einen gemilderten Schimmer,
Damit ich nicht ſterbe!
Einen für mich durch Nacht
Gemilderten Schimmer
Deiner Herrlichkeit ſeh' ich.

Wie groß war der, der beten durfte:
Hab ich Gnade vor dir gefunden; ſo laß mich
Deine Herrlichkeit ſehn!
Der ſo zum Unendlichen
Beten durft', und erhört ward!

Ins Land des Golgatha kam er nicht!
An ihm rächt' es ein früherer Tod,
Daß er Einmal, nur Einmal
Nicht glaubte!

Wie groß zeigt ihn
Selbſt die Strafe!
Und doch verbarg der Vater ihn
In eine Nacht des Bergs,
Als vor dem Endlichen
Des Sohnes Herrlichkeit
Vorübergieng!
Als die Poſaun auf Sinai ſchwieg,

Und die Stimme der Donner!

Als GOtt von GOtt sprach!

Uneingehüllt durch Nacht,

In eines Tages Lichte,

Das keine Schatten sichtbarer machen,

Schaut er nun Jahrhunderte itzen,

(Wir halten's für Jahrhunderte')

Ausser den Schranken der Zeit,

Ohn Empfindung des Augenblicks,

Dem der Augenblick folgt,

Schaut er nun

Deine Herrlichkeit,

Heiliger!

Heiliger!

Heiliger!

Namloseste Wonne meiner Seele!

Gedanke des künftigen Schauns;

Du, du bist meine große Zuversicht,
Du bist der Fels,
Auf den ich trete,
Und gen Himmel schaue,
Wenn die Schrecken der Sünde,
Des Todes Schrecken,
Wenn sie fürchterlich drohn,
Mich niederzustürzen,

Auf diesen Felsen, o du,
Den nun die Todten Gottes sehn,
Laß mich stehn,
Wenn mich die Allmacht
Des unbezwingbaren Todes
Einst ringsum einschließt!

Erheb, o meine Seele, dich
Ueber die Sterblichkeit!
Blick auf und schau!

Schau oft; ſo wirſt du ſtralenvoll
Des Vaters Klarheit
In JEſu Chriſti Antlitz ſchaun!

Hoſianna, Hoſianna!
Die Fülle der Gottheit
Wohnt in dem Menſchen
JEſu Chriſto!

Kaum ſchallt der Seraphim Harfe noch,
Sie bebt!
Kaum tönt ihre Stimme noch,
Sie zittert! Sie zittert!

Hoſianna! Hoſianna!
In dem Menſchen JEſu Chriſto
Wohnt die Fülle der Gottheit!
Selbſt damals, da einer der Strahlen Gottes
Auf unſre Welt

Jene Weiſſagung heller leuchtet', erfüllt ward;
Da er verachtet und elend war!
Selbſt damals erblickten,
Nicht die Sünder,
Aber die Engel
Des Vaters Klarheit
Im Angeſichte des Sohns!

Ich ſeh, ich ſehe den Zeugen!
Neun entſezliche Mitternächte
Hatt' er gezweifelt!
Hatt' er mit der Schmerzen bängſtem
Anbetend gerungen!

Ich ſeh ihn, und ahndende Freuden,
Wie keine der Freuden iſt,
Welche die Erde nur gibt,
Durchbeben, erſchrecken mich!
Glühn an meiner Stirn!

Schlagen

Schlagen in meinem Herzen!

Ich seh ihn!

Ihm erscheint der Auferstandne! — —

Seine Hände legt er

In des Göttlichen Wunden!

Himmel und Erde vergehen um ihn!

Auch er sieht die Klarheit des Vaters

Im Angesichte des Sohns.

Ich hör, ich hör, ich hör ihn!

Er ruft!

(Himmel und Erde vergehen um ihn!)

Er ruft:

Mein HErr! und mein GOtt!

Ernſthafte Beſchäftigungen auf dem Lande.

Nicht in den Ocean
Der Welten Gottes
Will ich mich ſtürzen!
Nicht ſchweben, wo die erſten Erſchaffnen,
Wo die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten!
Und in Entzücken vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich ſchweben,
Und anbeten!

Halleluja! Halleluja!
Auch der Tropfen am Eimer rann
Aus der Hand des Allmächtigen!

Da aus ſeiner Hand

Die größern Erden quollen;

Da die Ströme des Lichts

Rauſchten, und Orionen wurden;

Da rann der Tropf

Aus der Hand des Allmächtigen!

Wer ſind die Tauſendmal tauſend,

Die myriadenmal hundert tauſend,

Die den Tropfen bewohnten?

Und bewohnen?

Wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden!

Mehr als die Erden, die quellen,

Mehr als die Orionen,

Die aus Lichte zuſammen ſtrömten!

Aber du Frühlingswürmchen,

Das neben mir ſpielt,

Du lebſt!

Und biſt, vielleicht! — —

Ich nicht unſterblich!

Ich bin herausgegangen,

Anzubeten!

Und ich weine?

Vergieb, vergieb dem Endlichen

Auch dieſe Thränen,

O der du biſt und ſeyn wirſt!

Du wirſt ſie alle mir enthüllen

Die Zweifel alle,

O du, der mich durchs dunkle Thal

Des Todes führen wird!

Dann werd ichs wiſſen:

Ob das goldne Würmchen,

Das du auch geſchaffen haſt,
Eine Seele hatte?

Wareſt du nur gebildeter Staub,
So werde denn
Wieder verfliegender Staub!
Oder was ſonſt der Ewige will!

Ergeuß von neuem, du mein Auge,
Freuden Thränen!
Du meine Harfe,
Preiſe den HErrn!

Umwunden, wieder von Palmen umwunden
Iſt meine Harfe!
Ich ſinge dem HErrn!

Hier ſteh ich!
Rund um mich iſt alles Macht!
Iſt alles Wunder!

Mit tiefer Ehrfurcht
Schau ich die Schöpfung an!
Denn Du!
Namenloseſter! Du!
Erſchufſt ſie!

Lüfte, die um mich wehn,
Und ſüße Kühlung
Auf mein glühendes Angeſicht gießen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sendet der HErr? — — — Der Unendliche!

Aber jezt werden ſie ſtill; kaum athmen ſie.
Die Morgenſonne wird ſchwül,
Wolken ſtrömen herauf!
Das iſt ſichtbar der Ewige,
Der kommt! — — —
Nun ſtiegen, und wirbeln, und rauſchen die Winde,
Wie beugt ſich der bebende Wald!
Wie bebt ſich der Strom!

Sichtbar,

Sichtbar, wie du es Sterblichen ſeyn kannſt!
Ja, das biſt du ſichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt ſich!
Der Strom ſteht!
Und ich falle nicht auf mein Angeſicht?

HErr! HErr! GOtt! barmherzig und gnädig!
Du Naher,
Erbarme dich meiner!

Zürneſt du, HErr, weil Nacht dein Gewand iſt?
Dieſe Nacht iſt Segen der Erde!
Du zürneſt nicht, Vater!
Sie kommt, Erfriſchung auszuſchütten
Ueber den ſtärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater! Du zürneſt nicht!

Alles iſt ſtille vor dir, du Naher!
Rings um iſt alles ſtille!

Auch das goldne Würmchen merkt auf!
Wär es vielleicht nicht seelenlos?
Wär es unsterblich?

Ach! vermöcht ich dich, HErr, wie ich dürfte,
zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird, HErr, die Nacht um dich!
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen?
Den zückenden Blitz?
Hört ihr den Donner Jehova?
Hört ihr ihn?
Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des HErrn?

Und die Gewuter Winde? Sie tragen den
Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie die Wälder durchrauschen!

Und

Und nun ſchweigen ſie — — Majeſtätiſcher
Wandeln die Wolken herauf!

HErr, HErr! GOtt! barmherzig! und gnädig!
Angebetet, geprieſen
Sey dein herrlicher Name!
Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen?

Seht ihr den fliegenden Blitz?
Hört ihr, hoch in den Wolken, den Donner des HErrn?
Er ruft:
Jehova!
Jehova!
Jehova!
Und der geſplitterte Wald dampft!

Aber nicht unſre Hütte!
Unſer Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unſrer Hütte vorüber zu gehn!

Ich ſchon rauſchen, ſchon rauſchen

Himmel und Erde vom gnädigen Regen!

Nun iſt; (wie dürſtete ſie!) die Erd erquickt!

Und der Himmel der Fülle des Segens entladen!

Siehe! nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter!

Im ſtillen ſanften Säuſeln

Kommt Jehova!

Und unter ihm neigt ſich der Bogen des Friedens!

Lobgeſang

für die

Geneſung des Königs

von den Blattern.

Laßt dem Erhalter
Unſers Geliebten
Uns freudig danken!
Du haſts allein gethan, o du des Lebens
HErr! und HErr des Todes!
Dir ſey der Ruhm, der Dank, der Preiß, die Ehre,
Großer Erhalter
Unſers Geliebten!

Thränen und Wonne,
Dankende Thränen,
Seyn unſer Opfer!
Mit dieſem Opfer fallet tief anbetend
Vor dem Throne nieder,

Von

Von dem des Rettenden Gebet erſchollen:
Leben, ja leben
Soll mein Geſalbter!

Wunderbar haſt du,
Vater des Schickſals,
Uns Ihn erhalten!
Zu viel, zu viel Barmherzigkeit, o Vater,
Haſt du uns gegeben!
Steig oft und ſtark, Gebet, viel iſt der Gnade,
Steige mit Wonne
Auf zu dem Geber!

Mengen erlagen!
Doch Ihn berührte
Sanft deine Hand nur!
So ſanft, daß wir ſo gar (wer kann hier danken?)
Nicht einmal erſchracken!
Zu viel, zu viel Barmherzigkeit, o Vater,
Gab uns die Stunde
Deiner Errettung!

Ach, den wir lieben,
Vater, er lebet!
Und auch wir leben!
Dann in der Stunde deiner reichen Gnaden,
Da du ihn erhieltest,
Da rührtest du auch uns mit ſanfter Hand an.
Vater, die Erde
Bebt', und wir leben!

HErr! da die Erde
Unter uns bebte,
Scholl deine Stimme!
Nicht deines Zornes, deiner Liebe Stimme
Scholl, uns aus dem Staube
Zu rufen, und gen Himmel ſchaun zu lehren,
Nach dir, des Todes
Herr und des Lebens!

Noch mit Entzücken
Hör ich der Erde
Gelindes Rauſchen!

Des Richters Arm, der über andre Völker
Fürchterlich ſich ausſtreut!
Die Städt erſchüttert, daß ſie im Erdbeben
Donnern, und fallen,
Unterzugehen!

Der itzt die Völker,
Daß er ſie würge,
Dem Schwerde zuführt!
Der Arm wird über unſerm Haupt erhoben,
Ach, daß er uns ſegne!
Und daß wir, auf des Segens Fülle merken,
Wecket er ſanft uns
Auf aus dem Schlummer!

Fallet mit Jauchzen
Vor dem Erbarmer
Aufs Antlitz nieder!
Laßt jedes Herz ſein Halleluja ſingen!
HErr, HErr, GOtt, barmherzig!

Du Duldender! Getreuer! Gnadenvoller!
Ehre dir! Preiß dir!
Dank dir, Erbarmer!

Gieng nicht Jehovens
Herrlichkeit ſichtbar
Vor uns vorüber?
Laßt uns anbetend ihr von ferne nachſehn:
Ja! in unſrer Seele
Soll dieſes Heils Erinnrung ewig bleiben!
Bleiben ein Nachhall
Deſſen, was GOtt that!

Sagt es den Enkeln,
Väter, und lehrt ſie
Gen Himmel ſchauen!
Vernimms, der Enkel Sohn, und lerne danken!
Und kein Greis entſchlummre,
Der nicht noch einmal Dank, wenn er entſchlummert,
GOtt aus des Herzens
Innerſten flammte!

Das

Daß wir dir danken!

Vater, o gib uns

Auch dieſe Gnade!

HErr, HErr! Preiß, Ehr, und Ruhm ſey, und Anbetung

Deinem groſſen Namen!

Hoch in den Himmeln hubſt du deinen Arm auf,

HErr, uns zu ſegnen!

HErr, uns zu ſegnen!

Auf das Fest der Königlichen Souveränität in Dänemark.

Webt sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwiss'ender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

Veracht ihn, Leser, wer sie nicht ehrt!
Und stammt' er auch aus altem Heldenstamme;
Veracht ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen!
Und Einen König gegeben!

O Freyheit! Silbern dem Ohre,
Licht dem Verstand, und hoher Flug zu denken!
Dem Herzen groß Gefühl!
O Freyheit, Freyheit! nicht der Demokrat allein
Weiß, wer Du bist!

Der guten Könige glückliche Sohn
Der weiß es auch!

Nicht für ein Vaterland nur,
Wo das Gesetz und Hunderte herrschen;
Auch für ein Vaterland,
Wo das Gesetz, und Einer herrscht,
Lockt, wenn der Tod sein großes Herz verdient,
Auf einem hohen Thermopyld!
Oder auf einem andern Altare des Ruhms
Lockt er sein Haar, und stirbt! — —

Unsterblichkeit Dir! Mit Blumenkränzen umwindet
Die Muse dein heiliges blutiges Haar!

Süß und ehrenvoll ist fürs Vaterland sterben,
Für Friederich, und für des großen Vaters
Glückliche Kinder, sein Volk!

Ich seh, ich seh, ein Geist der Patrioten
Entflammt der Krieger Schaar!
Du fliessest, Blut fürs Vaterland!
Und Namen, jezt nicht bekannter,
Als andre Namen sind,
Fliegen, wie Adler, empor!
Die Mutter und die Braut
Trocknet schnell die bebende Thräne;
Dann des Todten Verdienste
Möchten Thränen entweihn!

Allein mit Weisheit, welche noch männlicher,
Mit Vaterliebe, die viel edler,
Als Muth zu kriegen ist,
Hält Friederich sein Schwerdt zurück.
Europa donnert! Er schweigt!

Dank Dir, unser Vater,
Daß wir dein und unser Fest

Unter des segenstreuenden Friedens
Beschattenden Fittichen feyern!

Nicht mit der lärmenden Pracht
Der Freude, die nur schimmert und tönt,
Nein deiner würdiger Friedrich,
Mit tiefanbetendem Preise des Herrschers der Welten,
Welcher uns Dich und deine Väter gab,
Mit stiller Ruhe feyern wir,
Mit Freude tief im Herzen,
Und ihren entzückenden Thränen!

Entschlafnes Jahrhundert,
Hebe dein niedergesunkenes Haupt noch einmal empor,
Und ab dem neugebohrnen Jahrhunderte
Den Segen, den du hattest!

Es hebt sich auf, und segnet:
Nur Friedrich und Christian
Sollen das neue Jahrhundert beglücken!

O hierum flehen wir und unſre Kinder,

Verſchuna, Dich an!

Verſchuna, Dich, die jezt die Völker

Mächtig erinnert: Sie herrſchte!

Hört ihr der Herrſcherinn donnernde Waage nicht klingen?

In ihren furchtbaren Klang

Schrenen Blut und Elend!

Nur wenige ſingen

Von Frieden darein!

Die donnernde Waage tönt fort, und wägt!

Ein Sandkorn mehr jezt in die eine,

Dann in die andre Schaale,

Iſt Sieg voll Blut und Elend!

Noch werden der Krieger Stolzeſte ſagen:

Nicht deine brüllende Tode,

Schrecken mich deine Wetter nicht, Schlacht!

Aber, das Sinken und Steigen der göttlichen Waagschaal,
Und ihr Todesten, schrecken mich!

O Versöhnung, beschleuß doch endlich,
Endlich die blutigen,
Wieder besiegten Siege
Mit einem, der Friede gebeut!

So wollen unser Vater und wir,
Er, daß Er uns liebet!
Wir, daß wir Ihn lieben!
Ohne Wehmuth uns freuen!

Wie glücklich sind wir!
Weht über der Patrioten Gebeinen,
Ihr Winde, sanft!
Auch an Friederichs unaufhinderter Gnade
Haben sie Theil!

O Tag der Feyer, wie groß bist du!
Mit dir beginnet
Ein neues Jahrhundert der Gnade!

Roth.

Rothschilds Gräber.

Ernst in Sterbegedanken umwandl' ich
Die Gräber, und lese
Ihren Marmor und sich Schrift,
Wie Klammern, daran,
Andre, wie die,
So die äußre Gestalt der Thaten nur bildet,
Unbekannt mit dem Zweck,
Welchen das Innre verbirgt.
Furchtbar schimmert
Die himmlische Schrift:
„Dort sind sie gewogen,
„Wo die Krone des Lohns,
„Keine vergängliche, strahlt.„

Streuet Blumen umher!

Der Frühling iſt wiedergekommen!

Wiedergekommen — — —

Ihm Ihn — — —

Blüthe bekränze ſein Grab!

Sanftes, erbebendes Bild von Auferſtehung! —

Und dennoch trübt ſich im Weinen der Blick?

Träufelt die Thrän' auf den Kranz?

Schauer kommt von dir her,

Langſam auf Flügeln der Nacht, Schauer.

Ich bin ihr Schweben! —

Wer ſeyd ihr, Seelen der Todten?

Glückliche Väter ſind wir,

„Seaneten,

„Seaneten noch Friederich,

„Als der Erde wir Erde gaben!

„Wir kommen nicht von Gefilden der Schlacht!„

Beſſer

Weſter König! — —

Es klagt ihm nach

Der Muſe Geſpiele,

Und der Weisheit!

Um ihn trauert der Liebling der Kunſt.

Weſter König! — —

Der Knabe, der Greiß,

Der Kranke, der Arme,

Weinen, Vater! — —

Es weint nah' und ferne dein Volk.

Von des Hekla Gebirge,

Bis hin zum Streme Viſurgis

Weinet alle dein Volk, Vater,

Dein glückliches Volk.

Kann Dir Lohn Unſterblichkeit ſeyn;

So beginnet die Erd ihn iezt zu geben!

Allein iſt denn Unſterblichkeit Lohn?

Du, o Friederichs Sohn,
Du Sohn Louisens,
Erhabner, theurer Jüngling! —
Sey, schöner, edler Jüngling,
Den alle Grazien schmücken,
Auch der Tugend,
Sey uns, was dein Vater uns war!

Heiliger kann kein Tempel Dir,
Als dieser voll Gräber deiner Väter
Und nichts mehr Dir Erinnerung seyn,
Daß es Alles Eitelkeit ist,
Und Thaten der Tugend dann nur bleiben,
Wann GOtt auch vom Throne Dich ruft!

Ach, im Tod
Entsinkt die Erdenkrone
Dem Haupte!

Ihre Schimmer

Umwölkt bald

Der Vergänglichkeit Hand!

Aber es giebt auf ewig

Die ehrenvollere Krone

Jenen entſcheidenden Tag ſeiner Vergeltungen

Gott! — — —

Paral=

Parallele zwiſchen Engelland und Deutſchland.

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein ſpott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey ſeines Namens Schall?

Sie ſind ſehr reich! und ſind ſehr ſtolz!
Wir ſind nicht reich! und ſind nicht ſtolz:
Das hebt uns über ſie!

Wir ſind gerecht! das ſind ſie nicht!
Hoch ſtehn ſie, träumen's höher noch!
Wir ehren fremd Verdienſt.

Sie haben hohen Genius!
Wir haben Genius wie ſie!
Das macht uns ihnen gleich!

Sie dringen in die Wirbelkraft
Bis in ihr tiefſtes Mark hinein!
Wir thun's und thaten's lang!

Wen haben ſie, der, kühnen Flugs,
Wie Händel, Zaubereyen tönt?
Das hebt uns über ſie!

Wer iſt bey ihnen, deſſen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuſcht!
Selbſt Kneller gaben wir!

Wann traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er! Griechenland,
Sprich du Entſcheidung aus!

Sie ſiegen in der finſtern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff ſich dönnernd legt!
Wir ſiegten da wie ſie!

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verſtehn, heran!
Vor uns entſtehen ſie!

O! ſähn wir ſie in jener Schlacht,
Die wir allein verſtehn, einſt dicht
Am blanken Stahl — wenns ſinkt,

Wenn unſre Fürſten Hermanns ſind,
Cheruſker unſre Heere ſind!
Cheruſker, kalt und kühn!

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein ſpott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey ſeines Namens Schall?

Eine Parodie auf das Stabat Mater des Pergoleſi.*

Jeſus Chriſtus ſchwebt' am Kreuze;
Blutig ſank ſein Haupt herunter,
Blutig in des Todes Nacht.

Bey des Mittlers Kreuze ſtanden
Bang Maria und Johannes,
Seine Mutter und ſein Freund.
Durch der Mutter bange Seele,
Ach durch ihre ganze Seele
Gieng ein Schwerdt.

Liebend neiget er ſein Antlitz:
Du biſt dieſes Sohnes Mutter!
Und du dieſer Mutter Sohn!

Engel

* Aus Verſehen iſt eben dieſe Parodie im Verzeichniß Nr. 42. unter dem Titel eines Geſangs angezeigt worden.

Engel freuten ſich der Wonne,
Jener Wonne,
Die der Mittler ſeiner Mutter,
Seinem Freunde ſterbend gab.
Abgetrocknet ſind nun ihnen
Alle Thränen,
Mit den Engeln freuen ſie ſich.

Wer wird Ihren ſanften Mitleids
Nicht mit dieſen Frommen weinen,
Die dich HErr im Tode ſahn?
Wer mit ihnen nicht verſtummen,
Nicht, wie ſie, vor Schmerz verſinken,
Die dich HErr im Tode ſahn?

Wer wird ſich nicht innig freuen,
Daß der GOtt Verſöhner ihnen,
Himmel, deinen Vorſchmack gab,

Ach, daß Jeſus Chriſtus ihnen,
Himmel, deinen Vorſchmack gab?

Ach, was Bitten wir empfunden
Am Altar des Mittleropfers,
Am Altare, wo er ſtarb!

Seine Mutter, ſeine Brüder
Sind die Treuen, die mit Eifer
Halten, was der Sohn gebot.

Erben ſollen ſie am Throne
In der Wonne Paradieſe,
Droben, wo die Krone ſtrahlt.

Sohn des Vaters, aber leiden,
Du Vorgänger, leiden müſſen deine Brüder,
Eh' ſie droben an dem Throne,
Eh' mit dir ſie Erben ſind.
Nur ein ſanftes Joch, o Mittler!

leichte Laſten, göttlicher Vorgänger! ſind
Deinen Treuen, alle Leiden dieſer Welt.

O, du herrlicher Vollender,
Der ſein Joch mir, ſeine Laſten
Sanft und leicht alleine macht,
Voller Mitleid
Sanft und leicht alleine macht.

Auf dem hohen Todeshügel,
Auf der dunkeln Schädelſtäte,
Da, da lernen wir von dir!
Da, Verſöhner, da von dir!

Dort ruffſt du mich von der Erde
Laut gen Himmel,
Mich zu jenem Erb' im Licht!
Ach, zum Erb' im Licht hinauf!

Erden-

Erden'freuden,
Und ihr Elend,
Möchtet ihr dem Wanderer nach Salem
Staub unterm Fuſſe ſeyn!
Kurze Freuden! leichtes Elend!
Möchtet ihr dem Wanderer nach Salem
Staub unterm Fuſſe ſeyn!

Möcht' ich, wie auf Adlersflügeln
Hin zu euch, ihr Höhen, eilen,
Ihr Höhn der Herrlichkeit!
Mitgenoſſen jenes Erbes,
Mitempfänger jener Krone,
Meine Brüder leitet mich!

Daß dereinſt wir, wenn im Tode
Wir entſchlafen, dann zuſammen
Droben unſre Brüder ſehn.

Daß, wenn einſt wir nun entſchlafen,

Ungetrennet im Gerichte,

Droben unſre Brüder ſehn.

Friedrich

Friedrich Gottlieb Klopstocks

kleine

Prosaische Werke.

Vorbericht
zu den prosaischen Werken.

Klopstock ist in seiner Prose fast eben so originell, als in seiner Poesie. Kurz, präcis, gedrängt von Gedanken und voll ächter deutscher Kern-Ausdrücke.

Nur wird ihm, wie mich dünkt, mit Recht vorgeworfen, daß seine Prose zuweilen zu tacitisch, zu gedrechselt und öfters gar ein bischen precids seye. Nicht selten ist er dunkel: er wirft einen großen Gedanken ohne Vorbereitung hin, der dem Leser zwar Erstaunen, aber nicht Ueberzeu-

gung abnöthiget. Man findet meiſtens Reſultate einer großen Seele, ohne Prämiſſen; lauter Schlüſſe ohne Vorderſätze. Er ſteht immer oben, und zieht die Laiter nach ſich, daß der Leſer, der nicht nachklettern kann, vom beſtändigen Emporſchauen ermüdet. Niemand wage es alſo, dieſem Herkules ſeine Keule aus der Hand zu winden, und ſeine Proſe nachzuahmen. Winkelmann, deſſen Geiſt unter dem alten griechiſchen Himmel ſeine Bildung erhielt, ſchreibt eine Proſe, die der Klopſtockiſchen ſehr ähnlich iſt. Mehr Simplicität und Klarheit aber glauben wir in ſeinem Stile entdeckt zu haben. Herder würde, unſerm Erachten nach, einer der vollkommenſten

deutſchen

deutſchen Proſaſcribenten geworden ſeyn, wann er nicht zu ſehr hamanniſirte. Er hat indeſſen Stellen, die nach dem Idiom unſrer Sprache nicht voller und ſtärker ausgedrückt werden können. Abbt, der leider zu bald vergeſſen wird, Leſſing, Klos, die wenigſtens hier neben einander ſtehen mögen, und insbeſondere Spalding, Zimmermann und Mendelſohn haben der deutſchen Proſe einen klaſſiſchen Ton gegeben. Ich hätte beynahe den unſterblichen Gellert vergeſſen, deſſen Proſe ſo ſanft iſt, als ſein Charakter war. Nur ſcheint er uns in ſeiner Moral öfters zu declamatoriſch und zu homiletiſch, obgleich die

Sprache darinnen ungemein viel Purität und Richtigkeit hat.

Wir haben demnach Klopstocks prosaische Werke gesammelt, um die guten Prosascribenten nebeneinander aufstellen zu können. Die vorgetragene Materien sind so gut gewählt und so meisterhaft behandelt, daß sie Gelehrten und Künstlern von Profession, wie den blosen Dilettanten eben so sehr zum Unterricht, als zum Vergnügen dienen können.

Wer erstaunt nicht, wann er sieht, mit welcher Richtigkeit Klopstock über das große Gemählde Raphaels, das ein du Bos und alle Künstler und Kunstrichter nicht genug bewundern können,

nen, urtheilt, und mit welchem Glücke ſich ſeine Vorſtellungen von GOtt über die erhabene Ideen Raphaels empor ſchwingen! Seine mahleriſche Sujets verdienten alle von einem Mengs und Oeſer ausgeführt zu werden, und vielleicht, wann einmal der mythologiſche und nachcopirende Taumel vorüber ſeyn wird, wird ſich ein zweyter Raphael ſeine Sujets aus der Meſſiade wählen, und dadurch den Wünſchen eines Jacobi, Gerſtenberg und aller Kenner des wahren Schönen entſprechen. Wir wenigſtens ſind immer der Meynung, mehr Stoff zu Gemählden in Klopſtock's Werken gefunden zu haben, als Caylus in ſeinem Homer fand.

Die

Die paar Stücke von der seligen Meta haben Wir der Sammlung nicht entziehen können, da diese große Frau, wie Cramer richtig bemerkt, Klopstock in weiblicher Schönheit war.

Ver=

Verzeichniß
der prosaischen Stücke.

I. Eine Betrachtung über Julian, den Abtrünnigen.

II. Von der besten Art über GOtt zu denken.

III. Von der Sprache der Poesie.

IV. Von dem Fehler andre nach sich zu beurtheilen.

V. Von dem Range der schönen Künsten und Wissenschaften. Eine Allegorie.

VI. Von dem Publico.

VII. Ein Brief von den Moden.

VIII. Von der Bescheidenheit.

IX. Von der Natur der Poesie.

X. Ein Gespräch von der wahren Hoheit der Seele.

XI. Von der Freundschaft.

XII. Fortsetzung von der Freundschaft.

XIII. Ob ein Scribent unergründeten, obgleich scheinbaren, Critiken antworten müsse? Ein Gespräch zwischen Klopstock und Cramern.

XIV. Ein Geſpräch von der Glückſeligkeit. Erſtes Stück.

XV. Des Geſprächs von der Glückſeligkeit. Zweytes Stück.

XVI. Des Geſprächs von der Glückſeligkeit. Drittes Stück.

XVII. Nachricht von einem in dem Ackerbau ſehr erfahrnen Landmann.

XVIII. Beurtheilung der Winkelmanniſchen Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in den ſchönen Künſten.

XIX. Urtheile über die Compoſition einiger Gemälde.

XX. Fortſetzung der Beurtheilung einiger Gemälde aus der heiligen Geſchichte.

XXI. Geſpräch über den Nachruhm zwiſchen Klopſtock und ſeiner Gemahlin.

XXII. Klopſtocks Briefe an ſeine verſtorbene Meta nach ihrem Tode.

I.

Eine Betrachtung

über

Julian den Abtrünnigen.

Man könnte gute Gründe anführen, wenn man behaupten wollte, daß es nicht mehr nöthig sey, die Freygeister zu widerlegen. Sie hätten ja, könnte man sagen, anstatt die starken Beweise, mit denen sie bestritten worden sind, zu beantworten, blos ihre alten, oft widerlegten und nicht selten lächerlichen Ein-

fälle, bis zum Eckel, wiederhohlt. Man müßte alſo warten, bis ſie nicht allein etwas neues, ſondern auch etwas ſagten, das die Mühe einer Beantwortung verdiente, ehe man ſich, ihr verdrießliches Geſchwätz zu unterſuchen, von neuem einlieſſe.

Ich würde von dieſer Meynung ſeyn, wenn die Gründe für das Gegentheil nicht noch beſſer wären. Die meiſten von denen, die durch die Freygeiſter verführt werden können, haben die Vertheidigungen der Religion nicht geleſen, oder ſie haben ſie doch nicht genug ſtudiert: Und wenn ſie ſo gar beydes gethan haben; ſo wird es ihnen doch immer angenehm und nützlich ſeyn, die ihnen bekannten Wahrheiten in einem andern Kleide, und wo das nöthig war, richtiger beſtimmt zu ſehn.

Zu dieſem Hauptgrunde kommen noch beſondre Gründe. Der alte Voltaire fährt noch immer fort, ſich über die Sterblichkeit ſeiner Seele durch die Unſterblichkeit ſeines Namens zu tröſten. Es iſt nicht lange her, daß Bolingbroke der Welt ein ungemeines Vermächtniß hinterlaſſen hat, in welchem er mit der feurigſten Beredſamkeit gegen die Religion wütet. Hume iſt nicht beſſer gegen ſie geſinnt, ob gleich ſeine Art zu denken und zu

ſchrei-

ſchreiben ſo fein iſt, daß man ihn beynahe nur für einen bloſen Zweifler halten ſollte.

Dieſe drey groſſen Lehrer des Unglaubens ſchreiben ſo ſchön, ſie umkränzen ihren Giftbecher mit ſo ausgeſuchten Blumen, daß ſie allein, auch ohne die vorher angeführten Urſachen, mich veranlaſſen würden, einige meiner Blätter der Vertheidigung des Chriſtenthums zu widmen. Meine Abſicht iſt gleichwohl nicht, ſie ausdrücklich zu widerlegen. Denn ich ſchreibe keine Streitſchriften. Ich will nur überhaupt eben das für die Religion thun, was ſie wider dieſelbe unternehmen; ob es gleich bisweilen geſchehen kann, daß ich ſie da, wo ſie die Vernunft am feinſten zu verwirren ſuchen, etwas genauer beurtheile.

Wenn die Freygeiſter ihre Sache nur einigermaſſen unpartheyiſch und ernſthaft überlegen wollen; ſo muß es ihnen wirklich ein wenig verdrießlich ſeyn, daß ſie mit ihren Angriffen viel zu ſpät kommen. Wer hievon noch nicht überzeugt genug iſt, der darf ſich nur erinnern, was Julian, der Apoſtat, wider die Religion vergebens gethan, und geſchrieben hat. Seit ihm hat es keinen Freygeiſt gegeben, der ſo viel dawider unternommen hätte, oder zu unternehmen im Stande ge-

weſen wäre. Es iſt ſchwer den Charakter dieſes ſonderbaren Mannes; denn dieſen Beynamen verdient er vorzüglich vor allen andern, die ihm die Schmeicheleyen ſeiner ehmaligen und itzigen Proſelyten gegeben haben; ich ſage, es iſt ſchwer, ſeinen Charakter genau zu entwickeln. Unterdeß glaube ich, daß ihn folgende Abbildung nicht verfehlt. Er war von Natur in Abſicht auf die Wolluſt, auſſerordentlich mäßig; aber er hielt ſich, wegen dieſer ihm nunmehr ſo leichten Tugend, dadurch vollkommen ſchadlos, daß er ſich ſeiner heiſſen Ehrbegierde ganz überließ. Wenn er die Vielgötterey eben ſo gewiß glaubte, als er ſie eifrig wiederherzuſtellen ſuchte; ſo iſt er einer der merkwürdigſten Enthuſiaſten geweſen, die es jemals gegeben hat: Und hat er jenes nicht gethan; ſo übertrifft er die künſtlichſten Heuchler. Der enthaltſame, der philoſophiſche, der ernſthafte Julian, der Kaiſer, der Nachahmer Antonins, tanzte bey einem öffentlichen Aufzuge mitten unter Prieſterinnen der Venus, die dafür bekannt waren, daß ſie ihrer Göttinn an dieſem Tage auf eine Art, die ich nicht beſchreiben will, dienten. Aeskulap ſelbſt hat ihm oft die Mittel angezeigt, durch die er geheilt worden iſt. Jupiter ſey ſein

Zeu-

Zeuge, daß er die Wahrheit sage. Er war in vielen Dingen nichts weniger als ein Originalgenie. Seine ganze Philosophie war die verwirrte verdorbne platonische Philosophie seiner Zeiten. Der Geschmack der Rhetoren seiner Zeiten war der seinige, blos daß er in einigen Stellen seiner Satyren und seiner Briefe besser schreibt. Wie lächerlich künstlich ist nicht das Meiste seiner Lobreden!

Seine Regierung folgte auf eine weichliche; man bemerkte es daher mehr, daß er wieder römisch regierte, und diß würde beynahe sein einziges Verdienst gewesen seyn, wenn er nicht auch die Wissenschaften und ihre Vertrauten auf eine Art, die ihm Ehre macht, geschätzt hätte. Er hatte es mit so vielen kleinen Seelen gemein, daß er durch den Krieg berühmt werden wollte; und vielleicht befürchtete er von der Nachwelt mit unter den großen Haufen der Helden geworfen zu werden; daher suchte er die Unsterblichkeit seines Namens durch eine neue Stütze, nämlich durch die Ausrottung der christlichen Religion, zu bevestigen. Diese Unternehmung ist ihm auch in so fern gelungen, daß ihn die Geschichte viel öfter nennt, als sie sonst ihun würde. Diß ist, wie mich deucht, ein sehr wahrer Entwurf seines Charakters; es würde überflüssig seyn, ihn weiter auszubilden.

Wir wollen bey seiner Unternehmung, die christliche Religion zu vertilgen, und die heidnische wieder einzuführen, stehn bleiben. Er bemühte sich, dieser einen neuen und ihr vortheilhaften Anstrich zu geben. Er verband seine enthusiastische Philosophie mit derselben. Er befahl seinen Priestern, auch durch das Beyspiel ihrer Tugend, wie die Christen, zu lehren. Er ließ sie öffentliche Anstalten zur Versorgung der Reisenden und Armen machen. Die Vielgötterey hatte noch niemals mit dem Christenthume auf diese Art um den Vorzug gestritten. Er dachte sehr richtig darinn, daß er die Christen nicht mit dem Schwerdte verfolgte; ob er gleich nicht immer seinen Haß gegen sie völlig zu verstellen wußte. Denn bisweilen begegnete er ihnen offenbar ungerecht und grausam. Ueberhaupt aber suchte er seinen großen Plan mit vieler Klugheit auszuführen. Er verbot das Lesen der heidnischen Scribenten in den christlichen Schulen. Er glaubte ihnen auf diese Art den guten Geschmack und mit ihm alles zu nehmen, was er zur Unterstützung der Religion beytragen kann. Einige werden diß für einen geringen Verlust der Christen halten: aber Julian, der vielleicht niemals richtiger als hierin gedacht hat, hielt es mit

Recht

Recht für einen sehr wichtigen Verlust. Er suchte die Christen durch Uneinigkeiten zu schwächen. Es wurde ihm desto leichter, dieses zu thun, weil er dabey, indem er die Bischöffe der verschiednen Sekten, und bisweilen so gar den Pöbel mit ihnen vor sich disputiren ließ, sich seiner Lieblingsneigung, der Spötterey, überlassen konnte. Doch diß alles war ihm gleichwohl noch nicht genug. Er glaubte nichts gethan zu haben, so lange ihm noch etwas zu thun übrig sey. Er schrieb also auch gegen die Christen. Allein weßwegen sind diese Schriften verlohren gegangen? Die Christen haben sie auf die Seite geschafft, werden einige sagen. Als wenn mittelmäßige Schriften nicht eines sehr natürlichen Todes stürben, wenn sie von sich selbst untergehn. Wir haben aber seine Lobreden noch, und diese sind doch gleichwohl (selbst seine Bewunderer müssen dieses zugestehn) sehr mittelmäßig. Dieser Einwurf würde von einiger Erheblichkeit seyn, wenn nicht schon oft der Zufall gewollt hätte, daß Schriften von dieser Art auch ihrer verdienten Strafe entgangen wären.

Seine Schriften gegen die Religion sind wahrscheinlich seine lezte Unternehmung gegen dieselbe gewesen. Nicht lange vorher hatte er es un-

kommen, die Juden wieder zu einem solchem Volke zu machen, als sie vor dem Gerichte, das über sie ergieng, gewesen waren. Er hatte keine geringere Absicht, als die Weissagung des Messias unwiderſprechlich zu widerlegen. Niemals ist größere Kühnheit und mehr Ueberlegung vereinigt worden, um das Aeuſſerſte zu wagen. Ich werde von dieſer auſſerordentlichen Begebenheit, welche die einzige in ihrer Art iſt, in einem der folgenden Blätter reden. Nach derſelben ſcheinen mir seine Schriften wider die Religion derjenige unter allen seinen feindſeligen Anfällen zu ſeyn, der am meiſten Aufmerkſamkeit verdient. Sie ſind nicht ganz untergegangen. Ein Biſchof hat, in einer Widerlegung derſelben, einige Fragmente davon erhalten. Es verdient die Mühe zu ſehn, was für Gründe dieſen mächtigen Philoſophen bewogen haben, das Chriſtenthum mit einem ſolchen heiſſen Eifer vertilgen zu wollen.

Er glaube, ſagte er, es ſey gut gethan, wenn er die Urſachen öffentlich anzeige, die ihn dahin gebracht hätten, die Lehre der Galiläer für eine menſchliche und boshafte Erfindung zu halten. Sie habe nichts Göttliches; ſie misbrauche diejenige Kraft der Seele, die ſich von dem Fabelhaf-

ten,

ten, dem Kindischen, und dem Unsinnigen fortreissen lasse. Diß ihr Geschwätz von Wundern solle bey ihr ein Beweis der Wahrheit seyn. -

Ich mache hierüber weiter keine Anmerkung, als daß wir von dem, der uns diß von der christlichen Religion sagt, die gewissenhafteste Wahrheitsliebe, und die strengste Richtigkeit bey der Beurtheilung derselben erwarten.

Im folgenden (da ich nur Stellen aus Fragmenten anführe, so kann meine Absicht nicht seyn, sein System, wenn er anders eins gehabt hat, zu zeigen) vergleicht er die Erzählung Mosis und Platons von der Schöpfung, und giebt diesem den Vorzug, weil der oberste Gott den Untergöttern befohlen habe, die menschlichen Leiber, die Thiere und die Pflanzen hervorzubringen. Diesen merkwürdigen Triumph zu halten führt er beyde Stellen ganz an. Die Vortrefflichkeit der Stelle Platons sucht er so gar durch einen Commentarius, den er darüber macht, zu erweisen. Der Vorzug der platonischen Erzählung soll darin bestehn, daß der oberste Gott nichts Sterbliches gemacht habe.

Aber gleichwol war dieser oberste Gott der Schöpfer der Untergötter, und überdiß willigte

er nicht nur darein, daß sie das Sterbliche erschaffen möchten; sondern er führte auch so gar zur Ursache an, daß das Ganze ohne die sterblichen Geschöpfe nicht vollkommen seyn würde.

Er führt an, daß Gott gesagt habe: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; ich will ihm eine Gehülfin machen. Diß ist, sagt er, schlechterdings fabelhaft. Denn wie ist es vernünftig zu denken, daß Gott nicht vorher wisse, daß diejenige, die er zu einer Gehülfinn macht, demjenigen, der sie bekommt, nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden gereichen werde?

Ich habe überhaupt die Absicht nicht, Julian, indem ich einige seiner Fragmente wider die Religion anführe, umständlich zu widerlegen. Aber würde diß, wenn ich jene Absicht auch hätte, wohl eine Widerlegung verdienen?

Daß es einen Mars, eine Minerva und einen Merkurius gebe, und daß jeder von ihnen gewisse Einflüsse auf die verschiednen Völker habe, beweist er dadurch, daß die Gallier und die Deutschen kühn, die Griechen und die Römer überhaupt gesittet und menschlich wären, und diese Eigenschaften mit der Standhaftigkeit und dem kriegerischen Geiste verbänden; die Aegypter wären seiner,

ner, künſtlicher, die Syrer unkriegeriſch und zärtlich, aber klug, lebhaft, leichtſinnig und gelehrig.

Die Nachricht von der Erbauung des babyloniſchen Thurms iſt, ſeiner Meynung nach, deswegen eine Fabel, weil man die ganze Erde hätte zu Ziegeln brennen müſſen, um nur bis an den Mond zu bauen. Und ihr, beſchließt er, die ihr ſolche Fabeln glaubt, erkühnt euch noch immer, euch die Erkenntniß Gottes anzumaßen?

Moſes hat, wie er glaubt, die Lehre von der Vielgötterey vorſetzlich verdunkelt, aber gleichwol hat er ſich verrathen, indem er ſagt, daß Viele, die Sprachen der Menſchen zu verwirren, heruntergeſtiegen wären.

JEſus, ſagt dieſer Unglücklabe, iſt ungefehr ſeit dreyhundert Jahren berühmt. Er hat in ſeinem ganzen Leben nichts merkwürdiges gethan; man müßte denn glauben wollen, daß in den Flecken Bethſaida und Bethania Lahme und Blinde heilen, und Beſeßne beſchwören, große Thaten wären.

In einer andern Stelle aber ſagt er: Bald hätte ich das Größte der Geſchenke des Apollo und des Jupiters vergeſſen. Jupiter hat unter denen Göttern, die nur die Augen des Verſtandes ſehn,

den

den Aeskulap aus sich selbst gezeugt. Auf die Erde ist er durch das fruchtbare Leben des Apollo gekommen. Da Aeskulap von dem Himmel auf die Erde herunter gestiegen war; so ist er nur einmal in menschlicher Gestalt in den epidaurischen Gegenden erschienen. Von hier ist er weiter fortgegangen, und hat über die ganze Erde seine helfende Rechte ausgebreitet. Er ist zu Pergamus, in Jonien, zu Tarent gewesen. Zulezt ist er nach Rom gekommen. Er ist auf der Erde und dem Meere überall gegenwärtig; er kommt zu jedem unter uns, und heilt unsre kranken Seelen und Leiber!

Das Gelindeste, was man hierüber sagen kann, ist, daß Julian durch seine offenbare Partheylichkeit sehr unfähig wird, die christliche Religion zu beurtheilen.

Ich würde selbst einigen partheyisch vorkommen, wenn ich nicht auch etwas, das weniger schwach ist, anführte. Ihr ahmt, sagt er zu den Christen, nur den Juden in ihrer Bitterkeit und Wuth nach, indem ihr Tempel und Altäre verwüstet. Ihr tödtet nicht nur diejenigen, die in ihrer väterlichen Religion geblieben sind; sondern auch eure Ketzer, die doch überhaupt mit euch einerley

nerley Irrthum haben. Allein das iſt euer eigen Werk. Denn nirgends hat euch JEſus diß geboten; Paulus auch nicht.

Hierin iſt nichts falſch, auſſer daß die Heiden von den Chriſten, wegen des Götzendienſtes, wären getödtet worden. Uebrigens ſcheint mirs eine Schönheit dieſer Stelle zu ſeyn, daß er die Chriſten an die Menſchenliebe JEſu erinnert. In weſſen Munde konnte eine ſolche Erinnerung ſtärker ſeyn?

Allein es war gewiß ſeine Meynung nicht, JEſu hierdurch auch nur einigen Beyfall zu geben. Denn er fährt gleich fort: Die Urſache warum euch JEſus und Paulus diß nicht geboten haben, iſt, weil ſie nicht beſſen, daß ihr jemals ſo mächtig werden würdet. Sie waren zufrieden, wenn ſie das gemeine Volk verführen konnten, oder höchſtens ſolche Leute, wie ein Cornelius und Sergius geweſen ſind. Wenn einer von ihren Schülern unter den groſſen Männern dieſer Zeiten (ich rede von des Tiberius und des Claudius Regierung) berühmt geworden iſt; ſo will ich überhaupt die Unwahrheit geredet haben.

Würde ſich Julian durch ſo etwas blos Scheinbares haben blenden laſſen, wenn er, wie ſein gewählter

wähltes Muſter, wie Antonin gedacht, und die Menſchen, gleich ihm, in dem rechten Geſichtspunkte angeſehen hätte? Wer iſt denn wirklich groß? Etwa allein der, welcher ſich die mannichfaltigen Veranlaſſungen der Geburt und des Glücks zu groſſen Thaten ſo zu Nutze macht, daß er die groſſen Thaten auch wirklich thut? Oder auch der, welcher zwar jene ſtärkre Veranlaſſung nicht hat, aber ſich von den wenigen und geringen, die er hat, ſo führen läßt, daß er auch, obgleich keine ſolche, die von der Geſchichte verewigt werden, dennoch wirklich groſſe Thaten thut? Es iſt ſo gar die Anzahl groſſer Leute von der lezten Art ſtärker als von der erſten. Denn die Anzahl derer, die Stand und Glück erhöhn, iſt überhaupt viel kleiner, als derer, die jene äuſſerlichen Vorzüge entbehren müſſen.

Warum habt ihr unſre Götter verlaſſen, und ſeyd zu den Juden übergegangen? Etwa deßwegen, weil die Götter Rom die Herrſchaft der Welt gegeben haben, den Juden aber auf kurze Zeit Freyheit und dann Knechtſchaft? Er hatte gewiß nicht nöthig, die oft wiederkommne Dienſtbarkeit der Juden, auch damit zu erweiſen, daß ſie von Richtern ſind regieret worden. Auf eben die Art könnte man ſagen, daß die Römer, ſelbſt

in

in ihren freyſten Zeiten Sclaven geweſen wären, und zwar nicht etwa, weil ſie einen tyranniſchen Senat, ſondern weil ſie einen Senat gehabt hätten. Aber er iſt ſo erhizt, daß er das Lächerliche ſolcher Angriffe gar nicht zu merken ſcheint.

JEſus, der die Geiſter beherrſchte, der auf dem Meere wandelte, der die Beſeßnen befreyte, der, wie ihr behauptet, Himmel und Erde gemacht hat, konnte zu dem Beſten ſeiner Verwandten und Freunde (er redet von äuſſerlichen Vorzügen) nichts beytragen.

Wie kalt iſt dieſer Spott, in dem Munde desjenigen, der nicht allein die chriſtliche Religion kannte; ſondern ſo gar auf ſeine Beleſenheit in der Schrift eitel war! Denn wenn er darauf verfällt, bibliſche Stellen anzuführen, ſo hört er nicht auf.

Er hält ſich überhaupt mit vielem auf, das nichts für ihn erweiſt. Wie weit er hierin auszuſchweifen fähig ſey, zeigt er beſonders in der Stelle, in welcher er einen Biſchof ſchimpft, weil dieſer ſich hatte einfallen laſſen, zu behaupten, daß die Juden auch Hexameter hätten.

Warum findet ihr, ſagt er zu den Chriſten, an den Wiſſenſchaften der Griechen ſo viel Geſchmack,

wenn euch das Lesen eurer Bibel zureichend ist? Es ist doch viel wichtiger, den Leuten jene, als die Götzenopfer zu verbieten. Denn Paulus sagt ja selbst, daß diese dem, der davon ißt, nicht nachtheilig seyn; nur das Gewissen der Schwachen, die es sähen, möchte dadurch verletzt werden. Ihr Thoren!

Verlohnt es sich der Mühe, zu erweisen, daß dis weiter nichts, als eine sophistische Chicane ist?

Hier folgt eine Stelle, die uns seine Absicht, warum er das Lesen der heidnischen Scribenten in den christlichen Schulen verboten hat, in ihrem ganzen Umfange zeigt. Durch diese Wissenschaften, sagt er, ist unter euch jeder, der nur einige natürliche Gaben gehabt hat, von der Atheisterey (so nennt er die Verlassung des Heidenthums) zurück gebracht worden. Und wenn ich nicht irre, so wißt ihr es selbst genug, wie sehr unsre Wissenschaften von den eurigen unterschieden sind. Durch die eurigen wird keiner vortrefflich, oder auch nur mittelmäßig gut. Durch die unsrigen aber erhebt sich jeder über sich selbst, wenn er auch gleich von der Natur noch so sehr vergessen worden ist. Aber wenn dieselbe gegen einen unter uns freygebig war, und er sich dann durch unsre Gelehrsamkeit bilden läßt; so wird er einer von denen, die ein Geschenk

der

der Götter zu nennen ſind; ſo zündet er entweder den Wiſſenſchaften ein neues Licht an; oder er wird ein weiſer Geſetzgeber; oder auch ein berühmter Eroberer!

Es kommt mir vor, als wenn Julian hier an ſich ſelbſt gedacht habe. Doch ohne mich hierbey aufzuhalten, merke ich nur an, erſt: Daß keine einzige Wiſſenſchaft mit dem Heidenthume und mit dem Chriſtenthume, auſſer der Moral, in einer nothwendigen Verbindung ſtehe, und daß alſo ein Heide oder ein Chriſt überhaupt groß oder klein in den Wiſſenſchaften ſeyn kann, ohne daß ſeine Religion dabey in Betrachtung kommt; Zweytens: Daß uns die Religion zu nichts anders, als zur Aufklärung unſers Verſtandes in Abſicht auf die Erkenntniß Gottes und zur Beſſerung unſers Herzens gegeben werden konnte. Ich will es daher nicht einmal gegen unſre Widerſacher gelten machen, daß die Offenbarung dieſen ihren großen Endzweck, oft auch durch Meiſterſtücke der Poeſie und der Beredtſamkeit, erreicht habe.

Er fährt fort: Verſucht es nur, wählt aus allen euren jungen Leuten, unterrichtet ſie in allen dem, was eure Bibel enthält; wenn dieſe in

ihren reifen Jahren beſſer als Sclaven ſeyn werden: So will ich ausgeſchweift, ſo will ich gerast haben! Und doch ſeyd ihr ſolche Thoren und ſolche Elende, daß ihr ein Buch für göttlich haltet, durch welches keiner weiſer, männlicher, und überhaupt beſſer, als er war, geworden iſt.

Schon damals hätte ihn die Erfahrung von beynahe drey Jahrhunderten von dem Gegentheile überzeugen können. Wenn ich ſage, daß uns eine Erfahrung von mehr als ſiebenzehn Jahrhunderten noch ſtärker davon überzeugt; So wird man mich mit dem Misbrauche, den einige Laſterhafte oder Unſinnige von der Religion gemacht haben, nicht widerlegen wollen.

Er hatte ſehr recht darin, daß er die Chriſten wegen ihrer abergläubiſchen Verehrung der Gräber der Märtyrer anklagte; aber wie ſonderbar iſt ſein Erweis, durch welchen er überzeugen will, daß ſie hierin unrecht thun. Ihr ſeyd in eurer Bosheit ſo weit gegangen, daß ihr ſo gar nicht mehr den Worten JEſu gehorchen wollt. Er führt aber die Vergleichung der Phariſäer mit getünchten Gräbern an.

Indem er, ohne die geringſten Anſprüche auf die Kenntniſſe, die zur Schriftauslegung gehören,

auch

auch nur von sich vermuthen zu lassen, den Christen weitläuftig zu beweisen sucht, (denn er ist überhaupt sehr schwatzhaft) daß sie gewisse Weissagungen falsch von Christo verständen; so wird er von seiner Einbildungskraft so fortgerissen, daß er zwo dieser Weissagungen von David erklärt. Was können wir von einem Philosophen erwarten, der einer Religion, auf die sich, wie er wußte, die christliche gründete, erfüllte Weissagungen zugesteht. Und was waren es denn für Propheten, deren Weissagungen erfüllt worden sind? Sie haben, sagt er anderswo, gerast und nur mit alten Weibern zu thun gehabt!

So ist die Schrift beschaffen, in welcher sich, nach dem Ausdrucke des Bischofs, der sie widerlegt, die stolze heidnische Stirn gegen die Ehre Christi erhoben hat!

Einigen würden vielwenigere Stellen, als ich angeführt habe, und vielleicht Eine genug gewesen seyn, um zu urtheilen, daß Julian sich gar nicht als ein großer Mann in dieser Bestreitung der christlichen Religion gezeigt habe. Sie werden, wenn sie ihn noch nicht von dieser Seite gekannt haben, erstaunt seyn, daß er über diese wichtige Sache, auf deren genaue Beurtheilung

ihm so viel ankommen mußte, so schwach gedacht habe.

Für andre waren mehr Stellen nöthig. Und vielleicht lernen auch die Freygeister diesen ihren Liebling dadurch noch besser kennen, als sie ihn bisher gekannt haben. Denn ich habe angemerkt, daß sie mit ihm, wie mit der Offenbarung umgehn. Diese greifen sie an, und haben sie nicht gelesen; und jenen vergöttern sie, und kennen ihn eben so wenig.

Ich hatte Anfangs vor, auch aus seinen übrigen Schriften, theils noch einige Feindseligkeiten gegen die Religion; theils solche Stellen anzuführen, welche die besondern Wendungen seines Verstandes und Herzens verrathen, um auf diese Art seinen Charakter ganz auszubilden: Allein ich muß gestehn, daß mir das Lesen seiner Werke so unangenehm geworden ist, daß ich meinen Vorsatz, wenigstens auf einige Zeit, aufgegeben habe. Man muß, deucht mich, sehr für ihn eingenommen seyn, wenn man sie so schön finden will, als seine Sophisten, die ihn, um wieder von ihm gelobt zu werden, mit ihren Lobeserhebungen unaufhörlich belagerten. Ich beschließe mit einer Stelle, die ich, ihrer verdrießlichen

Länge

Länge ungeachtet, ganz überſetzen will. Man wird nicht leicht etwas, das auf ſo vielen Seiten lächerlich iſt, geleſen haben.

„Daß die Zahl hundert allen andern vorgezogen zu werden verdiene, und die Vollkommenheit aller Zahlen enthalte, wird der lernen, der ſich mit mir in folgende Betrachtung darüber einläßt. Es iſt mir zwar nicht unbekannt, daß die Lehre der alten Weiſen der ungeraden Zahl den Vorzug vor der geraden giebt; (hier führt er ihre Gründe ſehr ernſthaft an) aber ich will gleichwol meine Meynung, ſo kühn ſie auch iſt, ſagen. Ueberhaupt ſind alle Zahlen von gleicher Beſchaffenheit, und was den Zuſatz der Vermehrung anbetrifft, ſo kann er durch jede Zahl gemacht werden. Allein es iſt doch viel beſſer die gerade Zahl zur Urſache der Vermehrung als die ungerade zu machen. Die Zahl Eins würde an ſich ſelbſt nicht ungerade ſeyn, wenn nicht etwas da wäre, wodurch ſie es würde. Die Verbindung zweer Einheiten, woraus die Zahl Zwey beſteht, bringt eine doppelte Ungeradheit hervor, aus Zwey entſteht Drey, und vermehrt zugleich Zwey. Wenn noch Zwey damit verbunden werden, ſo verurſacht Drey die Vermehrung der Viere; und überhaupt zeigt dieſe

Verbindung, die aus einem von beyden entstandne Ungeradheit, und wird unter der Zahl Zwey begriffen. Dieses vorausgesezt, sage ich, daß indem sich die erste Zehn in ihrem Zirkel herumdreht, das Ganze zu hundert' werde, und zwar so, daß mit Eins die Vermehrung zu Zehn zugleich wirkt, und daß ferner die in sich selbst wiederkehrende Zehn die Zahl hundert vollendet. Daher entsteht das Ganze aller Zahlen aus hundert, wobey auch die Eins nicht unbeschäftigt ist, wenn nicht die Zwey durch die Verbindung eine beständige Ungeradheit hervorbringt, und in sich selbst zurückkehrt, bis durch ein anderes Hundert die Summe geschlossen wird, und dieses Hundert mit derselben die Vollkommenheit verbindet, nach und nach weiter fort geht, und unter der Benennung vieler Hundert das Ganze bis zum Unendlichen der Entdeckungen erhebt. Homerus scheint mir nicht obenhin, und ohne Ursache in seiner Epopee dem Jupiter ein Schild von hundert Fellen zu geben, sondern vielmehr ein wichtiges und tiefes Geheimniß darunter zu verbergen. Indem er mit dem Begriffe von dem vollkommensten GOtte das Vollkommne der Zahlen verbindet, welches ihm vorzüglich vor allen übrigen Zahlen angemessen war,

und

und ihn in seiner Schönheit zeigte; oder weil die ganze Schöpfung, die er, zur Abbildung des Schildes, rund, wie dieses Urbild, vorstellt, von keiner andern Zahl, als Hundert, würdig ausgedrückt wird, und also die zirkelmäßige Zahl Hundert mit dem allgemeinen Verstande Jupiters, der alle denkende Wesen kennt, übereinstimmt. Eben diese Weisheit sezt den hundertarmigten Briareus neben dem Jupiter, und gesteht ihm zu, mit seinem Vater um den Vorzug der Macht zu streiten, indem sie ihm gleichsam mit dem Vollkommnen der Zahlen das Vollkomme der Stärke giebt. Wenn Pindarus, der Thebaner, die Niederlage des Typhons in seinen Siegsliedern besingt, und die Stärke dieses gröſten unter den Riesen dem höchsten Könige der Götter zuschreibt, so beweist er die vorzügliche Gröſe seines Ruhms durch nichts so sehr, als dadurch, daß er den hundertköpfigten Riesen, durch Einen Wurf, niederzuschmettern vermocht habe; und daß man von keinem andern Riesen glauben dürfte, daß er wider den Arm Jupiters streiten würde, als von dem einzigen, den seine Mutter mit hundert Köpfen bewafnet hatte; und daß keiner unter den andern Göttern, ausser allein Jupiter, des Siegs über

einen solchen Riesen würdig sey. Dem Liederdichter, Simonides, ist es zum Ruhme des Apollo genug, wenn er ihn den hundertfältigen Gott nennt, und ihn, statt alle andern unterscheidenden heiligen Benennungen, mit diesem Beynamen schmückt, indem er nämlich den Drachen Pytho mit hundert Pfeilen erlegt habe, lieber der hundertfältige, als der pythische gegrüßt seyn wolle, und diesen Beynamen, den er gleichsam als ein Erbe betrachte, vorzüglich gern höre. Die Insel Kreta, Jupiters Säugamme, ist zur Belohnung, daß sie diesen Gott aufgenommen hat, durch hundert Städte berühmt. Theben, das hundert Thore hat, lobt Homer aus keiner andern Ursache, als weil daselbst hundert Thore von bewundernswürdiger Schönheit sind. Ich schweige von den großen Opfern, wo hundert Thiere auf einmal geopfert werden; von den Tempeln, die hundert Pfeiler haben; von den Altären, die auf hundert Grundsteinen ruhn; von den Speisesälen für hundert Gäste; von den Feldern, die hundert Morgen groß sind; ja von allen göttlichen und menschlichen Dingen, welche durch diese Zahl unterschieden werden. Sie schmückt den Stand des Soldaten und des Bürgers, sie erfreut die kriegeri-

sche

ſche Centurie, ſie macht eine Verſammlung von Richtern, die der Centurie gleicht, verehrungswürdig. Ich hätte noch vielmehr, als dieſes zu ſagen, allein die Kürze, die in Briefen erfodert wird, hält mich davon ab.„

Iſt nicht dieſe Stelle, die ich ſo wenig verſtehe, als ſie von andern verſtanden werden wird, ein bewunderungswürdiger Beweis von Julians großem Geiſte?

II.

Von der beſten Art über GOtt zu denken.

Man könnte unſer Leben in eigentlichen Schlaf, in Schlummer, und in wirkliches Wachen, eintheilen. Der Schlummer wäre nicht etwa nur das Pflanzenleben, oder, welches noch ſchlimmer iſt, dasjenige thieriſche Leben, da die Seele um des Leibes willen da zu ſeyn ſcheint; den Schlummer, den ich meyne, hebt auch ſelbſt unſre äuſſerſte Geſchäftigkeit nicht auf: Das wirkliche Wachen wäre derjenige glückliche Zuſtand unſrer

unſrer Seele, da wir entweder GOtt denken; oder etwas, das GOtt geboten hat, und zwar weil er es geboten hat, thun. Nur von dem, der wirklich wacht, kann man ſagen, daß er wirklich lebt. Ihr ſeyd nun bald achtzig Jahre alt; wie lange habt ihr gelebt? Oder, ihr ſeyd nur erſt dreißig alt; wie vermuthet ihr, daß ihr dieſe Frage in eurem achtzigſten beantworten werdet? Und, wenn ſie GOtt nach eurem Tode an euch thäte? — Wofern der Unendliche nicht ſpielte, als er uns ſchuf; ſo iſt dieſe Sache erſtaunlich ernſthaft!

Ich weiß wohl, daß wir, und alle andre moraliſchen Weſen, mehr zum Thun, als zum Denken, gemacht ſind. Allein, da das Thun allezeit von dem Denken begleitet werden muß; da es eine gewiſſe Art zu denken giebt, die ſchon halb Handlung iſt; und da ſogar einige Gedanken völlig als Thaten von GOtt angeſehn werden: ſo hat man nicht zu befürchten, daß man von einer Kleinigkeit rede, wenn man von demjenigen Theile unſers wirklichen Lebens redet, der im Denken beſteht.

Welche von allen Arten, über das erſte Weſen zu denken, iſt die beſte?

Ich

Ich sehe die Schwierigkeiten einer Antwort auf diese Frage in ihrem ganzen Umfange ein; aber gleichwol halte ich sie nicht für so groß, daß ich dem Recht geben würde, der mir, vielleicht mit vielen tiefsinnig scheinenden Gründen, sagte, daß man sich gar nicht darauf einlassen sollte.

Ehe ich meine Untersuchung anfange, muß ich einigen meiner Leser sagen, daß, wie es eine wirkliche Glückseligkeit ist, sich nur überhaupt vorzustellen, daß man existirt, ohne dabey die verschiednen Arten unsers Daseyns zu zergliedern, daß es auch eine wirkliche und viel höhere Glückseligkeit ist, uns überhaupt bewußt zu seyn, daß wir fähig sind, GOtt — den Unendlichen — zu denken! Fast alle Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft werden den, der so unglücklich ist, kein Christ zu seyn, nur zweifelhafter machen. Aber das Bewußtseyn dieser unsrer höchsten Fähigkeit ist ein Beweis, der wie die Sonne leuchtet. Ich kann GOtt, wie unvollständig meine Begriffe von ihm auch sind, ich kann GOtt denken! Ich bin unsterblich! Derjenige, der GOtt, auch nur Einen Augenblick, gedacht hat, sollte nicht unsterblich seyn? So kann ich fragen; und ein Erzengel, dem sich GOtt

nicht

nicht unmittelbar offenbart, wie sehr er seine höhern Kräfte auch fühlt, fragt eben so.

Da die Anführung dieses Erweises nur eine Erläuterung des vorigen ist; so setze ich ihn nicht weiter fort. Ich könnte ihn so fortsetzen: Und ich darf GOtt lieben! Der, welcher GOtt, auch nur den hundertsten Theil eines Augenblicks, geliebt hat, sollte nicht unsterblich seyn?

Aber welche ist die beste Art, über GOtt zu denken? Man könnte sagen, wir müßten uns mit allen Arten so bekannt machen, daß wir zu der Zeit, da wir zu der einen nicht fähig genug wären, zu der andern unsre Zuflucht nehmen könnten. Ich habe nichts darwider. Denn alles, was uns zu GOtt führen kann, ist höchstwichtig. Gleichwol glaube ich, daß es eine von unsern vornehmsten Pflichten ist, uns an die beste Art, über GOtt zu denken, so zu gewöhnen, daß wir die andern beynahe nicht nöthig haben.

Ich hoffe meiner Materie genug zu thun, wenn ich drey Arten beschreibe; ob ich mir gleich nicht anmasse, die Sache dadurch bis auf ihre Nüancen zu bestimmen.

Es giebt eine kalte, metaphysische Art, die GOtt beynahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft,

schaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophirt, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr so lieb sind, daß sie jede freyere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft. Ich verstehe hier durch Erfindungen neue, oder mindstens feiner bestimmte Gedanken über die Vollkommenheiten des Unendlichen. Ich gebe zu, daß diese Art dem, der noch nöthig hat, sich von dem Daseyn Gottes zu überzeugen, nüzlich seyn könne. Derjenige aber, welcher weiß, daß die Sonne scheint, oder, welches eben so gewiß ist, daß GOtt existirt, der diß weiß, und sich auf die angeführte kalte Art über GOtt zu denken, allein einschränken wollte, der würde sich dadurch der nicht kleinen Gefahr aussetzen, gar zu selten, oder beynahe gar nicht, GOtt, als den unendlich liebenswürdigen, als den über allen Ausdruck bewundernswürdigen, zu denken und zu empfinden; (denn diß Denken kann von der Empfindung nicht getrennt werden) er würde sich auch sogar der Gefahr aussetzen, welche er doch am meisten zu vermeiden glaubt, nicht

wahr

wahr genug von ihm zu denken. Denn wer sich nicht genug erhebt, wer nicht würdig genug von ihm denkt, der denkt auch nicht wahr genug von ihm. Ein solcher Philosoph, wie ich meyne, wird mir einwerfen, daß ich diß zwar sage, aber nicht erweise. Und ich kann ihm doch hier weiter nichts antworten, als daß der Umstand, daß er den Erweis einer an sich selbst so klaren Sache verlangt, zwar Viele, aber nur ihn nicht überzeugen wird, er habe seinen Verstand durch metaphysische Grübeleyen, denen er sich nicht einmal frey überläßt, sondern die er nur nach einer gewissen Schulmethode zusammensezt, sehr kurzsichtig gemacht. Weil wir über diß alles, durch diese Art von GOtt zu denken, beynahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zulezt reden werde, zu erheben; so müssen wir auf unsrer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meyne einen, den sein Kopf, und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern.

Es giebt eine zweyte Art, die ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtungen nennen will. Die Betrachtungen verbinden

eine

eine freyere Ordnung mit gewiſſen ruhigen Empfindungen; und nur ſelten erheben ſie ſich bis zu einiger Bewunderung Gottes. Sie können ſehr wahr, ſehr fromm, und ſehr werth ſeyn, oft wieder gedacht zu werden; allein ſie thun einer Seele, die ſich auf das Aeuſſerſte beſtrebt, GOtt zu kennen, noch nicht genug, ſelbſt in denen Stunden nicht genug, wo ihr Verlangen nach dieſer Erkenntniß, durch ein gewiſſes unſrer Einſchränkung ſehr natürliches Nachlaſſen, gemildert iſt. Sie haben überdiß oft die Unvollkommenheit, daß ſie uns veranlaſſen, klein von GOtt zu denken. Nicht ſo würdig, als wir können, nenne ich ſchon klein von GOtt denken. Und diß geſchieht am meiſten dadurch, daß ſie uns, ohne unſern Vorſatz, unvermerkt zu glauben verleiten, Gottes Gedanken ſeyn wie unſre Gedanken. Kurz, die Eigenliebe eines frommen, und in dieſen Augenblicken vielleicht recht ſehr frommen Mannes verführt ihn, GOtt nach ſich zu beurtheilen.

Robert Boyle, und man wird doch nicht geneigt ſeyn, einen Mann, der in allen ſeinen Handlungen ſo viel edle Einfalt und ungeſuchte Würdigkeit zeigte, deswegen einen Sonderling zu nennen, weil er in Einer Sache anders, als faſt alle Men-

schen gehandelt hat; und noch weniger wird man denjenigen einen Heuchler nennen wollen, der seine reine Frömmigkeit durch eine völlige Vermeidung aller Scheinheiligkeit so sehr bewiesen hat, Robert Boyle sprach den Namen Gottes niemals anders, als mit einer so tiefen Ehrfurcht aus, daß er nicht anders konnte, als, nach der Aussprechung desselben, eine Weile stillschweigen, und erst nach diesem merklichen Innehalten, wobey er sein Haupt entblößt gehabt hatte, seine Unterredung fortsetzen. Wie mochte dieser verehrungswürdige Mann seine Empfindungen von GOtt, wenn er allein war, ausdrücken? wenn dieser ernste und von allem, was nur geschaffen ist, abgesonderte Tiefsinn zulezt in Erstaunen ausbrach, in Erstaunen über GOtt, das Höchste, ausser der Liebe zu ihm, wozu ein endlicher Geist fähig ist.

Sich auf der obersten Stufe dieser Erhebung zu GOtt lange zu erhalten, ist in diesem Leben unmöglich; aber sich ihr, durch mehr als Betrachtungen, oft und lange nähern, ist auch hier möglich, und die höchste aller Glückseligkeiten. Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt, (und wen denkt

denkt ſie?) ſo erfüllt iſt, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anſtrengung ihres Denkens in eine ſolche Bewegung gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzwecke wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes ſich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unſer Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und zu ſchwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuverſicht glaubt, daß wir GOtt lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.

Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich ſo ſage, aus dem Gedränge dieſer ſchnellfortgeſezten Gedanken, dieſer Gedanken von ſo genauen Beſtimmungen, einige mit Kaltſinn herauszunehmen, und ſie in kurze Sätze zu bringen; was für neue Wahrheiten von GOtt würden oft darunter ſeyn!

Die Erreichung der oberſten Stufe in dieſer lezten Art über GOtt zu denken, iſt ein Zuſtand der Seele, da in ihr ſo viele Gedanken und Em-

pfindungen auf Einmal und mit einer solchen Stärke wirken, daß, was alsdann in ihr vorgeht, durch jede Beschreibung verlieren würde. Das Fragment aus dem Gedichte, Henoch, s. Klopstocks poet. Werke S. 139. drückt etwas davon aus.

III.

Von der Sprache der Poesie.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wiederhohlt hat, daß bey allen Nationen, die sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prosa zu einer gewissen Höhe gestiegen sey. So viel ist unterdeß gewiß, daß keine Nation weder in der Prosa noch in der Poesie vortreflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte.

Die Griechen, und wer wird ihnen den vollkommensten poetischen Ausdruck absprechen? unterschieden diesen von dem prosaischen nicht allein

auf

auf alle Arten, auf welche es Nationen von Geſchmack immer gethan haben; ſie giengen noch weiter, und thaten es ſelbſt durch den veränderten Klang der Wörter. Eben das Wort, das auch in Proſa gebräuchlich war, wurde, durch eine Sylbe mehr oder weniger, durch Hinzuſetzung, Wegnehmung oder Veränderung eines Buchſtabens, zum poetiſchen Worte gemacht.

Die Römer ahmten den Griechen zwar in dieſer lezten Unterſcheidung der Proſa und der Poeſie nur ſehr ſelten nach; aber wie ſehr iſt gleichwol der Ausdruck des Cicero und des Virgil unterſchieden?

Nach der langen Barbarey ſind die ſchönen Wiſſenſchaften zuerſt nach Italien gekommen. Wer weiß nicht, daß die italieniſche Sprache, dieſe älteſte Tochter der römiſchen, auf die meiſten Vorrechte ihrer Mutter Anſpruch macht? Sie hat eine nicht geringe Anzahl Wörter, die der Poeſie allein gewidmet ſind. Der Vers berechtiget ſie, den Klang der Wörter zu verändern; und ſie iſt ungemein biegſam, jeder Wendung eines poetiſchen Gedankens zu folgen.

Die Franzoſen, welche die Proſa der Geſellſchaften, und was derſelben nahe kömmt, mit

der meiſten Feinheit und vielleicht am beſten in Europa ſchreiben, haben ihre poetiſche Sprache unter allen am wenigſten von der proſaiſchen unterſchieden. Einige von ihren Genies haben ſelbſt über dieſe Feſſeln geklagt, die ſich die Nation von ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaitres hat anlegen laſſen. Unterdeß würde man ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poeſie gar nicht von ihrer Proſa unterſchieden wäre. Sie iſt dieß bisweilen ſehr, und wenn ſie es nicht iſt; ſo haben wir wenigſtens das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den poetiſchen Ausdruck vermiſſen, ſchöne Proſa zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutſchen ſelten machen, welche an die weſentliche Verſchiedenheit der poetiſchen und der proſaiſchen Sprache ſo wenig zu denken ſcheinen.

Ich würde den poetiſchen Ausdruck der Engelländer für den ſtärkſten, und für denjenigen halten, der ſich, den griechiſchen und römiſchen ausgenommen, am meiſten von der Proſa unterſchiede; wenn ſie nicht ſo viele fremde Wörter, und mit ihnen alle Nebenbegriffe derſelben in ihre Sprache aufgenommen hätten. Dieſe Nebenbegriffe bey den aufgenommenen Wörtern zu denken,

ken, iſt mindſtens denen unter den Engelländern und Fremden unvermeidlich, welche die Sprachen kennen, aus denen jene Wörter entlehnt ſind. Ich gebe zu, daß die engliſche Sprache gleichwohl auch viel Eignes habe, und ich rechne unter dieß Eigne ſelbſt den neuen Schwung, den ſie den ausländiſchen Wörtern manchmal zu geben gewußt hat; allein man wird, auf der andern Seite, auch nicht läugnen können, daß ihr neuer, kühner und glücklicher poetiſcher Ausdruck, den Nebenbegriffen der aufgenommenen oft ſehr proſaiſchen Wörter, nicht ſelten unterliege.

Es iſt ſchon lange her, daß Luther die Deutſchen durch die Art, auf welche er die poetiſchen Schriften der Bibel überſezt hat, von dem Unterſchiede der proſaiſchen und poetiſchen Sprache hätte überzeugen können. Aber ſie haben von dieſem großen Manne überhaupt weniger gelernt, als ſie von ihm hätten lernen ſollen. Opitz hat ſie nach ihm an jenen Unterſchied von neuem erinnert; Haller noch ſtärker: allein ſie ſcheinen noch immer daran zu zweifeln.

Wenn man alle Stufen des proſaiſchen Ausdrucks hinaufgeſtiegen iſt; ſo kömmt man an die unterſte des poetiſchen. Die höchſte proſaiſche

und die letzte poetiſche ſcheinen ſich in einander zu verlieren. Es iſt dem Redner, wenn er in ſeinem ſtärkſten Feuer iſt, nicht allein erlaubt; ſondern er muß ſich auch einige Schritte höher erheben, als er gewöhnlich ſoll. Auch der Poet darf, nachdem ihm die Perſonen, die er aufführt, oder die Sachen, die er vorſtellt, dazu Gelegenheit geben, ſich ein wenig weiter herunterlaſſen, als es ihm überhaupt zu thun erlaubt iſt. Allein niemals dürfen ſie auf beyden Seiten zu weit gehn. Doch die Regeln, wie weit ſie gehn, und nicht gehn ſollen, gehören zu meiner Materie nicht.

Um dasjenige, was ich ſagen werde, genauer zu beſtimmen, muß ich gleich anfangs anmerken, daß ich von dem Unterſchiede der Gedanken und Empfindungen nicht rede, die der proſaiſche Scribent, und derer, die der Poet vor andern ausdrücken ſoll. Wenn ich dieß thun wollte; ſo würde ich vor allen feſtſetzen: Daß es Gedanken und Empfindungen, oft nur einen gewiſſen Grad, eine Wendung, eine Art von Ausbildung derſelben giebt, die allein in der Poeſie; und andre, die nur in Proſa gebraucht werden müſſen. Dieß weiter auszuführen, würde aus zwo Urſachen überflüßig ſeyn. Der gute Poet weiß es ſchon;

und Leſer von Geſchmack finden Wahrheiten von dieſer Art lieber in Gedichten ſelbſt, als in Unterſuchungen der Kritik. Ich werde daher nur von dem Ausdrucke dieſer verſchiedn.n Gedanken und Empfindungen etwas weniges ſagen. Ich gebe zugleich zu, daß noch vieles, welches ich unberührt laſſe, davon geſagt werden könne.

Wenn man den Gedanken hat; ſo wählt man das Wort, welches ihn ausdrückt. Wenn wir das rechte Wort nicht wählen; ſo thun wir eben das, was derjenige thut, der durch eine Mine etwas ſagen will, und dem die Mine mißlingt. Es iſt dem Zuſchauer oder dem Leſer unangenehm, daß ſie uns entweder nicht genug verſtunden, oder daß ſie die vergebne Mühe bemerkten, mit der wir uns beſtrebten, uns zu erklären.

Die Poeſie ſoll überhaupt vielſeitigere, ſchönere, und erhabnere Gedanken, als die Proſa, haben. Wenn wir ſie ausdrücken wollen; ſo müſſen wir Wörter wählen, die ſie ganz ausdrücken. Hier finden wir gleich anfangs eine nicht geringe Anzahl, von denen wir gar keinen Gebrauch machen können. Sie haben in dem Munde des Volks allen ihren Nachdruck verloren, oder ſie haben niemals einigen gehabt. Die Sprache hat

also für den Poeten weniger Wörter, und dieß ist der erste Unterschied der Poesie und der Prosa. Wir finden ferner viele Wörter, die zwar, in dieser oder jener Art der Poesie, noch edel genug wären, die es aber für die Art, in der wir arbeiten, nicht sind; ein neuer Unterschied, mindstens für diejenigen, die in jener Art der Poesie schreiben. Wie werden wir diesen Mangel ersetzen? Denn wir haben nun wirklich eine ärmere Sprache. Noch eine Anmerkung; so ist sie es noch mehr. Gewisse Wörter sind zwar edel genug; aber wir können sie, wegen ihres Uebelklangs, oder auch wegen des Sylbenmaasses, das wir gewählt haben, nicht brauchen.

Die edlen und für die Poesie vorzüglich brauchbaren Wörter sind, fürs erste, diejenigen, die keine niedrigen oder lächerlichen Nebenbegriffe veranlassen. Der Richter von der Niedrigkeit oder dem Lächerlichen der Nebenbegriffe ist allein der Geschmack. Die Franzosen finden vieles lächerlich, das es nicht ist. Wir treffen hier den rechten Punkt, wenn wir ihnen, in einer gewissen Entfernung, folgen.

Ferner sind für die Poesie vorzüglich brauchbare Wörter, die wirklich etwas sagen, und nicht

nur

nur zu sagen scheinen. Mich deucht, die Deutschen können bey dieser Untersuchung nie zu sorgfältig seyn. Ihre Sprache hat wirklich noch eine nicht geringe Anzahl von Wörtern dieser Art.

Es ist nicht nöthig, zu sagen, daß Wörter von ausgemachter Stärke unter die für die Poesie brauchbarsten gehören; allein es möchte vielleicht nicht überflüßig seyn, die Deutschen zu erinnern, daß diejenigen Wörter, die mit Geschmack zusammen gesetzt sind, unter die von ausgemachter Stärke zu zählen sind. Es ist der Natur ihrer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Sie sagen so gar im gemeinen Leben: Ein gottesvergeßner Mensch. Warum sollten sie also den Griechen hierinnen nicht nachahmen, da ihnen ihre Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?

Der poetische Ausdruck soll sich nicht immer, besonders in gewissen Dichtarten, durch die Stärke unterscheiden; er kann dieß auch oft, nachdem ihn der Gedanke dazu veranlaßt, durch angenehme und sanfte Wörter thun. Unterdeß verdient keine von Horazens Anmerkungen öfter wiederholt zu werden, als diese: Ihr sucht angenehm zu seyn; und ihr seyd ohne Nerven, ohne Seele!

Die

Die deutsche Sprache, die nun anfängt gebildet zu werden, hat noch neue Wörter nöthig. Ich rechne unter die neuen auch einige wenige veraltete, die sie zurücknehmen sollte. Aber, durch die Neuheit an sich selbst erhält ein Wort keine Vorzüge. Ausser dem, daß sein Schicksal sehr von der ungezwungnen Ableitung oder Zusammensetzung abhängt; so befördert, oder hindert auch seine Aufnahme die Güte oder Unbrauchbarkeit des Stammworts, von welchem es entstanden ist. So gar eine zu nahe Verwandtschaft mit einem andern Worte von niedriger Bedeutung, kann dem neuen Worte schaden. Himmling hätte man nicht wagen sollen, weil dem Leser Himmeln dabey einfallen könnte. Wenn ein Deutscher aus einem Alten einen Ausdruck, der ein Bild zeigt, bloß übersetzt und dazu in seiner Sprache ein eben so edles Wort wählt, als Virgil oder Homer in der seinigen gebraucht hatte; so kann derjenige, der ihn mit Recht tadeln will, nur folgendes anführen. Ihm mißfällt entweder das Bild selbst; oder er tadelt den Dichter, daß es sich in seine Stelle nicht so gut schickt. Ist keine von beyden seine Ursache; so ist er verdrießlich darüber geworden, daß sufus im Deutschen hin-

hingegessen heißt. Ausser den bisher angeführten Eigenschaften guter Wörter, sie seyn neu, oder schon aufgenommen, kömmt es noch sehr, wenn sie gut bleiben sollen, auf die Stelle an, wo sie stehn. Sie sind dem Gedanken, den sie ausdrücken sollen, alsdenn erst angemessen, wenn sie an der rechten Stelle stehn. Der Leser macht besonders hier eine beständige, zwar sehr schnell gedachte, aber dennoch genaue Vergleichung zwischen dem Gedanken und dem Worte. Er fühlts, was wir haben sagen wollen, was wir gesagt, und was wir nicht gesagt haben.

Die Anmerkungen, die ich bisher über die Güte der Wörter gemacht habe, gelten zwar gröstentheils auch von der Prosa; allein es ist die Pflicht des Dichters, sie mit noch genauerer Sorgfalt zu beobachten.

Wenn er mit der Wahl der Wörter glücklich gewesen ist; so erhebt er sich auch, durch die veränderte Ordnung derselben, über die Poesie. Nur selten sind die Leidenschaften, welche die Prosa ausdrückt, so lebhaft, daß sie eine nothwendige Verändrung der eingeführten Wortfügung erfordern. Die Poesie erfordert dieselbe oft. Denn die Abschildrung der Leidenschaften ist dasjenige,

was in einem guten Gedichte herrſchen ſoll. Die Regel der zu verändernden Wortfügung iſt die: Wir müſſen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zuerſt zeigen. Die Stellen, wo in dem Gedichte die Einbildungskraft herrſcht, ſollen ein gewiſſes Feuer haben, das ſich der Leidenſchaft nähert; eine neue Urſache, die Wörter anders, als nach der gewöhnlichen Ordnung der Proſa, zuſammen zu ſetzen. Doch dürfen wirs hier nicht mit gleicher Kühnheit thun. Eine faſt unmerkliche Veränderung der Wortfügung möchte auch denen Stellen manchmal angemeſſen ſeyn, wo wir zwar vornehmlich beſchäftigt ſind, den Verſtand zu unterhalten, aber uns auch erinnern, daß wir es als Poeten thun müſſen. Bisweilen darf uns ſo gar der dadurch zu erreichende Wohlklang veranlaſſen, die Wörter zu verſetzen. Ich meine nicht, daß es geſchehen ſoll, den Vers bloß zu machen; ſondern ihm durch dieſe Hülfe eine gewiſſe glückliche Wendung zu geben.

Aber nicht allein die Wahl guter Wörter, und die geänderte Verbindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Perioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch verſchiedne von denen anſcheinenden Kleinigkeiten

nigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden iſt, was er iſt.

Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derſelben, der Handlung, die der Periode ausdrücken ſoll, gemäß ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier iſt eine Redensart, wo nur ein Wort ſeyn ſollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewiſſe Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil ſeyn. Hier ſollte eine glückliche Redensart ſtehen. Der Gedanke erfordert dieſe Ausbildung. Dort ſind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden faſt unmerklich verbinden ſollten. Sie ſinds unter andern, wenn ſie zu viel Sylben haben. Einem ungeachtet, könnte die ſchönſte Stelle verderben. Sie ſinds ferner, wenn ſie da geſetzt werden, wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das doch, mit dem man wünſcht, gehört vornehmlich hieher. In einer andern Stelle ſtand die Interjection nicht, wo ſie ſtehen ſollte. Das Ach fieng den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den Wörtern geſtanden, welche die Leidenſchaften am meiſten ausdrücken. Ein andermal

hat

hat der Verfaſſer nicht gewußt, von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen ſeyn würde. Darauf hat er es wieder geſetzt, wo es nicht hingehörte.

Wenn in den poetiſchen Perioden zu dieſen Fehlern noch die beyden gröſſern kommen, daß die Hauptwörter theils nicht gut gewählt, theils nicht nach der Natur der Handlung geordnet ſind; ſo haben wir eine Statüe, die weder Bildung noch Stellung hat. Alles iſt kraftlos und ohne Character. Die eine Hand iſt zu groß; der eine Fuß zu breit. Die Gelenke ſind geſchwollen. Sie hat nichts Fleiſchiges, kein Leben. Gleichwohl ſehn wir, daß der Hauptgedanke des Künſtlers gut war. Aber er iſt unter dem Ausdrucke erlegen. Die beſten Gedanken ſind in der Gefahr, auf dieſe Art verdorben zu werden.

In vielen poetiſchen Schriften, welche die Deutſchen noch nicht zu leſen aufhören, ſind dieſe Fehler beynahe gar nicht vermieden worden. Es ſind nur wenige, in welchen man nach den Grundſätzen, davon ich einige angeführt habe, gearbeitet hat. Allein dieſe wenigen haben die Sprache noch nicht völlig ſo bilden können, wie ſie, nach ihrer Natur, gebildet werden ſollte. Die Mittel,

die zu dieſem Zwecke näher führen könnten, ſcheinen mir folgende zu ſeyn.

Die deutſche Sprache iſt reich; allein ſie hat nicht ſelten einen unnützen Ueberfluß. Sie kann nicht zu ſtreng in der Enthaltung von ſolchen Wörtern und Redensarten ſeyn, die, wenn man es genau unterſuchte, nicht einmal in Proſa geduldet werden ſollten. Wenn man dieſe Wörter wegnimmt, ſo iſt die Sprache dadurch zwar noch nicht arm geworden; aber es würde doch gut ſeyn, jenen ſehr entbehrlichen Ueberfluß durch einen wahren Reichthum zu erſetzen. Ich meyne gar nicht, daß ſich jeder, dem es nur einfällt, in dieſe Erſetzung miſchen ſolle. Selbſt die wenigen guten Scribenten ſollten es mit der behutſamſten Sorgfalt und Beurtheilung thun. Auf die feurige Stunde der Ausarbeitung muß, beſonders auch in Abſicht auf den Ausdruck, die kältere der Verbeſſerung folgen. Und nie darf dieſe ihren Rechten etwas vergeben.

Der deutſche Poet, der zu unſern Zeiten ſchreibt, findet eine Sprache, die männlich, gedankenvoll, oft kurz, und ſelbſt nicht ohne die Reize derjenigen Annehmlichkeit iſt, die einen fruchtbaren Boden ſchmückt, wenn ſie mit ſpar-

samer Ueberlegung vertheilt wird; und die, wenn man sie zu sehr verschwendet, ein Blumenbeet aus einer schönen Gegend macht. Sie kann gleichwohl, wie mich deucht, auf zwo Arten noch weiter ausgebildet werden. Die eine ist: Ihre Scribenten richten sich nach der Wendung, die sie einmal genommen hat. Sie gehen auf dem Wege fort, den Luther, Opitz und Haller (ich nenne diese grossen Männer nicht ohne Ursache noch einmal) zuerst betreten haben. Die andre Art ist: Sie ahmen der griechischen Sprache, der römischen und einigen unsrer Nachbarn nach: jenen, weil sie durch Meister gebildet worden sind, deren Werke in allen Jahrhunderten Muster bleiben werden; und diesen, in so fern sie theils von jenen ersten Mustern gelernt haben, theils eigne Schönheiten besitzen. Der glückliche Maler, der seine eigne Colorit hat, die ihn nachahmungswürdig macht, wird sich nicht schämen, von andern grossen Meistern zu lernen, ob er sich gleich sehr dabey hüten wird, dasjenige, was er entlehnt, auf eine Art anzubringen, die seiner eignen nicht angemessen wäre. Die Römer ahmten den Griechen auf diese Art nach. Und vielleicht hat die deutsche Sprache noch mehr Verwandtschaft

mit

mit der griechischen, als die römische mit ihr hatte. Wie glücklich die Engländer und Italiener in der Nachahmung jener beyden Sprachen oft gewesen sind, weiß jeder, der sie gelesen hat. Daß Konsard es nicht war, daran ist weder Homers und Virgils, noch Corneilles Sprache Schuld.

Die Grenzen dieser Nachahmung können viel bestimmter bey dieser und jener Stelle gezeigt, als durch allgemeine Regeln festgesetzt werden. Ich werde mich nur auf eine Untersuchung einlassen.

Jede Sprache hat ihre Idiotismes. Man nimmt öfters Ausdrücke für Idiotismes an, die es zwar in so fern sind, daß sie wirklich in einer Sprache so oft vorkommen, daß sie ihr allein eigen zu seyn scheinen; die aber gleichwol keine grammaticalischen Idiotismi sind. Ich habe oft gefunden, daß man wider die Uebersetzung eines solchen Idiotismi am Ende nichts mehr sagen konnte, als daß man diesen Gedanken in dieser Sprache nicht denken wollte. Welches besonders deßwegen lächerlich war, weil man zugegeben hatte, daß er in der andern Sprache schön wäre.

Die Römer giengen so weit, daß sie auch die grammatikalischen Idiotismos der Griechen nachahmten. Meine Meynung ist nicht, daß die Deutschen dieses auch thun sollen (ob ich gleich nicht zu viel zu wagen glaube, wenn ich die sparsame Nachahmung einiger Wortfügungen ausnehme) ich meyne nur, daß sie sich das Geschrey derjenigen, welche die platte Sprache des Volks allein für gut Deutsch zu halten scheinen, nicht abhalten lassen sollen, den Griechen und Römern in ihren glücklichen Ausdrücken der Poesie nachzuahmen. Viele von diesen Ausdrücken könnten zwar auch, weil sie oft von ihnen gebraucht werden, Idiotismi heissen; sie sind aber vielmehr, auf der Seite des poetischen Ausdruckes überhaupt, anzusehn, und dieß so sehr, daß dabey gar nicht mehr die Frage von der Grammatik irgend einer Sprache ist, sondern von den Regeln desjenigen poetischen Ausdrucks, der in jede gebildete Sprache aufgenommen zu werden verdiente.

Wenn man die hebräische Sprache allein als eine morgenländische ansehn wollte; so würde man leicht darauf verfallen können, die Nachahmung derselben, wegen des zu grossen Unterschieds der abendländischen und der morgenländischen Spra-

chen,

chen, ſchlechterdings zu verwerfen. Allein man hört mit Recht auf, ſie bloß in dieſem Geſichtspunkte anzuſehn, wenn man anmerkt, daß die Verfaſſer des alten Teſtaments, (ich betrachte hier ihre Werke bloß als menſchliche,) das Uebertriebene der morgenländiſchen Sprachen, ohne ihrem Feuer und ihren glücklichen Kühnheiten etwas zu vergeben, vermieden haben; daß wir, mit ihrer Art ſich auszudrücken, ſchon vertraut geworden ſind; und daß ſie uns Begriffe ſagen lehren, die für uns ſo wichtig ſind, und von welchen wir faſt keine Spur in den heidniſchen Scribenten finden. Dieſe Umſtände zuſammengenommen machen den poetiſchen Ausdruck des alten Teſtaments beſonders denen, die heilige Gedichte ſchreiben, zu einer reichen Quelle der Nachahmung, die ihnen dann am beſten gelingen wird, wenn ſie dem morgenländiſchen Ausdrucke, wo er am kühnſten iſt, in einer gewiſſen Entfernung zu folgen wiſſen.

Gebildete Sprachen haben vieles mitelnander gemein, und vieles, das ſie von einander unterſcheidet. Ich will nur etwas von dem, das einige nachahmungswürdige Sprachen von einander unterſcheidet, anführen. Die feurige bilder-

volle Kürze der hebräiſchen Sprache; die Fülle, und die angemeßnen ſeinen Beſtimmungen der griechiſchen; den Anſtand, die Würde und den hohen Ton der römiſchen; die Stärke und die Kühnheit der engliſchen; die Biegſamkeit und die Annehmlichkeit der italieniſchen; und die Lebhaftigkeit und ſorgfältige Richtigkeit der franzöſiſchen, wird die männliche und ungekünſtelte deutſche Sprache deſto glüklicher erreichen, je freyer die Art und je reifer die Wahl ſeyn werden, womit ſie nachahmen wird.

Es ſcheint mir, daß eine von ihren guten Eigenſchaften eine gewiſſe Biegſamkeit ſey, etwas von dem Tone andrer Sprachen anzunehmen. Derjenige würde mich falſch erklären, der glaubte, daß ich ihrem Originalcharakter hierdurch etwas vergeben wollte. Sie könnte vielleicht mehr geben, als ſie nimmt. Sie iſt, wie die Nation, die ſie ſpricht. Sie denkt ſelbſt, und bringt die Gedanken anderer zur Reife. Man wird mir alſo die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und von mir glauben, daß, wenn ich wünſche, daß ſie einige angenehme oder ſtarkgezeichnete Züge der Alten und Ausländer entlehnen möge, um ſich vollends zu bilden, daß ich weit entfernt bin, mich

mich dadurch für diejenige ſclaviſche Nachahmung zu erklären, welche die Hälfte Deutſchlands angeſteckt zu haben ſcheint, und die es noch dahin bringen kann, daß die Ausländer glauben werden, die Deutſchen am richtigſten von andern Nationen zu unterſcheiden, wenn ſie dieſelben Nachahmer nennen.

IV.

Von dem Fehler, andre nach ſich zu beurtheilen.

Es iſt eins von den ſonderbarſten Schauſpielen, das man ſich geben kann, wenn man mit Aufmerkſamkeit zuſieht, wie faſt jeder den andern nach ſich ſelbſt beurtheilt. Selbſt der Rechtſchaffne fällt in den Fehler, von andern unrichtig zu urtheilen, indem er die Tugenden, die er ſelbſt hat, auch bey andern findet. Aber welch ein edler Fehler iſt dieſer!

Einen gewiſſen Unterſchied auch wohl Vorzug einiger Verſtandeskräfte und der Denkart geſteht man zwar noch bisweilen zu; allein in Abſicht

auf die Eigenschaften des Herzens, überredet man sich leicht, keinen über sich zu haben. Wenn man ausserordentlich grosse Tugenden in der Geschichte findet; so hält man hier den Geschichtschreiber für einen Dichter, und wenn man sie selbst sieht, so ist man gar zu geneigt, denjenigen, der sie thut, für einen Heuchler zu erklären. Und wenn dieses von ihm zu behaupten gar zu unwahrscheinlich ist; so sucht man sie, durch die Erfindung kleiner Absichten derselben, herunter zu setzen; oder man würdigt sie nicht mehr, mit dem, was man selbst thun könnte, zu vergleichen, indem man sie aus einer Enthusiasterey des Herzens herleitet, durch die man sich in einer Welt, wie die unsrige ist, zwar lächerlich, aber gewiß nicht glüklich mache.

Diese Gewohnheit, den weisen, den tugendhaften, den großen Mann zu sich herunter zu erniedrigen, und ihn mit seinem eignen kleinen Maaße zu messen, hat unter andern auch diese schlimme Folge, daß man sich der Muster der Nachahmung und ihres vielseitigen Nutzens beraubt. Und diese Muster der Nachahmung sind gleichwohl für die Meisten die einzige Reizung, die ihnen übrig ist, mindstens einige Stufen der

Tu-

Tugend zu erſteigen. Denn die Ausſprüche der Pflicht ſind ihnen zu kalt. Sie wirken nicht auf ihr Herz.

Kleon könnte ſich vielleicht zu einem gewiſſen Grade von Tugend erheben; allein wenn er fortfährt, Ariſten nach ſich ſelbſt zu beurtheilen, ſo iſt gar keine Hoffnung mehr dazu.

Ariſt verzeiht ſeinem Feinde auf eine Art, welche die Zuſchauer beynahe zweifelhaft macht, ob er beleidigt worden ſey. Kleon, dem es unbegreiflich iſt, daß man ſo verzeihen könne, hält Ariſten für furchtſam. Denn das iſt er ſelbſt.

Ariſt ſcheint nicht reicher zu werden, ob er gleich in Umſtänden iſt, in welchen er es werden könnte. Er hatte einigen Unglücklichen geliehn, von denen er geglaubt hatte, daß ſie rechtſchaffen wären. Dieß weiß Kleon zwar nicht; allein er ſpricht doch Ariſten die Geſchicklichkeit ab, ſeinen Reichthum zu vermehren, dieſe ſo leichte Geſchicklichkeit, wenn ſie durch die Gewiſſenhaftigkeit nicht ſchwer gemacht wird, und die Kleon gleichwohl nicht hat, ob ihn gleich Schwierigkeiten von dieſer Art überhaupt nicht ſehr einſchränken.

Ariſt thut bisweilen etwas für die Nachkommen. Der arme Kleon, wie könnte er Ariſten

in einem solchen Verdachte haben, er, der seinen Vater kaum ein wenig liebt, welcher fast sein ganzes Vermögen für ihn hingegeben hat.

Aristt läßt sich nicht leicht herunter, Kleinigkeiten dadurch, daß er darüber etwas entschiede, wichtig zu machen. Kleon sieht, daß Aristt schweigt, und hält dafür, daß Aristt von seiner Meynung sey.

Homer sagt, daß uns Jupiter die Armen zusende. Man könnte eben dieß von Männern sagen, deren Tugenden Beyspiele sind. Aber was macht die kleine Seele eines Kleons aus einem Aristt, der ihm zugesandt ist? Eine kleine Seele, wie er selbst hat! Und was ist ihm dann für eine Reizung übrig, in die Höhe sehn zu lernen, wenn er auf einen Aristt nur nicht herabsieht?

Wofern er nur ein wenig auf sich Achtung gäbe, so könnte ihn die Erfahrung sehr leicht überzeugen, wie sehr er in seiner Art zu beurtheilen irre. Wie klein müßte er sich finden, wenn er sich erinnern wollte, daß seine Vermuthungen, durch die er die Handlungen eines Aristt bey gewissen wichtigen Veranlassungen vorhersehen glaubte, so sehr falsch gewesen sind. Und gleichwohl

wohl kann ihn die Erinnerung dieſer Erfahrungen von ſeiner Krankheit, andre nach ſich zu beurtheilen, beynahe allein heilen.

Wer ſchon angefangen hätte, ſeine Zuflucht zu dieſem Heilungsmittel zu nehmen, dem würde es ſehr nützlich ſeyn, wenn er die Geſchichte in der Abſicht läſe, daß er ſich bey merkwürdigen Begebenheiten vorſtellte, was er, wenn er darinn verwickelt geweſen wäre, gethan haben würde, und dann zuſähe, was groſſe Männer gethan haben.

Wer dieß oft wiederholt hat, wird die Lächerlichkeit des Contraſtes ſehn, die ſein voriges Verfahren hatte. Es iſt in der That nichts komiſcher, als einen Kleon zu kennen, und ihn andre beurtheilen zu hören. Dieß Männchen ſteht in einem unbekannten Winkel, und glaubt doch mitten auf dem gröſten Schauplatze der Welt zu ſtehn. Wie dem Gelbſüchtigen alle Gegenſtände gelb vorkommen: So ſcheinen einem Kleon alle Menſchen eben ſo klein als er ſelbſt iſt. So bald er die Uebrigen ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt; ſo iſt er gleich mit ſeiner Zauberey fertig, ſie in ſich ſelbſt zu verwandeln. Es iſt ein groteſker Anblick, dieſen Pigmäen zu ſehen, der, ſo bald

er

er einen wirklichen Menschen erblickt, den Stab seiner eignen Größe neben ihn stellt, oder ihn auf seine Wagschale legt. Da ein gewisser hoher Grad des Lachens eine sehr gesunde Erschütterung des Leibes seyn soll; so ist es nicht völlig abzurathen, sich bisweilen einem solchen Pigmäen zu nähern, und sich auf seine Art von ihm handhaben zu lassen.

V.

Von dem Range der schönen Künste und Wissenschaften.
Eine Allegorie.

Der Geschmack war schon oft von den schönen Wissenschaften und von den schönen Künsten gebeten worden, ihren alten Streit, um den Vorzug, zu entscheiden. Allein er hatte dieser Entscheidung noch immer auszuweichen gewust.

Einst wurde ein Gedicht und ein Gemälde an einem feyerlichen Versammlungstage in den Tempel des Geschmaks gebracht, der Vorzugsstreit

wurde

wurde dießmal heftiger, als er jemals geweſen war. Der Richter konnte die Entſcheidung nicht mehr von ſich ablehnen. Man ſagt, daß die Hitze, mit welcher itzt alles vorgieng, daher entſtanden ſey, daß der Geſchmack zu der Zeit, die er der Unterſuchung des Gemäldes zu beſtimmen ſchien, einige begierige Blicke in das Gedicht gethan hätte. Er ſahe ſich endlich gezwungen, beyden Partheyen zu erlauben, ihm ihre Anſprüche auf den Vorzug mit aller der Umſtändlichkeit vorzutragen, zu der ſie die Wichtigkeit des Streits und der Entſcheidung berechtigte.

Die Malerey, die Baukunſt, die Kupferſtecherkunſt und die Muſik trugen der Bildhauerkunſt auf, die Vertheidigung ihrer gemeinſchaftlichen Vorrechte zu übernehmen.

Die Philoſophie, nicht diejenige, die ſich in den neuern Zeiten von den ſchönen Wiſſenſchaften getrennt hat, und in großen Bänden, die nicht geleſen werden, oft Sachen lehrt, die wenig wiſſenswürdig ſind, und wenn ſie wiſſenswürdigere vorträgt, ſie auf eine Art ſagt, die ſich von jeder Kunſt zu gefallen mit der äuſſerſten Sorgfalt zu entfernen ſcheint: Diejenige Philoſophie, deren Liebling Sokrates war, wurde von

ihren

ihren Freundinnen, der Poesie, der Beredtsamkeit und der Geschichte gebeten, ihre gemeinschaftliche Sache vorzutragen.

Die schönen Wissenschaften liessen es zu, daß sich die Bildhauerkunst hervordrang.

Unser Richter, fing diese an, wird uns verzeihen, daß wir der Ungewißheit erwähnen, in der er, nach der Anklage Einiger, manchmal seyn soll. Wir thun es nur, um ihm zu sagen, daß wir gar keinen Theil an der Anklage nehmen, und daß wir aus dieser Ursache desto zuversichtlicher glauben, daß sein Ausspruch auf unsrer Seite seyn werde. Die Gründe, die uns zu dieser Hoffnung berechtigen, sind diese. Wenn deine Lieblinge, die feinsten Kenner des Schönen, grosse Städte auf ihren Reisen besuchen, so sind wir es, die machen, daß sie sich lange darinn verweilen. Unsre Werke suchen sie am eifrigsten auf; diese betrachten sie; zu diesen kommen sie am ofteſten zurück. Wie todt wäre die gröſte, die volkreichste ja selbst die gesellschaftlichste Stadt ohne uns! Sind es etwa die Besitzer jener prächtigen Paläste, welche machen, daß sich der reisende Kenner so lange darinn aufhält? Wie selten sind es diese! Die Meisterhand der Baukunst, welche

die

die Paläſte aufgeführt, die majeſtätiſche Bildhauerkunſt, die feurige Malerey, die ſanfte Kupferſtecherkunſt, welche ſie mit jeder Schönheit ausgeſchmückt hatten, dieſe ſind es, die das Auge des Kenners ſo lange und ſo angenehm beſchäftigen. Er hört in einem von der Baukunſt dazu eingerichteten Saale unſre Freundinn, die Muſik. Und nur dieſer erlauben wir es, daß ſie ihn aufhalten, und ihn nicht ſo gleich nach der Galerie oder in die Gärten, welche Venus und die Gratien reizender machen, zurück kehren laſſe. Welch ein traurigar Anblick muß es für ihn ſeyn, wenn er, aus unſern Paläſten, in einen Buchladen, kommt. Was ſieht er da? Eine alte, bekannte verdrießliche Sache, Bücher! Bedrucktes Papier voll Zeilen, die immer auf die vorige Art wiederkommen, und welches er, ihm doch einige Zierde zu geben, in gefärbtes Leder einbinden laſſen, und es irgendwo hinſtellen kann, daß eine Art von Symmetrie herauskomme. Jeder kann dieſe Papiere kaufen, jeder, wenn ihm nichts beſſers einfällt, ſie leſen. Es iſt ſo was gemeines, ſo was wiederholtes, ſo was wohlfeiles, ein Buch! Man würde die Bücher gar nicht mehr haben, gar nicht mehr anſehn mögen, wenn ſie

nicht

nicht die gütige Hand der Kupferstecherkunst bisweilen ausschmückte. Wie viel vorzüglicher sind unsre Werke! Es ist kein geringer Theil der Ehre einer Nation, uns zu unterstützen, uns mit jeder Aufmerksamkeit zu unterscheiden. Die Baukunst macht das Leben durch die Bequemlichkeit und durch die Pracht der Werke, die sie errichtet, angenehmer. Die Bildhauerkunst, die Malerey, die Kupferstecherkunst belohnen und verewigen das Verdienst. Wer würde sich der großen Männer, der Lieblinge des Vaterlandes, so oft erinnern, wenn er ihre unvergänglichen Bildnisse nicht auf den öffentlichen Plätzen, und in den Galerien sähe? Wie traurig würde das Leben derer ohne Musik seyn, die sie kennen! Und wie wenige sind, die sie nicht, bis auf einen Grad, empfinden? Wir würden uns durch falsche Bescheidenheit schaden, wofern wir es nicht frey heraussagten, daß wir uns nicht zu sehr zu schmeicheln glauben, wenn wir uns für schöner halten, als die Wissenschaften, denen man diesen Beynamen auch gegeben hat. Wir ahmen die Natur besser, als sie nach, weil wir, durch unsre Nachahmung unmittelbar auf die Sinne und durch ihre Hülfe zugleich auf die Einbildungskraft und aufs

Herz

Herz wirken. Unſre Gegnerinnen arbeiten nur für die Einbildungskraft und fürs Herz. Auſſer dem, daß die Nachahmung, mit welcher wir der Natur folgen, reizender iſt, ſo iſt ſie auch wahrer. Wir laſſen uns in keine philoſophiſche Unterſuchung dieſes wichtigen Vorzugs ein. Genug daß er da iſt. Und überhaupt haben wir uns nicht viel in Unterſuchungen einzulaſſen, da die Welt eben ſo von uns denkt, als wir von uns ſelbſt denken. Belohnt ſie uns nicht mit gleicher, und oft mit größrer Ehre, als die ſchönen Wiſſenſchaften von ihr erhalten? Sie werden uns gewiß nicht vorwerfen, daß wir die Ehre weniger als ſie ſuchen, oder daß wir nicht ſo fein darüber denken: allein lebt man von der Ehre? Müſſen ſie nicht ganz andre Beſchäfftigungen als die, ſo ſie am meiſten lieben, übernehmen, um zu leben? Wir leben von unſern Werken; und oft machen ſie uns ſo gar reich!

Unſre Gegnerinnen, fing die Philoſophie an, haben ihre Anſprüche auf den Vorzug ein wenig lebhaft und mit einem Stolze vorgetragen, deſſen eine gute Sache, vor einem Richter, wie der unſrige iſt, noch niemals bedurft hat. Ueberhaupt werden ſie geſtehn, daß ſie uns ſeit je her weniger

Gerechtigkeit, als wir ihnen, haben wiederfahren lassen. Vielleicht sind das Genie und die Kenntniß, die zureichen, ihre Arbeiten hervorzubringen, nicht von eben der Hoheit, und von kleinern Umfange, als das Genie und die Einsichten sind, die zu unsern Werken erfordert werden. Wenigstens können wir diesen Stolz, mit dem ihr euren Vorzug vor uns behauptet, aus keiner andern Ursache herleiten. Wir haben diese eingeschränkte Art zu denken so wenig, daß wir dasjenige, was ihr für eure Sache noch hättet anführen können, hinzuthun wollen.

Der Eindruck, den die Religion auf jeden rechtschaffnen Mann macht, kann durch euch vergrössert werden.

Die Bildhauerkunst und die Malerey reizen die Andacht durch die Bilder, die sie aus der heiligen Geschichte nehmen und damit die vornehmsten Meisterstücke der Baukunst ausschmücken. Die Arbeiten der Kupferstecherkunst werden zwar zu dieser Absicht nicht gebraucht; allein diß benimmt ihrem Verdienste nichts, welches sie um die rührende Vorstellung der Begebenheiten der Religion haben kann. Und zu welchen Empfindungen würde die Seele von der Musik erhoben

werden, wenn sie in den Kirchen die wahre Sprache des Herzens und der Andacht zu reden, und vornehmlich hier ihre Stärke in ihrem ganzen Umfange zu zeigen veranlaßt würde!

Wenn wir dieser Unpartheiligkeit ungeachtet, dennoch den Vorzug vor den schönen Künsten zu verdienen glauben; so ist die Neigung, ihn zu erhalten, zwar auch Eine Ursache davon: Aber es wird bey unsrer Sache doch vorzüglich auf die Gründe ankommen, die wir für uns anzuführen haben.

Unsre Gegnerinnen glauben schöner, als wir zu seyn. Wir verdanken es dem schnellen Urtheile unsers Richters, daß wir über diesen Punkt unsers Streits kurz seyn können. Dasjenige, so durch die Schönheit hervorgebracht wird, sind gewisse angenehme Vorstellungen und Empfindungen, die nach den Graden der Lebhaftigkeit, der Feinheit und der Stärke, die sie haben, die verschiednen Grade des Schönen bestimmen. Wenn wir theils erweisen, daß wir eben die Eindrücke, die ihr macht, sehr oft mit mehr Feinheit, mit mehr Lebhaftigkeit und nicht selten mit größrer Stärke zu machen wissen; theils euch daran erinnern, daß von dem, so schön vorgestellt werden kann, so vieles

ist, das eure Sprachen auf keine Art auszudrükken fähig sind: So werdet ihr uns zugestehn, daß wir nicht wenig Recht auf den Vorzug der Schönheit haben.

Diejenige unter euch, die nicht fürs Auge arbeitet, kann zwar vieles sagen, was die übrigen nicht sagen können; da sie aber wieder vieles von dem, was die übrigen vorstellen, nicht ausdrükken kann: So hebt sichs gegen einander auf, und sie bleibt so eingeschränkt, als die übrigen.

Ihr arbeitet für die Einbildungskraft und fürs Herz; wir auch. Wir wirken unmittelbar auf dieselben; ihr durch die Hülfe der Sinne. Dieser Umstand, der euch so vortheilhaft schien, ist euch, in einer gewissen Betrachtung, nachtheilig. Die Seele bleibt hier zu sehr an den sinnlichen Vorstellungen hangen, als daß sie sich den Beschäftigungen der Phantasie und der Leidenschaft mit dem Feuer sollte überlassen können, mit dem sie es bey uns kann, da wir unmittelbar auf sie wirken.

Aber wenn auch diß nicht wäre; mit welchen neuen Umständen und Bestimmungen, mit welchem ganz andern Schwunge, wissen wir die Gegenstände der Einbildungskraft, die in eurer Sphäre

Sphäre liegen, vorzustellen! Könnt ihr uns durch irgend eine Art von Abbildung oder von Harmonie, auf allen den Stufen nachsteigen, auf denen wir uns erheben? Und, in Absicht aufs Herz, wer hat jemals, bey einer Statüe oder bey einem Gemälde, geweint? Die Musik allein nähert sich uns hier.

Jede Geschichte, die ihr vorstellt, ist, und muß die Geschichte eines Augenblicks seyn. Welche Reihen von ähnlichen, und oft schönern Augenblicken verbindet die Aeneis! Welche Menge von Meistern müßte es seyn, die sie mahlen wollten! Wie lange müßten sie leben, um es zu thun! Und würde derjenige, der die Aeneis nicht gelesen hätte, sie gesehen haben, wenn er durch diese unendlich lange Gallerie gegangen wäre? Wie viel Neues, wie viel von euren Meistern ungesagtes, würde er finden, wenn er nun den Virgil läse!

Wenn wir überdiß behaupten, daß es euren größten Meistern unmöglich ist, dasjenige, was dem Verstande schön ist, in irgend einer eurer Sprachen zu sagen; so werdet ihr uns zwar antworten, daß es euer Geschäft nicht sey, die Wahrheit auszudrücken: Aber hört der reizende Ausdruck der Wahrheit dadurch auf, ein Verdienst zu

seon, weil es über eure Sphäre ist, sie vorzustellen? Könnt ihr, weil ihr, weder durch Abbildungen, noch durch Töne, wie unser Young zu denken vermögt, deswegen leugnen, daß das, was er gedacht hat, nicht von der Nachwelt gedacht zu werden verdiene?

Aber wir eilen zu dem wichtigsten von dem, was wir für uns zu sagen haben. Unsre Verdienste um die Ausbreitung der Tugend sind viel größer, als ihr auch denn, wenn ihr es mehr wolltet, hier jemals haben werdet. Wir sind viel nützlicher, als ihr. Die Menschen moralischer zu machen, ist, und soll so sehr unsre Hauptabsicht seyn, daß wir unsrer Neigung, zu gefallen, nur in so fern folgen dürfen, als sie uns zu diesem lezten Endzwecke führt. Wir erniedrigen uns und wir sind nicht mehr schön, wenn uns die moralische Schönheit fehlt. Die große Nation, die ehmals so viel von der Welt beiaß, ist auch durch den Namen merkwürdig, den sie uns gab. Sie nannte uns die Wissenschaften der Menschlichkeit. Die Wahrheit dieser Benennung wird durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte bestätigt.

Eine Nation, die durch den Ackerbau, durch die Handlung, durch gute Gesetze, und durch diejenigen

jenigen Wiſſenſchaften groß iſt, die man ſich angewöhnt hat, die höhern zu nennen, (die Theologie allein ſollte ſo genannt werden) iſt eine glückliche Nation! Aber iſt ſie glückſelig? Sie iſt es nicht eher, als bis ſie auch tugendhaft iſt! Und wodurch wird ſie dieſes? Etwa durch den Reichthum? Durch Geſetze, die weiter nichts, als den Schein der Tugend gebieten, und auch nichts mehr gebieten können? Durch die höhern Wiſſenſchaften? Wodurch alſo? Durch die Religion, und durch die moraliſchen Wahrheiten, welche die Religion dem menſchlichen Verſtande zu finden übrig gelaſſen hat. Aber auf welche Art durch dieſe? Derjenige müßte ein merkwürdiger Fremdling in der Kenntniß des Menſchen ſeyn, der behaupten wollte, es ſey überflüſſig, die philoſophiſche, und die erhabnere Tugend der Religion dem Menſchen liebenswürdig vorzuſtellen. Es iſt diß ſo wenig überflüſſig, daß es nothwendig iſt.

Die Religion ſelbſt, in ſo fern die heiligen Schriften, in welcher ſie enthalten iſt, als menſchliche Werke anzuſehen ſind, ich meyne, in ſo fern ſie ſich zu der Denkart der Menſchen herunterlaſſen, um dieſelben zu unterrichten, und zu rühren, die Religion iſt durch Muſter der Poeſie und

der Beredtsamkeit offenbart werden, die sich der tiefsinnigste Kenner nicht reizender, stärker, und erhabner denken kann. Und es ist keine geringe Ehre für uns, daß die Sprache, welche in der Offenbarung geredet wird, unsre Sprache ist. Unsre Lieblinge haben alsdenn die wahrste Hoheit und die vielseitigste Nützlichkeit erreicht, wenn sie diesen grossen Mustern auch nur von fern nachgefolgt sind. Die Religion hat das wichtigste von dem, was zur Ausübung der Pflicht gehört, theils wiederholt, theils offenbart. Sie hat der Untersuchung der Menschen fast nichts, als einige Entwicklungen ihrer erhabnen Lehren, übrig gelassen. Auch dieß gehört uns zu, es den Menschen auf eine Art zu zeigen, welche sie reizen kann, es nicht nur zu denken, sondern auch zu thun. Die Menschen also zur Ausübung ihrer Pflichten, das ist, zu demjenigen, warum sie leben, und in andern Welten leben werden, anzufeuren, und ihren Verstand, noch mehr, ihr Herz zu der Erreichung dieses letzten und höchsten Zwecks, zu erheben, dieser ist derjenige von unsern Vorzügen, worauf wir am meisten stolz sind, und ohne welchen uns der Vorzug unsrer Schönheit, und jeder Anspruch auf Schönheit überhaupt

klein

klein vorkommen würde. Wir leugnen gar nicht, daß die schönen Künste nicht auch einige Reize über die Tugend ausstreuen können. Sie wissen, wie wir gegen sie gesinnt sind, und wir haben es ihnen im Anfange unsrer Vertheidigung nicht verborgen. Aber wir sagen es eben so frey heraus, daß ihre Verdienste um die Ausbreitung der Tugend nur gering sind. Es scheint, auf der einen Seite, ihrer Natur gemäß zu seyn, daß sie sich mehr bemühen, schön, als, durch Schönheit, zugleich nützlich zu seyn: Auf der andern Seite, ist das, was sie auszudrücken fähig sind, von so engem Umfange, und so wenig zureichend, jene Reihen mannigfaltiger Gedanken und Empfindungen hervorzubringen, die nothwendig sind, wenn die Menschen für die Tugend eingenommen werden sollen, daß die Einflüsse, die sie auf die Erreichung dieser wichtigsten aller Absichten haben, nicht anders als nur schwach seyn können. Wir wollen eine Nation annehmen, die auf die angeführte Art glücklich ist. Wird sie, wenn wir ihr über das, so sie schon besitzt, noch die schönen Künste geben, glückselig werden? Es ist wahr, die Musik, wenn sie ausgebreitet genug ist, wird einige rauhe Seelen etwas weni-

ger rauh seyn lehren. Die Bildhauerkunst und ihre Schwestern werden den Geschmack am Vergnügen dadurch feiner machen, daß sie ihn auf schönere Gegenstände richten; eine Eigenschaft, die wir über dieß mit ihnen in denjenigen von unsern Werken gemein haben, in welchen die Neigung, nur zu gefallen, den viel erhabnern Endzweck, durch die Kunst zu gefallen, für die Tugend einzunehmen, verdrungen hat. Dieser feinere Geschmack am Vergnügen ist eine Art von Vorbereitung, die Eindrücke, die ein gutes Herz bilden, leichter anzunehmen; aber er ist auch weiter nichts, als eine Vorbereitung. Man gebe ihn einer Nation in seinem weitesten Umfange; und sie wird doch dadurch nur sehr wenig zur Tugend gereizt werden.

Aber man lasse sie unsre auserlesensten Werke besitzen; was fehlt ihr denn noch an Reizungen zur Tugend?

Man wird uns vielleicht einwenden, daß wir das Beyspiel, welches große Männer geben, und die mächtigen Wirkungen desselben vergessen. Wie könnten wir unsern Stolz, unsre vorzüglichste Ehre vergessen? Haben wir nicht fast immer

zur

zur Bildung dieſer groſſen Männer etwas beygetragen? Und wer erneut, wie wir, ihr Beyſpiel für die künftigen Jahrhunderte? Unſre Gegnerinnen haben diß lezte Verdienſt zwar auch: Aber haben ſie es in dem Grade, als wir? Durch wen kennt die Nachwelt den Socrates am beſten, durch ſie, oder durch uns?

Selbſt den groſſen Männern, deren Beyſpiele von ſo ausgebreiteten moraliſchen Nutzen ſind, fehlt etwas, wenn wir ihnen fehlen. Sie hören zwar dadurch nicht auf, tugendhaft zu ſeyn; aber ihnen fehlt doch eine Reizung mehr, es zu bleiben.

Allein man nehme uns einmal einer ganzen Nation. Die Sprache, ihr linker Arm, ſey, weil wir von ihr nicht geſchätzt werden, ungelenkig, mager, nervenlos! Sie ſey weder zur Proſa noch zu der vortrefflichen Poeſie fähig. Dieſe ſchweige, und ſchmücke die moraliſche Schönheit mit keinem neuen Reize; oder, wenn ſie redet, ſo ſchläfre ſie ein. Jede nützliche und wichtige Sache, die in guter Proſa glücklich geſagt werden kann, bleibe unbekannt; oder werde auf eine Art geſagt, daß man ſie lieber nicht wiſſen mag.

Die Geſchichte, dieſe ſo nothwendige Oberrichterinn, erzähle keine große Begebenheiten, die Wege der Vorſehung, und oft die Vorſchriften der Nachwelt; oder verunſtalte ſich durch den Vortrag. Mich (denn heut darf ich von mir ſelbſt reden) ſollen Schulmethode, Armſeligkeit am guten Ausdrucke, und jene überflüßigen Unterſuchungen verſtellen, die nichts weniger, als die Kenntniß der Menſchen und ihre Verbeſſrung, angehen. Ich ſey nicht mehr die Führerinn und die Freundinn des geſunden Verſtandes, ſondern eine Grüblerinn, welche die von ihr erhitzte Einbildungskraft vergebens zu feſſeln ſucht. Diejenigen ſo ſich durch Unterredungen oder durch Briefe unterhalten, ſeyn von allem, was der falſche Witz Plumpes oder Spielendes hat, ſo eingenommen, daß ſie dadurch auch ihren Geſchmack am moraliſchen Schönen verlieren. Die Erklärung der Offenbarung, die vorzüglich auf unſre Kenntniß geſtutzt werden ſollte, weil die heiligen Bücher zugleich Muſter der Poeſie und der Beredtſamkeit ſind, arte in theologiſche Spitzfündigkeiten aus. Die Beredtſamkeit des Predigers ſey gemein, ſchwach, witzelnd, ohne Gedanken, ohne Empfindungen, kurz, derjenigen

enha-

erhabnen Religion ganz unwürdig, durch deren Hülfe sie unterrichten und rühren soll. Die Lieder, die ganze Versammlungen zur Andacht entflammen sollten, seyn, wenn es möglich ist, noch platter, und der entzückenden Religion noch unwürdiger. Es stehen keine rechtschaffnen Männer auf, die in andern Gedichten, aus jener reichen Quelle der Offenbarung schöpfen, und die Seele auf diese Art an ihren ganzen Werth, und an ihre Unsterblichkeit erinnern.

Wird einer solchen Nation nicht sehr vieles zu ihrer Glückseligkeit fehlen?

Und gleichwohl fehlt ihr nichts, als einige wenige Bücher. Unsre Gegnerinnen sahn in ihrer Vertheidigung die Bücher in einem sonderbaren Gesichtspunkte an. Und gleichwol können diese Bücher die Seele mit mehr und mit schönern Bildern anfüllen, und das Herz zu lebhaftern und feinern Empfindungen fortreissen, als ihr jemals hervorzubringen fähig seyd. Aber vielleicht misfällt euch an den Büchern am meisten, daß sie länger, als eure Werke, dauern. Es ist mindestens eurer Aufmerksamkeit nicht ganz unwürdig, daß von der griechischen Nation, die so sehr aufgehört hat, eine Nation zu seyn, daß die itzige

ihren

ihren Namen nicht mehr führen sollte, fast nichts wichtiges, als Bücher übrig geblieben ist. Ohne diese würden wir kaum wissen, daß sie da gewesen wäre. Die Werke, die ihr unter dieser Nation hervorgebracht hattet, sind mit ihr vergangen; und nur selten entdecken wir einige Ruinen davon. Unser Horaz sagt, und ihr werdet gestehen, daß er wahr geredet habe, er sagt von seinen Werken: Ich habe ein Denkmal vollendet, das daurender, als Erz, und erhabner, als die königliche Pracht der Pyramiden ist; das weder verzehrende Regen, noch wütende Winde, nicht die Reihen unzählbarer Jahre, nicht die Flucht der Zeit, zerstören werden. Wenn nun auch unsre Lieblinge von Werken, die vornehmlich durch moralische und denn auch durch andre Schönheiten diese Unsterblichkeit verdienen, wenn sie, wie es wahr ist, von diesen Werken, nicht leben können; Sind sie deswegen weniger schätzbar? Wenn wir unsern Young selbst eurem Raphael, mit Recht vorziehn, weil der erste der menschlichen Gesellschaft mehr genützt hat, als der letzte; verdient der vortrefflichere diesen Vorzug deswegen weniger, weil gewisse Nebenumstände da sind, die den andern durch seine Arbeiten

ten reich gemacht haben? Denn so lächerlich es seyn würde, sich wider die Neigung, Geld zu gewinnen, überhaupt zu erklären; so klein und erniedrigend würde man von euch und uns denken, wenn man unsern Werth mit diesem Maaße messen wollte.

Als die Philosophie ihre und ihrer Freundinnen Sache auf diese Art vertheidigt hatte, so erwarteten beyde Theile den Ausspruch ihres Richters mit einer Unruhe, die Virgil unnachahmbar und unübersetzlich beschrieben hat, wenn er sagt:

trepidantia haurit
Corda pauor pulsans laudumqu' arrecta cupido.

Es schien, als wenn der Geschmack über die Art, auf welche er sein Urtheil sprechen wollte, nachsänne. Dieß kam nicht daher, daß er ungewiß war, welcher Parthey er den Vorzug derjenigen Schönheit geben sollte, die, so reizend sie auch an sich selbst ist, doch nichts anders, als die Aufwärterinn der viel erhabnern moralischen Schönheit seyn soll; da, auf der andern Seite diese Urheberinn der wahrsten menschlichen Glückseligkeit nichts geringers als eine Gratie zur Aufwärterinn haben kann: ich sage, der Geschmack

schmack war, wegen der Entscheidung über jenen ersten Vorzug, nicht ungewiß. Die schönen Wissenschaften haben so gar behauptet, daß er ihre Gegnerinnen mit einem gewissen zärtlichen Mitleid angesehn habe. Sein noch dauerndes Stillschweigen entstund am meisten von dem Zweifel, in welchem er war: Ob er sich auch, das mit zu berühren, einlassen wollte: Daß diejenige Parthey vorzüglichere Unterstützungen des gemeinen Wesens verdiene, die, durch gröstre moralische Schönheit nützlicher, als die andre sey? Doch sein Zweifel währte nicht lange. Er sahe bald, daß er diese Entscheidung der Politik zu überlassen habe. Er wollte eben anfangen zu reden, als er durch einen Zufall unterbrochen wurde.

Die Tanzkunst, die bisher nicht zugegen gewesen war, erschien auf einmal mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Sie erfuhr bald, was vorgegangen war, und worauf man wartete. Die schönen Wissenschaften konnten eine gewisse Freude über die Ankunft der Tanzkunst nicht verbergen. Ihre Gegnerinnen waren auch ein wenig misvergnügt darüber. Denn ob sie gleich nicht recht einsahn: Was ein moralischer Vorzug eben zu bedeuten haben sollte; so hatte sie doch die Zärtlichkeit,

lichkeit, mit der sie der Geschmack angesehen hatte, so furchtsam gemacht, daß sie nicht ganz ohne Ahndung waren, daß jener Vorzug doch vielleicht von einigem Gewichte seyn könnte. Der Tanzkunst kam es sonderbar vor, daß man einer Schönheit, die sie kaum dafür erkennen wollte, nur hätte erwähnen können! Und überhaupt war sie so misvergnügt darüber, daß sie nicht wäre gerufen worden; bezog sich so lebhaft darauf, wie sie für sich und ihre Freundinnen geredet haben würde; und drang so sehr auf eine neue Versammlung, in welcher sie die gemeinschaftliche Sache führen wollte, daß sich der Richter entschloß, die Partheyen ohne sein Endurtheil von sich zu lassen.

VI.

Von dem Publico.

Man würde demjenigen Publico, das diesen großen Namen verdient, nicht alle Ehrerbietung erzeigen, die man ihm schuldig ist, wenn man es nicht, mit der sorgfältigsten Genauigkeit, von dem großen Haufen unterschiede. Es ist de-

ſto nöthiger dieſen Unterſchied veſt zu ſetzen, je öfter der groſse Haufen ſich es hat anmaßen wollen, mit zum Publico zu gehören.

Das eigentliche Publicum beſteht überhaupt aus wenigern Mitgliedern, als viele denken, die ſich gern dazu rechneten. Erſt iſt es ein andres Publicum, das Arbeiten der ſchönen Künſte; ein andres, das Werke der ſchönen Wiſſenſchaften; und wieder ein anderes, das gelehrte Schriften entſcheidend beurtheilen kann. Ich will hiermit die Vorzüge der wenigen vortrefflichen Mitglieder des Publici nicht aufheben, deren Stimme in allen dreyen Arten von Gewicht iſt. Zweytens, iſt die Anzahl derer, die das Publicum ausmachen, im Anfange, wenn dieſe oder jene Werke zuerſt erſcheinen, niemals ſo groß, als ſie alsdann iſt, wann man ſagen kann, das Publicum habe nun völlig entſchieden. Oft müſſen viele Jahre vorüber ſeyn, ehe man mit Gewißheit glauben kann, daß dieſe völlige Entſcheidung geſchehn ſey. Die Geſchichte und unſre eigne Erfahrung überzeugen uns hiervon. Ich will, um meine Gedanken genauer zu beſtimmen, diejenigen, die das wahre Publicum ausmachen, in zwo Ordnungen abtheilen. Zu der erſten gehören die, welche ſo ſehr berechtigt

rechtigt sind, den Werth eines Werkes zu bestimmen, daß sie gleich im Anfange, wann dasselbe Werk bekannt gemacht wird, diß ihr Endurtheil fällen dürfen. Daß ich von denen, welche die zweyte Classe ausmachen, nicht klein denke, beweise ich dadurch, daß ich keine dritte zugebe. Alle Stufen, die weiter heruntergehn, gehören für den großen Haufen. Die Art, wie sie der zweyten folgen, hat Virgil beschrieben, wenn er sagt: Der nächste; aber in weiter Entfernung, der nächste. Ich nenne, um mich in der Folge kürzer auszudrücken, jene ersten, Richter; und die vom zweyten Range, Kenner. Ich rede itzt nur von Richtern und Kennern in Absicht auf die schönen Wissenschaften. Die Begriffe, die ich mir von einem Richter mache, sind diese.

Er hat von der Natur eine starke Anlage, Geschmack zu haben, bekommen. Diese reiche Fähigkeit hat er durch das Lesen der Meisterstücke der schönen Wissenschaften und durch Umgang mit denen wenigen aus der großen Welt, die wirklich dazu gezählt zu werden verdienen, oder wenn es ihm hierzu an Gelegenheit fehlte, durch eine richtige Kenntniß von der Art zu denken, die diese seltnen Männer haben, nicht allein ausgebildet;

sondern er ist auch so weit gegangen, daß er das Schöne, bis auf seine ersten Linien, durch Grundsätze, bestimmt hat. Und da seine Grundsätze, bey aller ihrer Feinheit, gleichwol noch Wahrheit geblieben sind; so ist sein Geschmack so gewiß, so vielseitig und ausgebreitet, daß er sich auf jede Denkart einzulassen, und verschiedne Werke, nach der ihnen eignen Wendung, diese liege in der Hauptidee, oder in der Colorite, oder in beyden, zu beurtheilen weiß. Weit entfernt ein Sclav gewisser allgemeiner Regeln zu seyn, die eben dadurch fast nichts mehr sagen, weil sie allgemein sind, findet er die neue Regel zu der neuen Schönheit aus. Er thut hier nichts anders, als was Aristoteles, durch eben die Werke veranlaßt, auch gethan haben würde. Und da die Regel seit jener auf das Meisterstück gefolgt ist; so veranlassen ihn zum Exempel Clarissa und Grandison, zu neuen Regeln. Auf der Seite, auf welcher ich ihn betrachte, ist es gleichgültig, ob er seine Urtheile sage, oder schreibe. Wenn er sie aber schreibt, so schreibt er selbst vortrefflich. Denn wenn er dis nicht thäte, so würde er aufhören zu seyn, was er ist. Wofern er nebst diesem allen ein Herz hat, das ihn auf keine, auch nicht die unmerklichste Art, verführt, unrichtig, oder klein zu denken;

ken; so ist er der würdige Mann, dessen Beyfall immer der zweyte Wunsch eines jeden Denkenden seyn wird, der, aus moralischen Absichten, schön zu schreiben sich bestrebt.

Ich habe mich schon erklärt, daß ich denjenigen Theil des Publici, dem ich den Namen der Kenner gebe, gar nicht weit unter die Richter setze. Es ist nur ein geringer Unterschied zwischen beyden. Denn Verdienste grenzen immer nahe an einander. Der Richter und der Kenner scheinen mir nur in folgenden verschieden zu seyn. Der Kenner ist bey der praktischen Ausbildung seiner angebohrnen Fähigkeit zum Geschmacke stehn geblieben. Und wenn er auch bisweilen auf dem Wege der Untersuchung einige Schritte weiter gegangen ist; so hat er sich doch demjenigen hohen Grade der Gewißheit nicht genug genähert, welche die Verbindung des durch Muster genährten und gereiften Geschmacks mit der tiefsinnigen Einsicht in die Grundsätze, allein erreicht. Daher kommt es, daß er theils weniger ausgebreitete Aussichten in die Gegenden des Schönen vor sich hat, theils nicht ohne einen gewissen, oft liebenswürdigen Eigensinn ist, sich auf diese oder jene Seite partheyisch zu lenken. Er verfällt unter-

weilen in den Fehler, die höhere und eigentliche Kritik mit denjenigen gewagten Urtheilen, die wir in den meisten Lehrbüchern finden, zu vermengen, und durch diesen Gedanken unvermerkt verleitet, seiner blosen Empfindung zu viel Gewißheit zuzutraun. Aber da er dennoch bey sich entdeckt, daß sein Geschmack noch hier und da irren könne; so entsteht eine Neigung bey ihm, dem Urtheile desjenigen, den er für einen Richter erkennt, nachzugeben. Ich meyne nicht, daß er sein eignes Urtheil von den Aussprüchen dieses Richters abhängen lasse; er wird aber doch dadurch nicht selten veranlaßt und geleitet.

Dieses habe ich voraussetzen müssen, um mich umständlicher zu erklären, auf welche Art das Publicum nach und nach bis zu dem Zeitpunkte fortgehe, da es, durch die mehrern, oder vielmehr beynahe durch alle Stimmen sein lezteS entscheidendes Urtheil spricht.

Itzt, sehe ich, wird eine Schrift, die das Publicum seiner Aufmerksamkeit würdigt, herausgegeben. Andre Schriften, über deren monatliche, oder zwey dreyjährige Dauer der große Haufen zu urtheilen hat, überläßt man den kleinen Zänkereyen desselben. Ein Werk von der ersten Art erscheint. Die Richter fangen an, ihren

Aus-

Ausspruch zu thun; auch einige Kenner erklären sich. Aber von diesen lezten, die den grösten Theil des Publici ausmachen, sind noch zu wenige, die es öffentlich thun. Das Werk ist noch zu neu, als daß die Wahrheit der ersten Aussprüche schon alle ihre Eindrücke gemacht haben sollte. Unterdeß verurtheilt der große Haufen. Denn es wäre ein sehr seltner Fall, daß er Werke nicht verurtheilen sollte, die das Publicum würdig gehalten hat, ihr Schicksal zu entscheiden. Hundert kleine Richterstühle erschallen von nichts, als Aussprüchen. Das Publicum, das lange festgesezt hat, daß Niederträchtigkeit verachtet; halber Geschmack verlacht; Unwissenheit mit Mitleiden angesehn werden muß; bemerkt diese kleinen Nebenrichter nicht. Es läßt sie ganz ausschreyen, und sieht sie ruhig ihre anamaßte Gerichtbarkeit über ihre Gränzen ausdehnen. Wie wäre es möglich, daß das Publicum mit dem großen Haufen in Streit geriethe?

Unterdeß sind einige neue Richter aufgetreten. Mehr Kenner haben sich erklärt. Die völlige Entscheidung macht sich nun merklicher; die öffentlichen Urtheile haben sich auch in guten Gesellschaften ausgebreitet. Dort hatten schon vorher

Richter und Kenner ihre Gedanken gesagt. Die gedruckten Urtheile waren einigen von den Gesellschaften nur eine Bestätigung desjenigen, was sie schon angenommen hatten.

Und nun ist der Zeitpunkt gekommen, da der Student völlig belohnt, und das Werk seiner Ehrbegierde, oder, wenn er edler dachte, die Frucht reinerer moralischen Absichten den Nachkommen übergeben wird. Nun sind diejenigen, die dann unter dem großen Haufen das Richteramt verwalten, und die einige Jahre früher wie ihre Vorfahren, geschrien haben würden, ein unbedeutender Haufen von lobpreisenden Nachsagern, die itzt eben so wenig loben können, als sie ehmals zu tadeln vermocht hätten.

Die Entscheidung des Publici kommt gewöhnlich auf die angeführte Art, zur Reife. Allein diß geschieht früher oder später, nachdem der Geschmack unter einer Nation mehr oder weniger ausgebreitet ist.

Bisweilen trägt es sich zu, daß ein Werk, wie ich es beschrieben habe, zu einer Zeit herauskommt, da die Nation, zu welcher der Verfasser desselben gehört, fast noch gar keine Kenner, und noch weniger Richter hat. Das Werk, so sich zu sol-

chen

chen Zeiten hervorwagt, scheint gleich nach seiner Geburt zu sterben. Aber nun, vielleicht erst nach vielen Jahren, bekommt diese Nation Geschmack. Die fast ganz vergessne Schrift wird hervorgesucht, und ihr die Stelle angewiesen, die sie bey der Nachwelt haben wird.

Ist es zu der Zeit, daß unter einer Nation ein würdiges Werk erscheint, da ihr Geschmack erst anfängt sich zu bilden; so wird es zwar anfangs nicht völlig verkannt; allein das Urtheil des Publici entwickelt sich doch nur langsam. Die Kenner selbst sind noch ein wenig schwankend, und viel zu gütig. Die Nachsicht, mit der gegen den halben Geschmack verfahren wird, geht noch zu weit. Die Anzahl der Richter ist noch zu klein.

Hat aber ein Scribent das Glück zu einer Zeit zu schreiben, da der Geschmack seiner Nation schon völlig ausgebildet ist; so hat er blos zu einigen niederträchtigen Angriffen stillzuschweigen, die nur deswegen auf ihn geschehn, weil er noch nicht todt ist. Denn wenn er auch menschlich genug wäre, so gar diejenigen nicht zu verachten, die so stolz sind, daß sie ihre Aussprüche über Sachen, die sie gar nicht beurtheilen können, für nöthig

halten; welchen Nutzen würde es haben, wenn er sein Stillschweigen bräche?

VII.

Ein Brief von den Moden.*

Mein Herr Aufseher,

Jetzt habe ich Sie gelesen; mit vielem Vergnügen, das versteht sich. Aber auch mit vieler Verwundrung, daß Sie bisher fast nichts vom Frauenzimmer gesagt haben. Sie können unmöglich zu denen Männern gehören, die diese liebenswürdige Hälfte des menschlichen Geschlechts nur allein in die Schönheit eingränzen. Sie sind gewiß nicht verheirathet, und haben auch wenig Umgang mit schätzbaren Frauenzimmer, sonst könnten Sie so nicht schweigen. Oder sind Ihre Däninnen nicht eben so liebenswürdig, oder weniger

* Die Einkleidung dieser Abhandlung in einen Brief an den nordischen Aufseher hat die Verbehaltung dieser Form nothwendig gemacht, weil man sonst zu viel Wesentliches der Abhandlung selbst hätte abschneiden müssen.

niger fehlerhaft als unſre Deutſchen ſind? Denn Fehler, Fehler haben ſie bey ihren Vorzügen! und dieſe wollte ich eben, daß Sie beſſern ſollten. Vielleicht kann ich Ihnen mit einigen Anmerkungen dienen. Denn meine Liebe zu dieſem ſchönen Geſchlecht macht, daß ich ſehr viel Umgang mit ihm habe. Auf daß Sie mich aber nicht etwa für einen jungen übertriebnen Bewunderer der Schönen halten, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich bey nahe ein Greis bin; und durch eine vortreffliche Frau, die mir ſeit einigen Jahren geſtorben, in den Umgang der Frauenzimmer aufgenommen bin. Dieſe meine ſelige Clariſſa hat mich mit dem ganzen Werthe ihres Geſchlechts bekannt gemacht. Ihre gebildete Seele hat mir gezeigt, daß unter der Seele eines Frauenzimmers und der Seele einer Mannsperſon ſchlechterdings kein Unterſchied iſt. Viele von uns räumen den Empfindungen der Frauenzimmer mehr Feinheit ein, als den unſern. Vielleicht iſt dieſer Unterſchied nicht wirklich. Vielleicht gewöhnen wir uns nur ſelbſt zu einer gewiſſen Härte, ſo wie die Frauenzimmer ſich nur zu einer gewiſſen Leichtſinnigkeit gewöhnen. Wenigſtens kann die Feinheit der Empfindung und die Stärke des Geiſtes ſehr gut zuſammen ſtehn, das habe ich alles an meiner vortrefflichen Clariſ-

ſa geſehn. Sie werden ſagen: es iſt ſehr ſelten eine Clariſſa zu finden. Sie haben recht. Aber es iſt eben ſo ſelten, eine Mannsperſon, wie meine Clariſſa zu finden. Und wie die Männer noch immer ſehr ſchätzbar ſind, an denen man nur einzelne Züge von ihr findet, ſo ſind es die Frauenzimmer mit dieſen einzelnen Zügen gleichfalls. — Ach, mein Herr Aufſeher, ich ſchäme michs, zu ſagen, daß wir faſt an allen Fehlern der Frauenzimmer ſelbſt ſchuld ſind! Wir haben einmal das Regiment in der Republik. (Vielleicht hat die Einrichtung unſrer Körper eben ſo viel Theil hieran, als die Einrichtung unſrer Seele, denn dieſer Unterſchied iſt weſentlicher.) Warum richten wir die Erziehung der Töchter nicht beſſer ein? Die meiſten Väter überlaſſen eben ſo leichtſinnig (Leichtſinn wollen wir uns doch nicht gerne vorwerfen laſſen!) die Erziehung der Töchter ihren Müttern, oder wohl gar den noch ſchlechtern Franzöſinnen, als ſie ſonſt die Mütter gewählt haben. Die Mutter handelt nach Hümeur, (denn Hümeur iſt faſt der ganze Charakter der Frauenzimmer) die Tochter lernt gleichfalls darnach handeln, welches ſie nicht thun würde, wenn der Vater es für wichtig genug hielte, ſeine Tochter ſelbſt zu bilden,

den, und seinen künftigen Schwiegersohn, und alle seine Nachkommen dadurch glücklich zu machen. Ich will davon schweigen, daß wir selbst die Frauenzimmer, mit allen ihren Fehlern, so sehr bewundern, daß sie entweder glauben, es sind keine Fehler, oder sie dürfen sie nur dreist behalten, weil sie uns dennoch so sehr gefallen.

Wenn die Frauenzimmer lernten, einen bestimmten Charakter haben, wie glückselig wären denn sie und wir! (Es ist traurig, daß fast nur die Spielerinnen ihn haben! Möchten die weniger bestimmt seyn!) Aber sie beschäftigen sich nur gar zu sehr mit dem, was sie scheinen wollen, ohne darauf zu denken, was sie sind.

Ich kann mit Recht dem Frauenzimmer keine Liebe zur Gemächlichkeit Schuld geben, wie einige thun. Ihre Moden selbst beweisen das Gegentheil. Und was ist den Meisten wichtiger als die Moden? Wenn sie wirklich etwas lieben, so sind es die Moden, und zur Mode machen sie alles. Aber ich bin manchmal sehr zweifelhaft, ob sie etwas lieben.

Cidalise opfert ihren Mann, ihre Kinder, ihre Bequemlichkeit, alles ihrem Schooshunde auf. Ich habe keine zärtlichere Miene gesehn, als die womit

womit sie Bellinen ansieht. Unterdeß getraue ich mir nicht zu behaupten, daß Cidalise Bellinen liebt. Sie liebt nur die Mode der Schooshunde. Wenn es doch auch einmal Mode würde, die Männer zu lieben! Wie vielen Männern würde ihr Leben erträglich dadurch werden! Alle Moden sind möglich. Unsre Damen lachen über die Pantins ihrer verstorbnen Tanten; unsre Töchter sehn den Potpourri ihrer Mütter schon mit Verachtung an. Die Schooshunde scheinen sich zwar durch alle Jahrhunderte behaupten zu wollen, doch ist es möglich, daß sie einmal von den Männern vertrieben werden, so wie die Locken den Pudel, der Chignon die Locken, und die Flechten den Chignon vertrieben haben. Das Frauenzimmer ist sehr zur Nachahmung geneigt. Hätte meine Clarissa nur länger gelebt! Sie wurde sehr nachgeahmt, und hatte mich sehr lieb. — —

Ich sagte erst: Das Frauenzimmer macht alles zur Mode. Sie machen leider die Tugenden auch dazu! Und wenn eine Sache erst eine Mode ist, wie sehr wird sie dann nicht übertrieben! In der Stadt, wo ich lebe, ist itzt das Mitleiden die Haupt-Modeempfindung. Wie schön, wie sehr dem Herzen eines Frauenzimmers angemessen, ist das

Mitlei-

Mitleiden! Aber wenn es eine Mode wird!— — Wenn es ſich nur allein auf die Inſecten einſchränkt! — — In unſrer Stadt wird keine Spinne, keine Mücke mehr getödtet, ob gleich der Haß zu den Spinnen, ſich wie die Liebe zu den Schooshunden behauptet. Ich wäre neulich bald für einen Atheiſten gehalten, und aus allen meinem Umgange verſtoßen worden, wie ich, ohne es zu ſehn, eine Schnecke zertrat. Ich glaubte geſtern, mich ſehr gefällig zu erzeigen, wie ich an Aramenthens Wand eine ungeheure Spinne tödten wollte. „Um des Himmels willen, was machen ſie! ſchrie ſie, tödten ſie mir die arme Spinne nicht! ſie ſizt ſchon acht Tage da.„ Ich machte große Augen. „Seit wann haben Sie denn den Abſcheu der Spinnen verloren? — — — „Nichts weniger als das! ich fürchte mich noch eben ſo ſehr, und wenn ſie anfängt zu kriechen, ſo lauf ich zum Zimmer hinaus.— — — „Soll ich ſie denn nicht tödten? — — — „Ein Geſchöpf tödten! Viel lieber wollte ich ein ander Zimmer bewohnen.„ Ich wünſchte erſt den Männern etwas von der Liebe zu den Schooshunden; izt möchte ich dem armen Geſinde etwas von dem Mitleiden mit den Inſecten wünſchen. Denn dieſe Tugend iſt noch nicht Mo-

de

de geworden. Dieses Mitleiden wohnt in den zarten Herzen der Schönen noch nicht! Ich sahe neulich dieselbe Dame ihrem Kammermädchen, wegen eines leichten Versehns, eine Maulschelle geben, die eine Stunde vorher, die Mücke nicht hatte tödten wollen, die ihre schöne Hand zerstach.

Man kann sich itzt nicht mehr beklagen, daß unser Frauenzimmer sich nur um Handarbeit und Wirthschaft bekümmert. Diese Mode fängt an zu verallen. Ganz neulich sagte noch eine junge Dame zu mir: Es wäre nicht verantwortlich, daß ein vernünftiges Geschöpf sich um die Wirthschaft bekümmern sollte. Das Leben würde ihr unerträglich dadurch. Sie würde es künftig auch nicht mehr thun. Hingegen legt man sich auf Sentiments und Wissenschaften. Meine Clarissa hatte einige Sprachen gelernt, weil sie das Vergnügen und den Nutzen davon fühlte: Itzt lernt die ganze Stadt englisch, ohne daß Ein Buch in dieser nützlichen Sprache gelesen wird. Es möchte denn seyn, daß ein Frauenzimmer, zur Zeit, wenn die Passage am stärksten ist, sich mit einem englischen Buche in die Gartenthür sezte.

Wenn man die Bedeckung unsrer itzigen Frauenzimmer mit der Entblößung vor zehn Jahren

ren vergleicht; so sollte man denken, die Keuschheit wäre auch eine Modetugend geworden. Doch, ich muß es gestehn, sie legen aus denselben Ursachen einen Nichü um ihre Brust, als sie eine hohe Feder an ihre Stirne stecken: beydes ist Mode. Celine hat es so gar gelernt, sich zu bedecken, die zärtliche Celine! die nur ihr Haar im Sommer pudert, und im Winter nicht. Denn Celine ist viel zu delicat, als daß sie im Winter ein Fenster öffnen könnte, und zugleich viel zu delicat, als daß ihr der Puderstaub ohne Schaden auf die Brust fallen sollte. Celine verhüllt sich itzt in die Salopye, wenn sie von einer Stube in die andre geht, dieselbe Celine, die vor einigen Jahren, den kältesten Herbstabenden, in freyer Luft, mit ihrer bloßen Brust trotzte. War sie damals stärker, wie itzt? Ach nein, sie klagte eben so sehr. Warum bedeckte sie sich denn damals nicht? Die Salopyen waren noch nicht Mode.

Es ist sehr traurig, daß auch die Religion unter den Modesentimens leidet! Diese Sache ist zu ernsthaft, als daß ich viel davon sagen sollte. Unterdeß ist es gewiß, daß ich Frauenzimmer kenne, die sich vornehmen, eine Christinn, eine Zweiflerinn, und eine Freygeistinn zu seyn, auf dieselbe

Art, wie sie sich vornehmen, eine Mode mit zu machen.

Ein ganz wenig fängt die eheliche Zärtlichkeit an, sich zu einem Modesentiment bilden zu wollen. Aber ich fürchte sehr, daß sie sich nicht recht entwickeln wird. Urtheilen Sie selbst, mein Herr Aufseher, wenn diß Zärtlichkeit ist: Man wünscht, der Mann möchte verreisen, um die Freude zu haben, ihn wieder zu sehn. Man liebt seinen Mann über alles in der Welt; aber man ist so verschämt, daß man aus Pflicht seinen Kuß erträgt. Man herrscht schlechterdings nicht; aber bey jeder Sache fragt man: Und du wolltest mir das nicht zu Gefallen thun? Ohne daß der arme Mann ein einzigesmal Gelegenheit bekommt, das wieder zu sagen. Mit der Zärtlichkeit zu den Kindern will es noch nicht so recht fort. Es sey denn, daß sie das Zärtlichkeit nennen, wenn man ein Kind für das andre wählt, weil es der Frau Mutter so ähnlich ist, weil man sieht, daß man seine Humeurs, sein Zieren und Parademachen, so leicht in der Tochter Charakter eindrücken kann. Diese liebt man fast mit einer Insectendelicatesse. Man glaubt, sie hat ein Fieber, wenn sie blaß ist, und schwazt ihr so viel davon vor, daß sie bald die

Mode,

Mode, krank zu ſeyn, lernt. Man erhebt alles an ihr, was ſie thut, ſo gar die Fehler. Will ſie ſich nicht um die Wirthſchaft bekümmern, ſo iſt ihre Seele zu erhaben dazu. Fürchtet ſie ſich vor allem; ſo iſt es Weiblichkeit. Erzürnt ſie ſich; ſo iſt ſie lebhaft. Wird ſie nicht aus Krankheit blaß, ſo iſt es doch aus Empfindung; ihre Seele fühlt, leidet ſo ſtark! (diß ſind auch Modeausdrücke.) Wir machen ſie zu einer Phantaſtinn, wie wir ſelbſt ſind. Doch verzweifle ich an nichts. Vielleicht daß ſo gar die ſeit dem Paradieſe veraltete Mode, die Kinder ſelbſt zu ſtillen, noch einmal wieder aufkommt. Denn die Unbequemlichkeit ſcheut man nicht, wenn es auf eine Mode ankommt. So gar aus Freundſchaft, denn die Freundſchaft war auch einmal Mode, ob ſie gleich itzt ſchon anfängt, das Alter des Chignons zu erreichen, aus Freundſchaft lief Cynthia des Nachts zu ihrer Freundinn, denn ihr hatte geträumt, ihrer Freundinn Haus brannte. Den andern Tag kam ihre Schweſter nieder. Es war ihrem zärtlichen Herzen nicht möglich, daben zu bleiben; ſie lief davon, und ließ ihre Schweſter ohne Hülfe.

Hundert Moden übergehe ich, weil ſie nicht

so neu mehr sind. Und wer wollte von einer alten Mode sprechen. Die Mode krank zu seyn, haben Sie selbst schon bemerkt. Sie will noch nicht veralten. O daß die Mode, gesund zu seyn, einmal wieder ankäme! Vielleicht stellt sie sich mit dem Selbstillen zugleich ein. Sie sehn, wie voller Hoffnung ich bin.

Eine Mode muß ich noch anführen. Mit der Mode, witzig und gelehrt zu seyn, hat sich eine gewisse Zuversichtlichkeit eingeschlichen, ich hätte bald Frechheit gesagt, von allen Dingen zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehn. Sie können ganz sicher seyn, daß hier in — — — — — kein Frauenzimmer eine Silbe mehr weiß, als sie ihnen in der ersten Visite erzählt. Sie entscheiden alles, wie eine Universität. Mit der Mode zu erröthen, hat sich überhaupt die ganze Mode der Bescheidenheit verloren. Man spricht von Monaden, von vorher bestimmter Harmonie, so wie von einer italienischen Arie, oder einem französischen Chanson. Man versteht von der Arie so viel, als von der Harmonie, aber man spricht von beyden. Zeit, Ort, Nation, Helden und Dichter, alles wird verwechselt, aber man schweigt doch nicht. Man handelt in einem Besuche von

der

der Arzney und der Anatomie, von der Jurisprudenz und der Optick. Neulich verwechſelte ein Frauenzimmer Alexander Magnus und Eduard Young. Man lächelte, aber ſie erzählte uns dennoch den andern Tag von dem dreyßigjährigen puniſchen Religionskriege. Sollten ihre Frauenzimmer dieſe Modezuverſichtlichkeit auch haben; ſo bitte ich Sie, es dahin zu bringen, daß es Mode wird, daß ſie folgende Verſe auswendig lernen, oder wenigſtens in ihre Schreibtafel ſchreiben. Sie werden es deſto eher thun, weil ſie in der Modeſprache, zwar nicht von Alexander Magnus, aber doch von Eduard Young geſchrieben ſind.

Naked in nothing ſhould a woman be.
But veil her very *wit* with *modeſty*.
Let man *diſcover*, let not her *diſplay*,
But yield her *charms* of mind with ſweet delay.

VIII.

Von der Beſcheidenheit.

Die Beſcheidenheit iſt nicht nur ein richtiges Urtheil, das wir über den eigentlichen

Grad unſers Werthes fällen, und, durch unſer Betragen, auf eine ungezwungene Art andern zu erkennen geben: Sie iſt auch eine beynahe furchtſame Sorgfalt, daß wir dennoch in dieſem Urtheile, wie ſtreng und unpartheyiſch wir auch gegen uns geweſen ſind, geirrt und uns mehr gute Eigenſchaften zugeſchrieben haben möchten, als wir wirklich beſitzen. Wenn dieſes lezte nicht wäre, ſo würde man einen Beſcheidnen zwar hochachten, aber ihm nicht die Liebenswürdigkeit zugeſtehn, die ſelbſt den Stolzen für ihn einnimmt. Der Beſcheidne hat, auſſer den angeführten Kennzeichen, auch noch dieſes, daß er es nicht allein gar nicht zu ſcheinen affektirt, ſondern dieſen Schein ſo ſehr vermeidet, daß ſich über alle ſeine Handlungen diejenige Natürlichkeit und edle Einfalt ausbreitet, die auch dann ſchon, wenn ſie nicht von der Beſcheidenheit entſteht, und nur die Folge eines offnen und freyen Charakters iſt, einen Mann von Verdienſten entdeckt. Aber nur derjenige, der mit großen Verdienſten gleiche Tugenden verbindet, oder vielmehr, der durch die Ausübung ſeiner Pflicht, gegen welche alle andre Verdienſte von geringem Werthe ſind, groß iſt, nur ein ſolcher kann die Vorzüge der Beſcheidenheit in ihrem ganzen Umfange zeigen.

Der

Der feine Stolz ist ein nur allzu künstlicher Nachahmer der Bescheidenheit; denn er kann die erfahrensten Kenner von Charaktern hintergehn. Es ist traurig, daß die schönste unter den Tugenden so entweiht werden kann. Ich sage nur, daß sie die schönste, und nicht, daß sie die größte sey. Denn diese ist, die unmittelbare Pflichten gegen GOtt ausgenommen, die Menschlichkeit.

Wir lernen Philinten kennen. Er gefällt uns. Er scheint nichts von seinen bekannten Verdiensten zu wissen. Wir sehn bald aus seinem Betragen, daß er die Bescheidenheit für eine schätzbare Eigenschaft hält. Aber wir sind schon so oft durch die feine Nachahmung dieser Tugend betrogen worden. Wir sind also auf unsrer Hut, und vest entschlossen, unser Urtheil über seine Bescheidenheit, erst nach langer Untersuchung, zu fällen. Wir fahren fort mit ihm umzugehn. Denn er gefällt uns auch aus andern Ursachen, als wegen seiner anscheinenden Bescheidenheit. Wir finden ihn aufrichtig, wahrhaft und natürlich. Er ist sich beständig gleich, auch in der Bescheidenheit: und Heuchler sind es doch sehr selten. Wir fangen an, geneigt zu werden, ihn für wirklich bescheiden zu halten. Aber weil wir dieses merken, so werden

wir deſto behutſamer. Denn wir haben uns ſchlechterdings vorgenommen, uns nicht wieder durch den Schein der Beſcheidenheit hintergehn zu laſſen. Philint wird auf eine feine Art gelobt, und zwar von Leuten, die er beobachtet. Er lehnt das Lob ungezwungen, und zugleich mit einer gewiſſen angenehmen Dankbarkeit von ſich ab, daß wir gar nicht dabey entdecken, daß er beſcheiden zu ſcheinen ſuche. Ein Stelzer, der Verſtand und Lebensart hätte, würde es beynahe eben ſo machen. Wir kennen ihn nun ſchon ziemlich lange. Da wir ihn bisher ganz entfernt davon gefunden hatten, durch irgend etwas ſchimmern zu wollen; ſo hatten wir zwar nicht ſchlechterdings entſchieden, daß ihm gewiſſe Sachen, wovon wir vieles wiſſen, und auf die er ſich faſt gar nicht eingelaſſen hatte, völlig unbekannt wären; aber wir hatten doch geglaubt, daß ſeine Einſichten in dieſelben ſehr unvollſtändig ſeyn müßten. Wie angenehm werden wir überraſcht, wenn wir bey einer Gelegenheit, die ihn beynahe zwingt, ſich über dieſe Materien zu erklären, finden, daß er ſie mit der vollſtändigſten Genauigkeit auseinander ſezt. Unſre Neigung, ihn für wirklich beſcheiden zu halten, wird ſtärker; und noch ſtärker wird ſie, da

wir

wir ſehen, daß, da er von Einigen, die er recht ſehr beobachtet, auf einen gewiſſen Grad verkannt wird, daß er dennoch fortfährt, ihren Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und ihnen durch keine Art von Gegenſtolz zeigt, daß er ihre Begegnungen empfunden habe. Wenn wir nicht durch die falſche Beſcheidenheit ſo oft betrogen, und beynahe argwöhniſch geworden wären; ſo würden wir itzt, ohne weitere Unterſuchungen im geringſten für nöthig zu halten, gerade zu entſcheiden, daß Philint ein Mann von ſehr wahrer Beſcheidenheit ſey. Wir hatten bisher mit ſcharfem Auge blos auf ihn Acht gegeben; nun wollen wir ihn, um völlig gewiß zu werden, auch auf die Probe ſtellen. Wir ſind bekannt genug mit ihm; wir können es thun. Wir tadeln daher etwas an denjenigen von ſeinen Unternehmungen, welche ihm die liebſten zu ſeyn ſcheinen. Wir thun es zwar nicht ohne Mäßigung, aber zugleich mit dem kalten Blute, mit der gründlichen Strenge, welche die Sprache der Wahrheit iſt. Wird Philint ſogar dieſe Probe aushalten? Er hört uns mit geſeztem Weſen an, und ohne die geringſte Gegenanklage in ſeinem Betragen zu zeigen. Unſer Tadel war, weil wir ihn nicht genug kannten, in

verſchiedenen Stücken nicht gegründet. Er ſagt uns diß mit eben der edlen Freymüthigkeit, mit welcher er dasjenige, was er wahr darinn fand, zugeſtanden hatte. Ein Verſehn blos durch Worte zugeben, iſt nur ein halbes Geſtändniß. Diß iſt ihm nicht genug. Er verbeſſert daher dasjenige, worinn er gefehlt zu haben überzeugt worden war. Iſt es uns nun noch zu zweifeln möglich, daß Philint die ſchönſte der Tugenden in einem ſehr hohen Grade beſitze?

Es iſt gewiß! Selten, ſehr ſelten, findet man einen Philint. Aber derjenige, der ihn für eine moraliſche Chimäre hält, ſcheint mir wenig Anſprüche auf den Beſitz der übrigen Tugenden machen zu dürfen. Er kann gewiſſe Verdienſte haben; allein die wahrſten, deren Mangel allen übrigen ſehr nachtheilig iſt, hat er nicht.

Die nachgeahmte Beſcheidenheit, dieſer kluge Stolz, beſticht den Stolz andrer, und erlangt dadurch diejenigen kalten Gegendienſte, die Beſtochne zu erzeigen pflegen. Und welch eine unnütze Verſchwendung ſind alle vorigen Beſtechungen, wenn der andre entdeckt, daß er mit falſcher Münze beſtochen wird!

Derjenige, dem es noch gar nicht eingefallen iſt,

ist, daß er die Bescheidenheit für eine von den liebenswürdigsten Tugenden zu halten habe, die er ausüben kann, oder der, bey dem sie dem Stolze noch zu sehr unterliegt, wird, durch die Beobachtung folgender drey Punkte, gut anfangen, oder auf dem schon betretnen Wege glücklich fortgehn.

Er gewöhnt sich, alle Dinge vornehmlich in dem Gesichtspunkte anzusehn, der ihren eigentlichen Werth entscheidet.

Er fürchtet oft, daß er sich selbst noch nicht genug kenne, und fängt daher diese Untersuchung manchmal von neuem, und mit einer solchen Sorgfalt an, als wenn er sie noch niemals unternommen hätte.

Er sieht viel seltner auf die Höhen, die er schon überstiegen hat, herunter, als er nach denen hinaufsieht, die er noch vor sich hat, und die er vielleicht niemals völlig ersteigen kann.

IX.

Von der Natur der Poesie.

Es sind so Wenige die sich einen rechten Begriff von dem machen, was eigentlich die Poesie

Poesie ist, daß ich glaube, daß es für die Meisten von ihren Liebhabern nicht überflüßig seyn wird, folgende zerstreute Gedanken darüber zu lesen. Ich habe bey weitem nicht alles darüber, und ich habe diß wenige auf keine Art systematisch sagen wollen, um sie durch die Idee einer langen Abhandlung nicht abzuschrecken.

Man hat viele überflüßige Regeln der Poesie gegeben, und bis zum Eckel wiederhohlt. Man hat viele von den nothwendigsten noch nicht gegeben. Wenn man eine vollständige Poetik, ohne sie durch Beyspiele praktisch zu machen, schreiben wollte: so hätte man nur wenig Blätter dazu nöthig, und man würde gleichwol noch viel Neues sagen können.

In einer Poetik vom Epigramma handeln, wäre eben das, als wenn man in einer Rhetorik von Bonmots handeln wollte; obgleich ein Bonmot bisweilen mehr als eine ganze lange Rede werth seyn kann.

Das Wesen der Poesie besteht darinn, daß sie, durch die Hülfe der Sprache, eine gewisse Anzahl von Gegenständen, die wir kennen, oder deren Daseyn wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unsrer Seele

le in einem so hohen Grade beschäftigt, daß eine auf die andre wirkt, und dadurch die ganze Seele in Bewegung sezt.

Wenn man mir einwirft, daß diß eine Definition der höhern Poesie sey; so antworte ich, daß die angenehme Poesie vieles von diesem allen thun müsse, wenn sie nicht den Namen einer versificirten Prosa verdienen will.

Ich sage: Eine gewisse Anzahl von Gegenständen. Weil es einige giebt, die, für die Poesie, in jedem Gesichtspunkte betrachtet, unbrauchbar sind. Unterdeß da einige blos durch den Gesichtspunkt, in dem sie von den Meisten angesehen werden, ihre Wirkung verlohren haben; so kann sie der Poet oft in einem bessern zeigen. Nur ein verzärtelter Geschmack liebt diese Wiederherstellung nicht.

Deren Daseyn wir vermuthen. Wenn man der Poesie engere Grenzen setzen wollte; so müßte man ihr keine Erdichtungen erlauben.

Von einer Seite zeigt. Nicht wenige Objekte haben so gar nur Einen Gesichtspunkt, in welchem sie die Poesie zeigen darf.

Beschäftigt. Die tiefsten Geheimnisse der Poesie liegen in der Action, in welche sie unsre

Seele

Seele sezt. Ueberhaupt ist uns Action zu unserm Vergnügen wesentlich. Gemeine Dichter wollen, daß wir mit ihnen ein Pflanzenleben führen sollen.

Batteux hat nach Aristoteles das Wesen der Poesie mit den scheinbarsten Gründen in der Nachahmung gesezt. Aber wer thut, was Horaz sagt: „Wenn du willst, daß ich weinen soll; so mußt du selbst betrübt gewesen seyn!„ ahmt der blos nach? Nur alsdann hat er blos nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat. Er hat selbst gelitten. Wenn mein Freund beynahe eben das empfindet, was ich empfinde, weil ich meine Geliebte verlohren habe; und diesen Antheil an meiner Traurigkeit andern erzählt: ahmt er nach? Von dem Poeten hier weiter nichts als Nachahmung fodern, heißt ihn in einen Acteur verwandeln, der sich vergebens als einen Acteur anstellt. Und vollends der, der seinen eignen Schmerz beschreibt! Der ahmt also sich selbst nach?

Wenn der Ausdruck dem Gedanken eben so angemessen ist, als der Gedanke dem Gegenstande, und dieser nicht allein gut gewählt, sondern auch in einem vorzüglich gefallenden Gesichtspunkt angesehn

gesehn werden ist; so hat der Dichter allen Foderungen, die man ihm thun kann, genug gethan.

Der Gegenstand ist gut gewählt, wenn er gewisse durch die Erfahrung bestätigte starke Wirkungen auf unsre Seele hat.

Er wird in einem vorzüglich gefallenden Gesichtspunkte angesehen, wenn dieser die vorher angeführte Wirkung mehr als die andern hervorbringt, in welchem der Gegenstand auch angesehn werden könnte.

Der Gedanke ist dem Gegenstande angemessen, wenn es scheint, als ob man keinen bessern dabey haben könnte; wenn er nicht da blos Betrachtung bleibt, wo er Leidenschaft hätte werden sollen; wenn er überhaupt ein so genaues Verhältniß zu dem Gegenstande hat, als das Verhältniß zwischen Ursach und Wirkung ist.

Der Ausdruck ist dem Gedanken angemessen, wenn er dem Leser besonders dadurch gefällt, daß er völlig bestimmt sagt, was wir haben sagen wollen. Er ist ein Schatten, der sich mit dem Baume bewegt.

Es giebt eine Anordnung des Plans eines Gedichts, die einem Gebäude gleichet; und sie sollte einer schönen Gegend gleichen. Der Poet ist kein

Baumei-

Baumeiſter; er iſt ein Mahler. Ich nenne ihn hier in einem andern Verſtande einen Mahler, als man dieſen Ausdruck gewöhnlich nimmt. Ich rede von ihm, als von dem Zeichner ſeines Grundriſſes. Wie wenig Kunſt gehört dazu eine gewiſſe Symmetrie gerader Linien zu machen. Durch die Zuſammenſetzung krummer Linien Schönheit hervorzubringen, erfodert eine andre Meiſterhand.

Man ſagt, daß die Epopee alle Schönheiten der Poeſie vereinige. Es wäre alſo überflüſſig von ihr ins beſondre zu reden, wenn man eine Poetik ſchriebe. Mich deucht jener Satz iſt nur alsdann wahr, wenn man ihn auf die Schönheiten der höhern Poeſie, einſchränkt; und ferner den Hauptton beſtimmt, der die Epopee von den übrigen Arten der höhern Poeſie unterſcheidet.

Den Sieger ſchützten die Götter; die Ueberwundenen Cato!

Iſt das erhabenſte Epigramma, das man machen kann. Es müßte „Cato und die Götter„ darüber ſtehn. Man könnte eine nicht zu kleine Sammlung Epigrammata aus der Heinlade machen.

Die Materie und die Ausführung verhalten ſich gegen einander wie das Original, und das

Porträt.

Porträt. Man erlaubt dem guten Mahler gewiſſe kleine Abweichungen, gewiſſe feine Verſchönerungen; aber man will erkennen, wer gemahlt iſt. Die beſten neuern tragiſchen Dichter haben oft zwar Cabinetſtücke, aber keine Porträts gemacht, wenn ſie ihre Materie aus der alten Geſchichte genommen haben.

Der Hauptton eines Gedichts beſteht nicht allein in der Art und dem Grade der Schönheiten, die einer gewiſſen Dichtart vorzüglich eigen ſind; ſondern es kommt auch ſehr darauf an, daß die gewählten Objecte von Seiten gezeiget werden, die mit dieſer Art und dieſem Grade der Schönheiten harmoniren. Man nehme an, daß, in einem Gedichte vom Landleben, eine ſchöne Gegend beſchrieben werde; und dann, daß ein lyriſcher Dichter, in einem Lobe der Gottheit, ſich mit einer ähnlichen Beſchreibung beſchäfftige: werden ſie nicht ſehr verſchieden ſeyn müſſen? Jener muß fürs erſte in dem Tone des Lehrgedichts ſchreiben, und dann ſeine Objekte in einem Geſichtspunkte betrachten, die den Eindruck einer ſanften Freude auf uns machen. Der lyriſche Dichter muß ſowol dadurch, daß er dem Tone der Ode gemäß ſingt, als auch dadurch, daß er die ſchöne Ge-

gend, als ein Werk des Allmächtigen vorstellt, uns entzücken. Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben soll. Ich gestehe zu, daß ich Unrecht habe, wenn folgende Anmerkung falsch ist.

Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage nicht des Hymnus, durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wendungen, bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth einer Ode am besten ausmachen können, wenn man sich fragt: Würde Horaz diese Materie so ausgeführt haben? Aber man müßte ein wenig streng bey Beantwortung dieser Frage seyn. Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten.

Ich erkläre mich hierdurch gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fodert, unterwerfen muß. Und dieses Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz, durch seine Muster, festgesezt.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man den Ausdruck mit dem Gedanken verwechselt. Man

sagt:

ſagt: Es iſt eben der Gedanke; es iſt nur ein andrer Ausdruck. Und der Gedanke wird doch geändert, ſo bald der Ausdruck geändert wird. Dieſer iſt an ſich ſelbſt weiter nichts, als das Zeichen des Gedanken. Gleichwol muß eine genaue Kenntniß aller Beſtimmungen dieſer Zeichen, die ſie haben, und durch gewiſſe neue Stellungen haben können, zu erlangen, eine von den vornehmſten Beſchäfftigungen eines guten Dichters und eines Leſers ſeyn, der ſich nicht zuviel ſchmeicheln will, wenn er ſeine Urtheile für entſcheidend hält. Wenn eine Sprache gebildet iſt; ſo iſt eine vollſtändige Kenntniß derſelben einer von den weitläuftigſten Theilen der ſchönen Gelehrſamkeit.

Es kann niemand drey kurze Sylben hinter einander ausſprechen, ohne auf eine gezwungne Art zu eilen. Das Eſſe videatur des Cicero kann ſo, wie es gezeichnet iſt, nicht ausgeſprochen werden. Entweder müßte man das e in eſſe beynahe gar nicht hören laſſen, welches hart ſeyn würde; oder man muß auf das vi einen gewiſſen Ton legen, der es zu einer langen Sylbe macht. Es ſind daher eigentlich nur ſechs verſchiedne Füſſe, auf deren guten Zuſammenſetzung die ganze Harmonie der Proſa und der Poeſie beruht. Ich

verſtehe durch einen Fuß ſo viele Sylben, als das Ohr auf einmal mit einander vergleicht. Es vergleicht eine lange mit der andern langen, indem es hört: Schūtzgeiſt. Es vergleicht die lange mit ihrer Hälfte der kurzen auf zweyerley Art, entweder ſo: Geſtalt, oder ſo: Freudig; Es vergleicht die lange mit zwo kurzen und diß auf dreyerley Art, als: ewige, oder: unerhört, oder auch: Geliebte. Dieſe lezte Art iſt nicht ſo gut, als die übrigen fünfe. Denn der Umſtand, daß die lange Sylbe in der Mitte ſteht, macht, daß die Vergleichung dem Ohre etwas ſchwerer wird. Eine gewiſſe Reihe von Worten kann aus keinen andern, als den angeführten Füſſen beſtehn, wenn ſie harmoniſch ſeyn ſoll. Die Proſa iſt deswegen nicht ſo wohlklingend als die Poeſie, weil ſie dieſe angeführten Worte nicht nach einer ſo feinen Regel der Harmonie ordnet, als die guten Versarten thun. Wenn ſie nun aber vollends zu viele kurze Sylben (und drey ſind ſchon zu viel) hinter einander ſezt; ſo macht ſie dadurch einen beſondern Uebelklang, daß man gezwungen iſt einige von dieſen kurzen Sylben, als lange auszuſprechen, und alſo dem Sylbenmaaße eine Gewalt anzuthun, bey welchem die Harmonie immer verliert. Die deutſche

ſche Sprache hat zwar hier einigen Vortheil, weil ſie viele gleichgültige Sylben hat, ich meyne diejenigen, welche bald kurz bald lang gebraucht werden können; aber gleichwol hilft dieſer Umſtand demjenigen nicht viel, der zu viele kurze Sylben häuft. Will man zum Exempel dieſe Worte:

Verkündige die unerhörte That

nach dem Sylbenmaaße ausſprechen; ſo wird man ſo ſehr eilen müſſen, daß man nicht verſtanden werden kann. Man muß ſie daher ſo ausſprechen:

Verkündige die unerhörte That

Aber wie wird hier das Ohr durch die Länge des die beleidigt.

Doch der Wohlklang entſteht nicht allein durch die Verbindung der langen und kurzen Sylben; es kommt auch ſehr auf die Wahl harmoniſcher Wörter an. Eine gewiſſe Anzahl Wörter wird durch ihren Uebelklang unbrauchbar. Unterdeß muß man dieſes auch nicht zu weit treiben. Die deutſche Sprache muß von Ohren, die an ſie gewöhnt ſind, beurtheilt werden. Wenigſtens müſſen die Italiener, die zu viele Vocalen haben, nicht ihre Richter ſeyn. Wer ſich auf die Ausſprache

verſteht, kann das harte der vielen Conſonanten, durch eine gewiſſe mäßigende Leiſigkeit ſanfter machen; ein Vortheil, den die Italiener in Abſicht auf ihre zu vielen Vocalen nicht haben. Und wie wollen ſie es machen der Weichlichkeit ihrer Ausſprache, und die Franzoſen der Flüchtigkeit, mit welcher ſie ſprechen, Conſiſtenz und Nerven zu geben?

Ich irre mich entweder ſehr, oder es iſt mindſtens ein ſehr verzeihbares Vorurtheil, wenn ich dafür halte, daß die deutſche Sprache vor allen neuern Sprachen alsdann die größten Anſprüche auf die meiſten Arten des Wohlklangs hat; wenn diejenigen, die ſie ſchreiben, ſorgfältig genug ſind, gewiſſe unharmoniſche Wörter gar nicht zu brauchen, eine Sorgfalt, die ſo gar Homer und Virgil nöthig hatten.

X.

Ein Geſpräch von der wahren Hoheit der Seele.

Damokles. Aber wenn denn die Ehrbegierde eben deswegen ſo verführeriſch iſt, weil ſie

ſie ſo viel Schein vom Edlen und Groſſen hat; und man alſo wegen ihrer ſo ſtarken Reizungen auf das lebhafteſte gegen ſie ſtreiten muß: Was bleibt denn übrig, womit ſich eine Seele ſättigen kann, die dieſe Nahrung vor allen andern ſucht?

Crito. Ich habe dir ſchon geſagt, und dir war es ohne diß ſchon bekannt, daß die Beſtrebung nach groſſen Endzwecken, und die Erreichung derſelben, die Belohnungen der Ehre nicht nöthig haben, den Durſt einer Seele zu ſtillen, die ihren Werth fühlt.

Damokles. Aber der Beyfall ſolcher Männer, wie du eben beſchrieben haſt?

Crito. Den ſuche. Allein wenn du ihn auch nicht erlangen ſollteſt; ſo habe Muth genug zu glauben, daß du ihn verdieneſt.

Damokles. Dieſes Suchen, dieſer Muth —— nein, Stolz iſt es gewiß nicht; aber es iſt doch Ehrbegierde.

Crito. Ehrbegierde, wenn du willſt, nach dem man das Wort nimmt. Ich will dir ſagen was es iſt. Es iſt Hoheit der Seele.

Damokles. Hoheit der Seele! Dieſer Ausdruck hat mir immer wie Muſik geklungen. O laß uns ein wenig davon reden, Crito.

Crito. Wer kann ohne Enthuſiasmus davon ſprechen? Und wir wollen es doch gern mit philoſophiſcher Kälte thun, wie ich glaube.

Damokles. Beydes. Mit dieſer überhaupt; und wenn wir uns nicht mehr enthalten können, mit Enthuſiasmus.

Crito. Dieſe Hoheit iſt nicht ſowol das Gefühl einer groſſen Seele, das ſie von ſich ſelbſt hat, ob diß gleich auch mit in Betrachtung kommt: ſie zeigt ſich vielmehr durch gewiſſe Handlungen, wobey eine auſſerordentliche Ueberwindung unſrer ſelbſt nöthig iſt, am meiſten durch die Ueberwindung der Ehrbegierde, nicht des Stolzes; (das wäre ein zu kleiner Sieg für ſie!) und derjenigen Rache, die in den feinſten Forderungen der Ehrbegierde ihren Grund hat.

Damokles. Aber gleichwol ſcheint ſie (denn ich zittre, mich irgend einer Art von Ehrbegierde zu überlaſſen;) ſcheint ſie mir eine Tochter der Ehrbegierde zu ſeyn.

Crito. Eine weiſe Tochter einer ſtets heftigen und oft ausſchweifenden Mutter.

Damokles. Glaubſt du meinen Philemon ſo gut zu kennen als ich?

Crito.

Crito. Unſern Philemon, bitte ich mir aus. Aber freylich haben Jahre dazu gehört, ehe ich ihn habe ganz kennen lernen. Denn es lebet kein Menſch mehr, der ſo weit davon entfernt iſt, die Entdeckung ſeines Charakters Andern aufzudringen.

Damokles. Und was ſagſt du ſonſt noch mehr von ihm?

Crito. Daß ich, ohne ihn, keinen recht beſtimmten Begriff von der Hoheit der Seele haben würde.

Damokles. Das iſt ſehr viel von ihm geſagt.

Crito. Es iſt genug geſagt; aber nicht zu viel. Ich glaube, heute könnteſt du mich böſe machen, ob ich mich gleich rühme, daß es meine Freunde niemals können. Kennſt denn du ihn?

Damokles. Rede nur. So mag ich dich wohl böſe ſehen.

Crito. Hat er nicht immer jede kleinere Ehre verachtet? und die größern jemals anders als Mittel zu wichtigen Endzwecken angeſehen? Hat er ſich jemals durch gleiche Begegnungen gerächt,

wenn ihm diejenigen ihren Beyfall verſagten, die er beobachtete, da es doch ſo ſehr in ſeiner als in irgend eines andern Gewalt war, ſie auf eine feine Art zu erniedrigen? Iſt er nicht immer ein unpartheyiſcher Beurtheiler von den Verdienſten dieſer Perſonen geblieben? Hat er ſich jemals (ſo lerne ihn kennen!) den Vorſtellungen von dem Triumphe dieſer auſſerordentlichen Unpartheylichkeit lebhaft überlaſſen? Kennſt du ihn nun?

Damokles. Nun habe ich — —

Crito. Warte, ich habe noch mehr zu ſagen. Er hat ſich niemals an denen, die er eben nicht Urſache hatte, hochzuachten, und die ſchwach genung waren, ihn oft ſehr zur Rache zu reizen, er hat ſich ſogar alsdann niemals an ihnen gerächt, wenn ſie ſein Stillſchweigen, ſein immer gleiches Betragen gegen ſie, für Schwäche hielten. Und wo iſt eine lebhaftere Reizung zur Rache, als hier?

Damokles. Mir wird ganz heiß dabey, wenn ich mir dieſe Reizung vorſtelle.

Crito. Und dem Philemon noch heiſſer, um ſie zu überwinden.

Damo-

Damokles. Und er überwindet sie. Das ist viel, sehr viel, mein theurer Freund. Mir schwindelt, wenn ich ihm bis in seine Höhen nachsehe.

Crito. Ja, es ist viel. Zur Ueberwindung vieler andern Leidenschaften gehört Größe, aber diß ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hat er viel an sich arbeiten müssen?

Crito. Eine Seele, wie die seinige, ist beständig in Arbeit gegen sich selbst. Du kennst seine heftige Lebhaftigkeit. Er flammt nicht; er glüht. Und denn sein sanfter Charakter! Diß ist sein beständiger Sieg über sich selbst.

Damokles. Ich kann mich nicht mehr enthalten, dir zu sagen, daß ich dich nun dahin gebracht habe, wohin ich dich habe bringen wollen. Du hast den Philemon, und dich sehr richtig beschrieben.

Crito. Mich? —— Ich habe nicht an mich gedacht. Doch glaube mir, wenn ich einst werde sagen können: Ich bin wie Philemon; so will ich dir es sagen, weil du mich kennst, und mich nicht eitel nennen wirst. Doch laß uns nun von etwas anderm sprechen.

Dame-

Damokles. Du eitel? Du, der stolz zu ſeyn verachtet, und die Ehrbegierde nur in ſo fern an ſich duldet, als ſie ein Mittel zu groſſen Zwecken iſt?

XI.

Von der Freundſchaft.

Die Freundſchaft iſt eine Glückſeligkeit, die ſo wenige ganz kennen, daß es mich eſt recht traurig macht, wenn ich ſo Viele ſehe, denen ſie weiter nichts, als ein Wort iſt, das ſie, des Wohlſtandes wegen, bisweilen mit ausſprechen, von ungefehr ſo, wie das andre Wort Tugend.

Ein Freund iſt weder ein Bekannter, noch ein guter Bekannter; er iſt auch kein guter Freund. Ein Bekannter iſt nun ſo einer, den man ſehen, und nicht ſehen kann, ohne weiter an ihn zu denken. Ich habe ihrer leider! nicht wenige. Sie ſind wie die Verläumder Shackeſpeare's, die, nach ſeinem Ausdrucke, den Ruhm andrer berupfen:

Wer

Wer meine Zeit beraubt, der stiehlt sich selbst nicht reich!
Mich stiehlt er arm.

Aus einem guten Bekannten, wird zwar bisweilen ein Freund; aber wenn es bey der guten Bekanntschaft bleibt; so unterhalten wir sie blos deßwegen, weil unser guter Bekannte doch einige nützliche und angenehme Eigenschaften hat. Leute, die sich in ihren Begriffen von der Freundschaft nicht höher schwingen können, als daß sie alle gute Bekannte für Freunde halten, denken, daß nichts gewöhnlicher in der Welt als die Freundschaft sey. Wie betrügen sie sich! Unterdeß werden auch diejenigen, welche zur Freundschaft fähig sind, eine nicht zu kleine Anzahl guter Bekannter alsdann haben wollen, wenn sie die Sache so einrichten können, daß sie nicht zu viel Zeit darüber verlieren.

Ein guter Freund ist etwas unreifes, etwas das unvollendet geblieben ist. Er hat verschiedne Eigenschaften, die zur Freundschaft gehören; aber die Anzahl derer, die er nicht hat, ist auch nicht klein. Man wollte ihn gerne vollends zum Freunde ausbilden; aber es will nicht gehen.

Er

Er verſteht, er fühlt einmal nur bis auf einen gewiſſen Grad. Ich habe oft Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen: Daß eher aus einem guten Bekannten ein Freund wird, als aus einem guten Freunde, der diß lange geblieben iſt. Er iſt zwar der nächſte nach dem Freunde, aber, wie Virgil ſagt:

In weiter Entfernung der Nächſte!

Ich habe noch keine Schrift von der Freundſchaft geleſen, in welcher die Eigenſchaften eines Freundes nicht durch ein Gemiſch, durch kalte, durch weitſchweifige und dann wieder übertriebne Beſchreibungen verunſtaltet worden wären. Der gebildete Verſtand und das gebeſſerte Herz ſind die beyden Grundſäulen der Freundſchaft. Dieſe Grundſäulen haben einige ſehr ſimple Zierrathen: Gewiſſe Züge eines Originalcharakters, ich meyne, gewiſſe Wendungen des Verſtandes und Herzens, die ſich herausnehmen, die intereſſiren. Eine ſolche Freundſchaft macht nur etwas weniger glücklich, als diejenige Liebe, die man allein darunter verſtehen ſollte, wenn man dieſes ſo oft gemisbrauchte Wort ausſpricht. Die Freundſchaft und die Liebe ſind zwo Pflanzen aus Einer Wurzel. Die Lezte hat nur einige Blumen mehr.

Wenn

Wenn ich ſage, daß die Freundſchaft, nach dem Bewußtſeyn, unſre Pflicht ausgeübt zu haben, die zweyte groſſe Glückſeligkeit iſt, die wir nicht allein in dieſer, ſondern auch in der künftigen Welt genieſſen können; ſo glaube ich zwar beynahe alles geſagt zu haben, was ſich davon ſagen läßt; aber wie wenige ſind glücklich genug, diß nicht für eine Chimäre zu halten. Unterdeß will ich gleichwol noch ein wenig von der ſüßen Chimäre reden.

Wenn man den meiſten Glückſeligkeiten, nach welchen ſo viele mit ſolcher Heftigkeit laufen, ein wenig näher, und entſchloſſen, nichts, als was wahr iſt, zu ſehen, ins Geſicht ſieht; was für wirkliche Chimären entdeckt man alsdann! Die jähnenden Beſitzer dieſer Glückſeligkeiten mögen nur kommen, und es mit der Glückſeligkeit der Freundſchaft auch ſo machen.

Es ſollte meinen Freund und mich nicht wirklich glücklich machen, daß wir uns für alles, was uns angeht, bis zu der geringſten Kleinigkeit, intereſſiren? Daß wir nichts Geheimes für einander haben, ſondern, unſrer beyderſeitigen Verſchwiegenheit gewiß, uns Alles (die beſchworne Verſchwiegenheit unſers Amtes, und die einem

andern

andern Freunde verſprochne, machen hier allein eine Ausnahme.) daß wir uns Alles, mit der offenſten Aufrichtigkeit, anvertrauen? Daß mein Freund oft nicht wartet, bis ich ſeine Fehler entdecke, ſondern daß er ſie mir eher ſagt? Daß er haben will, daß ich ſo ſtrenge gegen ihn ſeyn ſoll, als er gegen ſich ſelbſt iſt? (Welcher Rechtſchafne iſt nicht ſtrenq gegen ſich ſelbſt?) Daß er überzeugt iſt, daß ich auch alsdann, wenn ich ihm meine Neigung am lebhafteſten ausdrücke, die heilige Freundſchaft nicht durch das Geringſte von dem, was zur Schmeichelen gehört, entweihe? Ich kann mich wohl aus Liebe zu meinem Freunde irren; aber ſchmeicheln kann ich ihm nicht! Daß uns keine Freude natürlicher iſt, als die Freude, uns ſehen? Und daß wir uns beſonders deßwegen gern oft ſehen, weil wir gern oft von GOtt und der Religion mit einander ſprechen? Daß wir einander über dieſe höchſtwichtige Sache immer mehr aufklären, und uns bey der Hand unſerm gemeinſchaftlichen lezten Endzwecke zuführen? Wer die Heiterkeit, dieſe Ruhe und oft dieſe Hoheit der Seele nicht kennt, die bey ſolchen Unterredungen die Freundſchaft giebt, wie wenig Glükſeligkeit kennt der!

Vielen

Vielen wird alles dieſes zu ernſthaft vorkommen. Aber ſind denn keine ernſthafte Freuden? Und wenn keine wären; wo iſt der Scherz ſcherzhafter, als unter Freunden? Wo kann man ſich demjenigen fröhlichen Humeur, welches dem Scherze ſein eigentliches Leben giebt, freyer überlaſſen? Unter bloſen Bekannten ſucht der Scherzende mehr zu brillinen, als zu vergnügen; er muß überdiß immer in den Ketten gewiſſer Zurückhaltungen gehn, die das, was er ſagt, entkräften.

Ein Tanz, der in einer muntern Geſellſchaft durch die Freude, in der man iſt, unvermerkt veranlaſſet wird; und ein prächtiger Ball, auf dem ſo mancher ſteife Tänzer ſchlummern will, und der natürliche bisweilen muß, ſind zwo eben ſo verſchiedne Sachen, als der Scherz unter Freunden, und unter Bekannten.

XII.

Fortſetzung von der Freundſchaft.*

Ich habe Ihnen, ſchreibt mir einer meiner neueſten Correſpondenten, eine Anmerkung über

* Weil dieſe Fortſetzung im nordiſchen Aufſeher in Klopſtocks proſ. Werke. J

über Ihr Blatt von der Freundschaft zu machen, von welcher ich glaube, daß sie Ihnen nicht ganz unerheblich vorkommen wird. Ich denke, wie Sie, über die Freundschaft; ob ich gleich nicht so glücklich bin, Freunde zu haben: Allein ich muß Ihnen ohne weitere Umstände gestehen, daß ich den Umgang der großen Welt der Freundschaft beynahe völlig an die Seite setze. Wenn ich vom Umgange der großen Welt rede; so verstehe ich alles dasjenige darunter, was die Politesse nur einnehmendes haben kann; und ich nehme dieses Wort zugleich in dem ganzen Umfange, in dem es ein Franzose braucht, der selber polit ist, und also von der Sache urtheilen kann. Sie wissen, es ist alsdann ein vielbedeutendes Wort. Dieses vorausgesetzt, behaupte ich, daß die Freundschaft nur sehr wenige und vielleicht nicht allzugroße Vorzüge vor jenem Umgange habe.

Wie angenehm ist es, sich nicht allein niemals etwas, das auch nur von ferne einigermaßen beleidigen könnte, sondern stets immer etwas zu sagen, das die Süßigkeit der feinen Schmeicheley

in die Form eines Briefs und einer Beantwortung desselben eingekleidet ist: so hat man sie auch unverändert lassen müssen.

lew hat, ohne ihren Geist zu haben; das uns, ohne uns in den Wolken schweben zu lassen, immer ein wenig über uns selbst erhebt, und uns in einem sanften Vergnügen über uns selbst auf eine reizende Art unterhält.

Ich weiß nicht, Freunde, (ohne von denen zu reden, die gar familiär gegen einander sind) Freunde sind zu naiv gegen einander. Sie sagen es sich so gerade heraus, daß sie sich lieben. Das nenne ich eine harte Art, wenn man sich es so sagt. Zeichnung mögen sie wohl haben; aber Colorit haben sie nicht.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was es mir für ein Vergnügen macht, wenn ich in Gesellschaft von Leuten bin, die sich, alles, was sie sich sagen, auf eine so gefällige Art, zuwägen, daß man es gar nicht merkt, daß sie die Wagschal in der Hand haben. Ein halbes Wort, das der Andre sagt, der Anfang einer Miene wird hier zu Gewicht, und verändert die Wagschal. Jeder kleine Umstand des Wohlstandes über der Wendung, welche die Unterredung nimmt, hat hier seine Einflüsse. Jedem ziehn nieder. Welch Vergnügen, in einer solchen Gesellschaft zu seyn, und selbst wägen zu können!

Freunde hingegen, ob sie gleich nicht ohne Anstand sprechen, sagen sich immer ihre völlige Meynung, und sagen sie fast ohne alle Einkleidung. Verzeihen Sie mir, daß ich das Wort noch einmal brauche, es ist so was Hartes in diesem allen.

Sie werden mir zugeben, man kann nicht immer, am wenigsten in Gesellschaften, von wichtigen Dingen reden; daher müssen der Kunst, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihre Verdienste gelassen werden. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß mich die glückliche Ausbildung eines Nichts oft sehr hinreißt.

Sie sagen, daß der Scherz nirgends scherzhafter, als unter Freunden sey. Vielleicht ist das bisweilen wahr. Aber ich rede auch von solchen Kleinigkeiten, die nicht scherzhaft sind. Und Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß der freundschaftliche Umgang viel Ansprüche auf ihre Ausbildung zu machen habe?

Ich könnte Ihnen noch viel mehr über diese Sache sagen; aber ein Brief muß auch nicht gar zu lang seyn. Ueberhaupt muß ich Ihnen bekennen, daß ich so viel Geschmack an dem Umgange der großen Welt finde, daß mir der freundschaftliche zwar

als eine wünschenswürdige, aber doch nicht als eine so unentbehrliche Sache, als Ihnen vorkommt.

Beantwortung dieses Briefs.

Mein Herr,

Wenn Sie mir erlauben wollen mit dem harten Tone eines Freundes zu reden; so werde ich Ihren Brief, der mir, in gewissen Betrachtungen, sehr gefallen hat, umständlich beantworten. Vielleicht schmeichle ich mir nicht zu sehr, wenn ich glaube, daß ich die große Welt, und diejenige Politesse kenne, die diesen gewiß nicht wenig bedeutenden Namen verdient. Und vielleicht gestehen Sie mir, nach einer Anmerkung, die ich gleich machen will, diese Kenntniß zu. Wenn man dem Ausdrucke: große Welt, seine Würde lassen will; so ist die Zahl derer, die eigentlich dazu gehören, sehr gering. Wie sehr würde man ihm diese Würde nehmen, wenn man den ganzen Schwarm mit dazu rechnen wollte, dem blos sein Stand und etwas von einer halbgebildeten Lebensart den Eintritt erlauben. Wenn Sie diese Anmerkung für wahr halten; so muß sich Ihr Vergnügen, das Sie in Ihren Gesellschaften finden, sehr verringern. Sie werden mir zugestehn,

daß ich mich auf Ihre Materie völlig einlasse, wenn ich Ihnen noch sage, daß unter den Wenigen, welche die große Welt ausmachen, bisweilen Einer ist, der zur Freundschaft, und zu jeder andern ernsthaften Sache gemacht, das Joch desjenigen Umgangs, der Ihnen so sehr gefällt, zwar blos aus Pflicht, aber zugleich auf eine so glückliche Art trägt, daß er denen, die nur bis auf eine gewisse Weite sehn, Geschmack daran zu haben scheint.

Erlauben Sie mir, daß ich nun ein wenig pünktlich in der Beantwortung Ihres Briefes werde. Ich zweifle sehr, daß irgend eine Art von Schmeicheley ohne Gift sey. Vielleicht hat die feinste, den schlimmsten. Es mag wohl süß genug seyn, sich immer ein wenig über sich selbst erhoben zu fühlen: aber — — ich sehe wohl, daß ich Ihnen zu streng vorkommen werde; und gleichwol bin ich es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß diese Sache überhaupt sehr moralisch ist, und daß wir uns nicht genug hüten können, die Eitelkeit Anderer anzufeuern. Sie hat ohne diß Nahrung genug in sich selbst.

Daß Freunde naiv gegen einander sind, lassen Sie noch so hingehen; aber daß sie auch familiär

mit

mit einander umgeben, das beleidigt, in Ihren Augen, die feine Gezwungenheit der Politesse zu sehr. Ich sehe wohl, Sie haben niemals Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen, daß die Familiarität der Freundschaft einen gewissen ihr eignen Wohlstand beobachte. Und warum sollte man es sich nicht gerade heraus sagen, daß man sich liebt? Kann es die wahre Neigung anders sagen? Zeichnung, ich bitte um Verzeihung, daß ich ohne alle Einleitung rede, Zeichnung haben Sie gar nicht; und Colorit —— es giebt verschiedne Arten derselben, gewiß keine natürliche!

Mir wird ganz angst dabey, wenn ich mir Ihr beständiges Zuwägen, wie unvermerkt es auch geschehen mag, recht lebhaft vorstelle. Welch ein Vergnügen, sagen Sie, in einer solchen Gesellschaft zu seyn, und selbst wägen zu können. Ich weiß nicht, ich habe immer, an der Größe dieses Vergnügens, ein wenig gezweifelt. Aber freylich, wenn man selbst wägen kann. Doch sind nur sehr wenige, die es recht können.

Ich weiß nicht zu welchem erniedrigenden Zwange Sie ihre Seele gewöhnt haben müssen, daß es Ihnen keine angenehme Vorstellung ist, Ihre völlige Meynung zu sagen? Wie beseelt es

den Umgang der Freundschaft, wenn keiner von seiner Meynung etwas zurückhält; aber zugleich nicht so sehr von derselben ist, daß er unbiegsam seyn sollte, sich von stärkern Gründen, als die seinigen sind, überzeugen zu lassen. Wenn ich mir diese Freymüthigkeit, diese Biegsamkeit, und die Freude, daß unser Freund unsrer Meynung wird, oder daß wir die seinige annehmen, als Gefährtinnen der Freundschaft vorstelle; so denke ich sie mir unter ihren Grazien.

Ohne von der glücklichen Ausbildung eines Nichts jemals hingerissen zu werden, sehe ich sehr wohl ein, daß man nicht immer von wichtigen Dingen reden könne, und daß die Geschicklichkeit, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihren Werth habe. Aber wie sonderbar ist es, so wie Sie, von einer Geschicklichkeit eingenommen zu werden, deren Anwendung, in den meisten Fällen, durch die Nothdurft veranlaßt wird.

Lernen Sie nur die Freundschaft aus der Erfahrung kennen. Sie hat, ausser ihren scherzhaften Kleinigkeiten, auch noch andre, die viel interessanter als diejenigen sind, die Ihnen izt noch so sehr gefallen. Nur die Neigung zu dem, den

wir

wir lieben, kann eine Kleinigkeit, die er sagt, über ihre Sphäre erheben, und machen, daß wir Geschmack daran finden, sie zu hören. Wenn wir aber nur in einer Gesellschaft von Bekannten, von guten Bekannten, und von guten Freunden sind; so werden die Kleinigkeiten, durch ihre Ausbildung, noch kleiner. Wir bemerken, was sie eigentlich sind, desto mehr, je besser das Kleid ist, mit welchem sie ausgeschmückt werden, oder vielmehr, in welchem sie sich schleppen; denn es muß ihnen, ihrer Natur nach, immer ein wenig zu groß seyn.

Wie aufrichtig ich es mit Ihnen meyne, können Sie daraus urtheilen, daß ich Ihnen, wenigstens Einen Freund, wünsche. Ich sehe wohl ein, daß Sie nicht bedauert seyn wollen; unterdeß kann ich mich doch nicht ganz enthalten, Sie so lange ein wenig zu bedauren, bis ich erfahren werde, daß Sie nicht mehr ohne Freunde sind. Machen Sie mir das Vergnügen, mir die Nachricht, so bald Sie können, zu geben.

XIII.

Ein Gespräch zwischen Klopstock und Cramern:

Ob ein Schriftsteller ungegründeten obgleich scheinbaren Critiken antworten müsse?

Lycias. Aber warum wollten sie auf eine solche Critik nicht antworten? Von einer Critik, die sowol in der Art des Vortrags, als in ihren Gründen, seicht ist, begreife ichs. Aber wenn diese scheinbar sind, und die Art, wie sie gesagt werden, etwas überredendes hat: warum sollten sie nicht antworten müssen?

Clitor. Wie viel Scheinbares und Ueberredendes sie auch haben mag; so bin ich viel zu stolz auf den Beyfall derjenigen, unter deren Gerichtsbarkeit ein solcher Critikus steht, als daß ich mich auf eine Vertheidigung einlassen könnte.

Lycias.

Lycias. Stolz? Ich will ihnen das erlauben; ein gewiſſer Stolz iſt einer guten Sache nicht unanſtändig. Aber die Richter ſind einander nicht alle gleich. Wenn nun einige von ihm gewonnen wäuden? Und vielleicht können die Meiſten gewonnen werden.

Cliton. Sie erlauben alſo fürs erſte etwas Stolz. Dieſer Stolz hat wirklich ſeinen Werth. Er iſt ſogar Dankbarkeit, die man Richtern von der erſten Claſſe, wegen ihres Beyfalls, ſchuldig iſt. Die andern Richter, gegen deren Urtheil ich dieſe Dankbarkeit nicht haben kann, mögen ſich gegen mich einnehmen laſſen. Wer ſich durch ſolche Critiken einnehmen läßt, den kann ich ohnediß nicht durch Widerlegungen zurück bringen.

Lycias. Es iſt aber doch, der Folgen wegen, beſſer, auch ihr Urtheil für ſich zu haben. Die erſte Claſſe pflegt, was ſie über gewiſſe Beurtheilungen denkt, aus eben dem Grunde, nicht zu ſagen, aus dem Sie ſich nicht vertheidigen mögen. Die andern ſprechen vielleicht eher, wenn ſie nur erſt durch eine gute Widerlegung zurück gebracht ſind. Und warum ſollten ſie ſich nicht zurückbringen laſſen? Uebrigens müſſen Sie bedenken,

daß

daß ſie dieſen mehr nützen können, als jenen, und daß ſolches eben deswegen ihre Abſicht ſeyn müſſe.

Clitos. Ich ſehe nicht ein, warum die erſte Claſſe ihre Meynung über gewiſſe Beurtheilungen nicht ſagen ſollte. Wenigſtens iſt jener Stolz nur ſelten die Urſache von ihrem Stillſchweigen. Doch ehe wir weiter gehen, müſſen wir veſtſetzen: Ob es möglich ſey, dieſe beyden Zwecke zugleich zu erreichen, nämlich: Gut zu ſchreiben; und den Meiſten zu gefallen. Denn wenn man nur für Viele, und nicht für die Meiſten ſchreibt: ſo weiß man, daß der Critikus ſeine Oberrichter hat, bey denen ſeine ungegründeten Verurtheilungen dem Scribenten nicht nachtheilig ſind. Hernach können wir ausmachen: ob ein Scribent in einem ſolchen Tone ſich ſelbſt vertheidigen könne, daß ſein Critikus genug widerlegt wird.

Lycias. Warum die Richter der erſten Claſſe ſchweigen würden, das lieſſe ſich zwar erklären; aber ich will mich nicht weiter darauf einlaſſen, weil wirklich viel auf eine richtige Entſcheidung ihrer Fragen ankommt. Die erſte, deucht mich, braucht einer ſehr genauen Beſtimmung. Ich geſtehe, man kann auf eine gewiſſe Art gut ſchreiben, ohne daß man hoffen darf, den Meiſten

zu gefallen. Gewisse Gedichte gehören zu dieser Art. Der Endzweck, den man sich bey denselben vorsezt, ist so beschaffen, daß man seiner verfehlen würde, wenn man nach dem Beyfalle der Menge strebte. Doch alsdann schreibt man nicht für die Menge. Daß man aber sehr oft auch für diese reden und schreiben müsse, das werden sie zugeben, und wenn man das muß, so werden sie wieder gestehen, daß man nicht schlecht schreiben dürfe. Sie wissen, daß Cicero oft an das Volk reden mußte; daß er alsdann gut redete, und so gut, daß er den Meisten gefiel. Moralische Schriftsteller befinden sich in einem ähnlichen Falle.

Cliton. Ich leugne nicht, daß einige wenige Schriften für die Meisten geschrieben werden, und gute Schriften seyn können. Diß ist aber eine Ausnahme von der Regel. Ueberhaupt kann ein guter Scribent nicht weiter gehn, als vielen gefallen wollen, in welcher Art, es sey Prosa oder Poesie, er auch schreibe. Dieses wird nur alsdann falsch seyn, wenn der gute Geschmack unter einer Nation sehr allgemein ist. Aber wie selten ist dieses! Glauben Sie, daß Cicero den Meisten durch seine Reden gefiel? Weil man einmal ein so großes Vorurtheil sowol für seinen

Patrio-

Patriotismus als für seine Beredtsamkeit hatte: so bildete man sich ein, man wäre im Stande, ihm Beyfall geben zu können. Man schrieb sich einen Geschmack zu, den man nicht hatte, blos um seiner Neigung gegen den Cicero zu folgen.

Lycias. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen nur wenig von Ihrer Antwort einräumen kann. Sie läugnen nicht, daß einige wenige Schriften für die Meisten geschrieben werden, und gute Schriften seyn können, und geben diß als eine Ausnahme von der Regel an. Allein ich wollte lieber das Gegentheil eine Ausnahme nennen. Denn wer bedarf wohl guter Schriften am meisten? Unstreitig diejenigen, die am meisten Unterricht und Aufmunterung nöthig haben. Sonst gestehe ich, daß eine gewisse Partheylichkeit eine mitwirkende Ursache von dem Beyfalle gewesen seyn könne, den Cicero erhielt. Allein ohne darauf zu sehen, wie allgemein schon der gute Geschmack unter den Römern war: so ist gewiß, daß es eine Art gut zu schreiben giebt, die so sehr selbst den gemeinsten Einsichten angemessen ist, und mit den wesentlichen Neigungen der menschlichen Natur so sehr übereinstimmt, daß sie leicht von allen empfunden werden kann. Die meisten Wahrheiten

haben

haben ſo viel eigenthümliche Schönheit, daß ſie allen gefallen müſſen, wenn der Scribent nur ſeine Leſer in den gehörigen Geſichtspunkt zu ſetzen weiß. Aus dieſem Geſichtspunkte kann ein Critikus ſie verrücken, und zu ihrem eignen Nachtheile, den er nicht achtet. Sollte es da nicht der Mühe des Scribenten werth ſeyn, ſie in denſelben zurück zu bringen? Iſt er dieſes nicht der Wahrheit und den Wirkungen ſchuldig, die er durch eine richtige und gute Vorſtellung derſelben zu befördern wünſcht?

Clitor. Ich glaube nicht, daß wir einander darum falſch verſtehen, daß unter uns nur von ſolchen Schriften die Rede iſt, die, in Abſicht auf die Ausführung, der Beurtheilung des Geſchmacks überlaſſen ſind. Dieſes vorausgeſetzt, glaube ich noch immer, daß ich die Ausnahme da mache, wo ſie gemacht werden muß. Es ſind, nach meiner Meynung, nur einige wenige Materien, die, in der Schreibart des Geſchmacks, ſo ausgeführt werden können, daß ſie den Meiſten gefallen, z. E. gewiſſe Punkte der Moral, die weder viel Feinheit noch Tiefſinn erfordern. Ein ganz anders iſt es, guter Schriften am meiſten bedürfen, und ein anders, ſie genug verſtehen und empfinden können.

können. Dieses lezte kann nur aufs höchste vielen zugestanden werden. Die Erfahrung redet zu laut für diese Anmerkung, als daß man sie leugnen könnte. Ich gestehe übrigens zwar zu, daß es sich der Mühe verlohnt, auch diejenigen Leser, die sich durch den Critikus haben irre machen lassen, zurückzuführen; aber kann es der Autor eines Buchs selbst mit gutem Erfolge thun? Sogar in dem Falle, daß der Autor zu dem Publico sagen dürfte: diese oder jene angegriffne Stelle ist schön, würde doch das Publicum geneigt seyn, den Critikus für unpartheyisch, und den Autor für partheyisch zu halten.

Lycias. Ich kann mich zwar aus dem, was Sie sagen, noch nicht überzeugen, daß es nur wenige Materien gebe, die sich in der Schreibart des Geschmacks so ausführen lassen, daß sie den Meisten gefallen. Wenn Sie nicht den äußersten Grad der Vollkommenheit und Schönheit fodern, so lassen sich fast alle Wahrheiten der Moral auf eine für die Meisten gefällige und einnehmende Art vortragen; das ist, sie lassen sich gut schreiben. Ob sie darum aber, selbst wenn dieser gute Vortrag noch unter der Höhe bleibt, zu der sich ein Scribent für seinere Geister zuweilen, oder wenn

sie

ſie wollen, ſehr oft, aufzuſchwingen ſuchen muß, von allen genug verſtanden und empfunden werden, das will ich nicht ausmachen. Vielleicht empfindet und urtheilt die Menge richtig; aber ſie weiß nur ihr Urtheil nicht zu rechtfertigen; ihre Empfindung kann auch wieder verdunkelt oder verwirrt werden. Doch ich will zugeben, daß es einem Scribenten anſtändig ſey, ſich vor ſolchen Richtern nicht zu vertheidigen, oder, wenn ſie ſchon eingenommen ſind, ſich nicht zu bemühen, ob er ihnen ſein Recht begreiflich machen könne, ſo bald der Kritikus blos die Art des Vortrags, die Einkleidung und das angreift, was Genie und Geſchmack zur Schönheit einer Schrift beytragen. Ich empfinde es mit Ihnen, daß mir der beſte Autor unerträglich anzuhören ſeyn würde, der, auch wenn er völlig recht hätte, ſeinem Kritikus ſagte: Sie thun mir Unrecht, mein Herr, wenn ſie mich beſchuldigen, daß diß nicht ſinnreich iſt; in meiner Abhandlung herrſcht wirklich mehr Beredtſamkeit und Munterkeit, als ſie mir ſtreitig machen; hier haben ſie den Beweis, daß ſie mir ohne Grund Erfindung und Genie abſprechen; es iſt, verſichert, alles artiger und feiner, als ſie vorgeben. Bey dergleichen Anklagen iſt es un-

ſtreitig für den Scribenten am rathſamſten, zu ſchweigen. Allein was ſoll er thun, wenn die Sache ſelbſt von dem Critikus auf eine falſche, ſeinen Abſichten und der Wahrheit nachtheilige Art vorgeſtellt wird, und zwar mit Scheine; denn das iſt mit einigem Witze möglich: es ſey nun, daß der Beurtheiler irrt, oder ſeine Urſachen hat, andern ſolche irrige Vorſtellungen beyzubringen? Mich dünkt, da müſſe ſich der Scribent vertheidigen, und zwar des größern Theils wegen, ungeachtet er vor den Richtern der erſten Claſſe keiner Vertheidigung bedarf. Ein Mann, der rechtſchaffen und zugleich galant iſt, wird ſich freylich nicht vertheidigen, wenn ſichs jemand einfallen läßt, die Schönheit ſeines Anzugs zu tadeln; aber wenn man ſeine Rechtſchaffenheit angreift — —.

Clitor. Ich rede nicht allein von der höchſten Vollkommenheit der Schriften; ich rede zugleich von allen den Stufen, die über dem Mittelmäßigen ſind. Alles, was über dem Mittelmäßigen iſt, iſt nicht für die Meiſten. Wenn ich dieſes erweiſen ſoll: ſo muß ich ſehr umſtändlich werden. Verlangen Sie dieſen Erweiß von mir? Wenn ich Ihnen noch einige Materien mehr, die für die Meiſten ſchön geſchrieben wer-

den

den können, zugestehe: so gewinnen Sie damit nicht viel. Denn ich mache noch immer die rechte Ausnahme. Gleichwol kann man, bey gewissen Anlässen, sich zu vertheidigen verbunden seyn: aber dieses ist wieder eine Ausnahme; und ich habe bisher von der allgemeinen Regel geredet. Jene findet freylich in solchen Fällen statt, auf welche Ihre Vergleichung mit dem rechtschaffnen und zugleich galanten Manne völlig paßt. Aber wenn dieses nicht ist: so muß man auch bey solchen Angriffen schweigen. Hätte Boyle antworten sollen, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er ein Atheist wäre? Kann ein Vorwurf ernsthafter, und zugleich einer Beantwortung unwürdiger seyn?

Lycias. Sie haben Recht, wenn die Beschuldigung so falsch ist, daß man den Autor und den Critikus nur gegen einander halten darf, um die Falschheit der Anklage einzusehen. Wollte sich der Scribent daselbst bey dem größern Theile der Leser vertheidigen: so machte er sowol ihrem Verstande, als ihrem Herzen ein Compliment, das sie mit Recht für eine Beleidigung annehmen könnten. Aber er kann in der Abhandlung einer Materie hier etwas voraussetzen, dort etwas nicht genug bestimmen, um kürzer und angenehmer zu seyn;

der Critikus kann ihn nicht verſtehen, oder nicht verſtehen wollen, und eben darauf Anklagen bauen, dabey auch einen gewiſſen Witz brauchen, ſo, daß ſchwache Leſer, wenn ſie auch nicht gleich verdammen, doch lieber erſt von dem Beklagten hören möchten, was er für ſich anzuführen hat, als daß ſie ihn gleich losſprechen wollten. Sie wiſſen überdiß, daß viele Richter bequem ſind, ohne eben ungerecht ſeyn zu wollen.

Clitos. Es iſt zwar wahr, was Sie ſagen. Aber wenn man aus dieſen Gründen immer antworten wollte: ſo müßte man einige Bücher ſchreiben, um Eins zu vertheidigen. Wenn man nun für Viele, und nicht für die Meiſten ſchreibt, ſo kann man ſich auf die Einſicht und die Billigkeit dieſer Leſer genug verlaſſen, um von ſolchen falſchen Urtheilen, wie ſcheinbar ſie auch ſeyn mögen, nichts befürchten zu dürfen. Sie werden ohnediß bald vergeſſen. Die gute Schrift bleibt, und wird geleſen, ohne daß der etwas ſpätere Leſer das geringſte davon weiß, daß Sie einmal ein wenig beſtäubt worden iſt.

Lycias. Einige Bücher zu ſchreiben, um Eins zu vertheidigen, das wäre freylich viel von

einem Scribenten gefodert. Auch ist solches für die spätern Leser unnöthig, das gestehe ich. Aber gute Schriften, die, ich will nicht sagen, für die Meisten, sondern nur für Viele geschrieben werden, werden auch nur selten solche Anfälle erdulden müssen, als diejenigen sind, zu denen, meiner Meynung nach, ein Verfasser nicht ganz schweigen sollte. Eben darum, weil es etwas Ungewöhnliches ist, eine Schrift, die sich besonders in ihren Absichten auszeichnet, angegriffen zu sehen, möchte die Critik, wenn sie auch nicht gegründet ist, zu viel schaden können, wenn nicht geantwortet wird.

Cliten. Daß ein guter Autor bey gewissen Angriffen nicht ganz schweigen soll, dawider habe ich weiter nichts, als daß er die Mitbrüder des Critici dadurch reizt, ihre Lanze auch zu versuchen, und daß also des Geschwätzes immer mehr wird. Da unterdeß die Critik in dem angeführten Falle wirklich mehr schaden könnte, so gehört er mit unter die Ausnahmen, die ich von der allgemeinen Regel mache. Eine solche Antwort müßte aber sehr kurz seyn, und den Leser, durch die Berührung einiger Einwürfe, zu Schlüssen auf die übrigen blos veranlassen. Ihr Verfasser müß-

te aber nichts dawider haben, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß seine Antwort zu lakonisch sey.

Lycias war mit Clitons Antwort zufrieden, ob er gleich hinzusezte, daß er nicht in allen Nebenpunkten der Unterredung mit ihm einig seyn könnte. Clitons Antwort entscheidet, nach meinem Urtheile, die Frage hinlänglich; doch nehme ich mir die Freyheit, noch eine Anmerkung zu machen. Wofern die wahre und richtige Meynung eines Verfassers, und die Rechtschaffenheit theils seines Charakters, theils seiner Absichten aus seinen andern Schriften mit völliger Deutlichkeit hervorleuchtet: So braucht er um so viel weniger sich auf eine Vertheidigung einzulassen, wofern die Critik wider eine seiner Arbeiten blos scheinbar ist, zumal wenn seine Art zu denken so bekannt ist, daß man daraus mit Gewißheit schliessen kann, sein Stillschweigen sey weder eine hochmüthige Verachtung des Critikus, noch eine unanständige Vernachläßigung dessen, was er in einem andern Falle seinen Lesern schuldig seyn würde.

XIV.

XIV.

Ein Geſpräch von der Glückſeligkeit.

Erſtes Stück.

Sie haben mich bisher ſo gut geleitet, ſprach der Jüngling Philobulus zu ſeinen beyden Freunden, Meſus und Ariſtus, daß mir es ſehr natürlich geworden iſt, mich in allen Sachen, die mir wichtig ſind, an Sie zu wenden. Wenn ich wüßte, daß Sie jezt eben geneigt wären, etwas weniger lakoniſch zu ſeyn, als Sie gewöhnlich ſind, ſo möchte ich wohl eine Hauptfrage an Sie thun, deren Entſcheidung mich ſehr nahe angeht.

Meſus. Ich haſſe alle Vorreden, auch die kurzen. Ihre Frage alſo.

Philobulus. Meine Frage ſoll gleich kommen; aber noch ein wenig Vorrede müſſen Sie mir erlauben. Ich muß Ihnen noch einmal danken, daß Sie mir geholfen haben, meine jetzige Lebensart zu erwählen. Eins wundert mich nur, daß ich meine Frage nicht vor dieſer Wahl gethan

habe, und daß ich nicht von Ihnen veranlaßt worden bin, sie damals zu thun.

Mesus. Wenn ich Ihre Frage wüßte, würde ich mich mit Ihnen wundern, oder auch nicht wundern.

Aristus. Sie sehen, mein lieber Philobulus, daß Ihre Bitte um etwas weniger Lakonismus eben keinen tiefen Eindruck gemacht hat.

Philobulus. Ich getraue mir nicht, Ihnen zu antworten. Mesus möchte es für eine neue Vorrede halten. Meine Frage ist diese: Darf ich es unternehmen, glückselig in der Welt werden zu wollen? Oder muß ich es mir zur Pflicht machen, nur; (ich habe kein recht Wort zu meinem Begriffe, es ist so etwas in der Mitte zwischen Elend und Glückseligkeit;) nur zufrieden zu seyn?

Mesus. Die Pflicht noch bis itzo bey Seite, was möchten Sie denn von beyden am liebsten?

Aristus. Was er von beyden am liebsten möchte? Werden, was ich bin, glückselig! Und das Bestreben darnach ist seine Pflicht.

Mesus. Ich will mich in keine Untersuchung Ihrer Glückseligkeit einlassen. Das wäre nicht

freund-

freundschaftlich von mir gehandelt, wenn ich Ihnen herausgrübelte, daß — —

Aristus. Meine Glückseligkeit kann die strengste Untersuchung aushalten, besonders deswegen, weil Sie mich ganz verstehen, wenn ich sie Ihnen ganz beschreibe.

Aesius. Nun gut! So sey es denn möglich, daß man bisweilen glückselig seyn könne. Ich bin es ja selbst einmal gewesen. Aber ist denn die Ausnahme, die seltne Ausnahme die Regel? Wollen wir denn unsern geliebten Philobulus mit diesem Phantom auf den grosen Schauplatz des Elends hinaus schicken? Und wollen wir ihm den Weg zur Zufriedenheit dadurch gerade zu abschneiden, daß wir ihn reizen, nach Glückseligkeit zu streben?

Philobulus. Ach meine Freunde, so wären denn die süssen Träume meiner gewiß glückseligen Kindheit von einer künftigen noch grösern Glückseligkeit — — — — —

Aesius. Fasse Muth, mein Philobulus, du bist ja sonst muthig. Ist dis Leben denn etwas anders, als ein Gang zum Grabe? und kann denn der Gang zum Grabe mit etwas andern, als Nacht umringet seyn?

Ariſtus. Schauplatz des Elends — — Gang zum Grabe — — Nacht — — — — Diß hat gewiß Ihr Young geſagt, oder würde ſich doch, wenn er es hörte, betrüben, daß er nicht auch dieſes Dunkle über ſein ſchwarzes Gemälde von dem menſchlichen Elende ausgebreitet hätte.

Meſus. Ja, mein Young; aber auch Ihrer. Denn wie ſehr lieben Sie ihn nicht!

Ariſtus. Freylich liebe ich ihn; und ich möchte faſt ſagen noch mehr als Sie, weil ich ihn, wenn ich es recht bedenke, wegen ſeiner ſchwarzen Abbildung des menſchlichen Elends eigentlich haſſen ſollte.

Meſus. Einen Engel haſſen? und zwar deswegen, weil er die Wahrheit ſagt?

Ariſtus. Ja, gewiß viele groſſe, erhabne, himmliſche Wahrheiten; aber in Abſicht auf den Punkt, wovon ich rede, nur die Wahrheit ſeiner Empfindung.

Meſus. Wenn nun aber ſeine Empfindung die Sachen völlig ſo, wie ſie ſind, nicht ſtärker und nicht ſchwächer fühlte — — — —

Ariſtus. Das iſt eben die groſſe Frage unter uns.

Meſus. Ach, Ariſtus, wenn nur nicht faſt

alle

alle Begebenheiten, die wir erlebt haben, und die uns näher angiengen, wider Sie entſchieden! Wenn z. E. die Glückſeligkeit der Freundſchaft und der unſchuldigen Liebe, ſo oft, und nach ſo kurzem Genuſſe, von dem Tode unterbrochen werden: Was ſollen wir uns alsdann von der Erlaubniß, nach Glückſeligkeit zu ſtreben, für Vorſtellungen machen? In drey Jahren vier noch lockre Gräber von Freunden! Oder ſoll ich Sie an dieſen für mich ſo groſſen und für Sie nicht kleinen Verluſt lieber nicht erinnern? — —

Philebulus. So oft verliert man Freunde, und ſo früh kann ich Sie verlieren?

Meſus. Muth, edler Jüngling! Wir reden ja nur von dieſem Leben. Wie bald iſt oft dieſer Traum ausgeträumt!

Ariſtus. Ja, Muth, meine Geliebten, aber auch Dankbarkeit gegen den groſſen Geber, der uns, auch in dieſem Leben, nicht ſelten lange glückſelig macht.

Meſus. Wer dankt Ihm lieber, als ich? Mit weniger Anhänglichkeit an mich ſelbſt, danke ich Ihm, ſo viel es meine Schwachheit zuläßt, für Alles.

Philo-

Philobulus. Wie zittert mein Herz, Ariſtus, daß Sie von unſers Freundes Meynung werden.

Ariſtus. Ich ſehe, Sie haben einen Hang nach ſeiner Seite hin. — — Ja, Meſus, für Alles! Aber vornämlich müſſen wir uns beſtreben, glückſelig zu ſeyn, um Ihm auch dafür danken zu können. Sie kennen Shakeſpears berühmten Vers:

To be, or not to be, that is the queſtion!

Ich wende ihn für uns ſo an:

Glückſelig, oder nicht glückſelig zu ſeyn, das iſt die große Frage!

Meſus. Und wie wird die große Frage von der Erfahrung entſchieden? Durch Elend auf der tiefſinkenden Waagſchale.

Ariſtus. Wir müſſen, wie mich deucht, ein wenig kälter ſeyn, wenn wir etwas ausmachen wollen.

Meſus. Ich dächte, Sie kennten mich. Wer mag ſo gern mit kaltem Blute von wichtigen Dingen ſprechen, als ich? Was ſoll ich Ihnen, oder was wollen Sie mir erweiſen? Doch

ehe

ehe wir uns auf irgend einen Beweis einlaſſen, werden Sie mir zugeſtehn, daß derjenige nicht wenig verlange, der nach Glückſeligkeit ſtrebt. Der Beſitzer der Glückſeligkeit gehet ſeinen Weg zwiſchen dem ausſchweifenden Forderer, der kein Menſch mehr, der ein Engel ſeyn wollte, und zwiſchen dem Genügſamen, der in dieſem Leben alle Anſprüche auf Glückſeligkeit aufgegeben hat. Sie ſehen leicht, daß ich hier nicht von dem Unwiſſenden und Kaltſinnigen rede, der aus Mangel der Fähigkeit zur Glückſeligkeit, genügſam iſt.

Ariſtus. Ich ſetze dasjenige, was den groſſen Namen Glückſeligkeit verdient, an eben dieſe Stelle.

Meſus. Und bis dahin könnten wir gelangen?

Ariſtus. Ja, wenn wir mit anhaltendem Eifer darnach ſtreben.

Meſus. Alſo hilft, nach Ihrer Meynung, ſchnell ſeyn zum Laufen?

Philobulus. Darf ich Sie einen Augenblick unterbrechen, meine Freunde? Welche Arten

ten von Glückſeligkeit halten Sie für die vorzüglichſten?

Ariſtus. Wollen Sie ihm dieſe Arten nennen?

Meſus. Sie haben mehr Recht dazu, weil Sie ſich für glückſelig halten.

Ariſtus. Man ſollte denken, Sie kennten nicht einmal die Theorie der Glückſeligkeit.

Meſus. Vielleicht habe ich dieſe Theorie nur zu ſehr ſtudirt; und vielleicht iſt dieſer Umſtand Eine von den Urſachen, warum ich nicht glückſelig bin. — — Die erſte von allen iſt das Bewuſtſeyn, ſeine Pflicht gethan zu haben. Sie wollen jezt zwar nur die verſchiednen Arten der Glückſeligkeit von mir hören, aber es iſt mir unmöglich, nicht hinzuzuſetzen: Wer kann jemals dahin kommen, daß er ſich hier nur einigermaßen genug thue? Wer kann ſich hier nur bis zur Zufriedenheit erheben? — Doch ich gehe weiter. Der wäre gewiß ſehr glückſelig, der in Betrachtung der Wahrheiten, die uns am nächſten angehn, ich ſage nicht aller dieſer Wahrheiten, nur der meiſten durch das groſe Labyrinth des Grübelns, bis zur Gewißheit durchdränge.

Nur

Nur einen Punkt zu berühren. Welche Marter iſt es, die Arbeit, uns ſelbſt völlig zu kennen, mit ſo wenigem Erfolge ſo oft von neuem zu unternehmen! Der Freundſchaft und der edlen Liebe haben wir ſchon vorher erwähnt. Welche reiche Quellen ſehr weſentlicher Glückſeligkeiten! Aber wie ſelten finden ſich Freunde und Liebende, die für einander gemacht ſind! Und wenn ſie ſich finden, vermiſt du, Philobulus, daß der Tod dann lange ſäumen werde?

Philobulus. Sie erſchrecken mich.

Meſius. Kann ichs ändern? Und wenn denn der Tod auch ſäumte, entſteht denn nicht oft eine lebhafte Befürchtung deſſelben bey den kleinſten Veranlaſſungen; oder eine gewiſſe dunkle Ahndung (wenn dieſe ſich nur nicht auf ſo viele Exempel gründete!) daß eine ſo groſſe Glückſeligkeit nicht lange dauren könne; oder Vorwürfe, die wir uns machen, daß wir ein Mitgeſchöpf zu ſehr lieben, die allerdings oft gegründet ſeyn können, die aber auch oft übertrieben werden, weil uns der Geber hier viel erlaubt, wenn uns nur lebhafter und oft wiederhohlter Dank zu ihm erhebt. — — Und was ſind noch für Glückſeligkeiten übrig?

Eine

Eine von den groſsen Glückſeligkeiten wäre, nicht zu ſehr eingeſchränkt, in Abſicht auf das Wohlthun, zu ſeyn. Aber welcher Gewiſſenhafter kann reich werden, wenn er nicht erbt, oder ganz ungewöhnliche Folgen ſeiner Einſichtungen und ſeines Fleiſses erlebt? — — — Und die Ehre? Wenn es auch erlaubt wäre, ſich den Vorſtellungen von ihr mit Anhänglichkeit zu überlaſſen, was iſt ſie? Sie bleibt freylich ein Mittel zu wichtigen Zwecken. Doch von dieſer Seite betrachte ich ſie izt nicht. Was iſt ſie an ſich ſelbſt? Wer ſind denn die Leute, die ehren können, wenn man nur einigermaſsen verwöhnt iſt, nicht ſo gerade zu vorlieb zu nehmen?

Ariſius wollte eben anfangen zu reden, als Alphius dazu kam, und machte, daſs ſie die Fortſetzung ihrer Unterredung bis auf eine andre Zeit aufſchieben muſsten. Glückſelig iſt der, fieng Alphius an, der ferne von Geſchäfften ſein väterliches Gut mit eignen Rindern pflügt, der — — er ſchwazte noch vieles von dieſer Art, indem er zugleich einen Ueberſchlag machte, wie er ſeine Kapitale umſetzen wollte.

XV.

Des Geſprächs von der Glückſeligkeit

Zweytes Stück.

Der Wuchrer Alphius befreyte endlich die kleine Geſellſchaft, die ſich von der Glückſeligkeit unterhielt, von ſeiner Gegenwart. Sie hatten ihn faſt immer allein reden laſſen. Nun fuhren ſie, ohne ſeiner weiter zu erwähnen, in ihrem Geſpräche fort.

Ariſtus. Laſſen Sie mich Eine Hauptanmerkung machen, meine Freunde. Wir Menſchen ſind geborne Vergröſſerer. Wenn wir glücklich ſind, ſo vergeſſen wir faſt ganz, daß es auch Unglück gebe; und wenn wir unglücklich ſind, ſo vergeſſen wir beynahe aller Glückſeligkeit, die wir genoſſen haben, und wahrſcheinlich künftig noch genieſſen werden. Sie werden mir diß zugeſtehn, Meſus.

Mesus. Ich gestehe Ihnen diß so sehr zu, daß ich uns eben deswegen noch unglücklicher halte. Wir sind gewöhnlich so oft und so lange unglücklich, daß, gegen die Empfindung unsers Zustandes, die Vorstellung der geringen vergangnen und etwa zukünftigen Glückseligkeit, (ich rede nur von dieser Welt,) ganz und gar nicht aufkommen kann.

Aristus. Nicht die Menschen überhaupt sind gewöhnlich oft und lange unglücklich; sondern nur diejenigen unter ihnen, die entweder zu viel Glückseligkeit fodern, oder die ihnen gegebne durch trübe Vorstellungen sich weniger genießbar machen.

Mesus. Wenn wir die Erfahrung fragen, so ist fast keiner von denen, die zur Glückseligkeit fähig sind, dem sie, wenn er einige genießt, ihre Unvollkommenheit, und ihre oft so gar kurze Dauer nicht so sehr schwäche, daß er, wenn er es recht betrachtet, blos zufrieden, nicht aber glückselig ist. Und wenn auch diß nicht wahr wäre, (wie wahr ist es gleichwohl!) was ist denn hier unten bey uns im irdischen Leben der Genuß eines so oft und heiß gewünschten, so lange gehofften, und endlich erlangten Gutes?

Aristus.

Ariſtus. Glückſeligkeit!

Meſus. Ach, ſpotte unſers Elends nicht. Dieſer Genuß iſt weiter nichts, als ein Anlaß zu neuen Wünſchen und neuen Hoffnungen, die mit viel lebhaftern Befürchtungen des Gegentheils unaufhörlich kämpfen müſſen; und dann wieder ein ſolcher Anlaß, und wieder einer! Lauter Anläſſe. — — Bis endlich der Tod die mühſelige Arbeit nach Glückſeligkeit unterbricht.

Philobulus. Diß ſcheint mir eins von den beſondern Räthſeln in der menſchlichen Natur zu ſeyn, daß die Hoffnung froher als der Genuß, und die Furcht trauriger, als das wirkliche Elend iſt.

Meſus. Du verlangſt doch nicht, daß ich dir es auflöſen ſoll? Wie unglücklich iſt derjenige nicht, auf den die Furcht lebhafter als die Hoffnung wirkt. Und gleichwohl iſt er der ſcharfſichtigere. Denn es iſt wirklich mehr Elend in der Welt, als Glückſeligkeit.

Philobulus. So muß man ein Philoſoph ſeyn, und ſich weder auf Furcht, noch auf Hoffnung einlaſſen. Denn weder die eine noch die andre entſcheiden etwas bey der Sache.

Mesus. Ich merke, du wolltest wohl auf der dünnen Linie, die zwischen beyden gezogen ist, durchwischen.

Philobulus. Das möcht ich wohl.

Mesus. Und ich nicht. Denn ich bin lange davon zurück gekommen, nach dem Unmöglichen zu verlangen.

Aristus. Man muß sich auf beyden Seiten an der Linie halten.

Mesus. Wenn du ein rechter Behaupter der Glückseligkeit bist, so mußt du auf der Seite der Hoffnung weit von der Linie wegfliegen. Denn, arm am Genusse, und noch ärmer durch den Genuß, was habt ihr viel anders als Hoffnungen? Und so gar diese oft so falsche Hoffnungen kann man sich nicht einmal machen, wenn man nicht mit der Fähigkeit, gern zu hoffen, gebohren ist. Die Furcht und die Hoffnung sind zwo zankſüchtige Schwestern; denn wie verschieden sie auch sind, so sind sie doch Töchter der Zukunft; sie theilen sich in die Beherrschung des menschlichen Geschlechts: allein die Herrschaft der Furcht ist ausgebreiteter; denn das Elend verschafft ihr sehr folgsame Unterthanen. Wenn wir geboren werden,

den, ſo rührt uns die eine und die andre mit ihrem Zauberſtabe an. Diejenige, die uns zuerſt berührt, iſt die Beherrſcherinn unſers Lebens. Die beyden groſſen Laufbahnen, worauf es immer Nacht vor uns iſt, ſind durch eine dünne Linie von einander geſondert. Wer ſich unterſtehn wollte, auf dieſer Linie zu gehen, der würde ſich vergebens herausnehmen, mehr als ein Menſch ſeyn zu wollen. Auf der Seite der Furcht wird es immer abhängiger, je weiter wir uns von der mittelſten Linie entfernen, und zulezt iſt nichts als Abgrund an Abgrund. Auf der Seite der Hoffnung ſind, in gleicher Entfernung von der Mittel-Linie, hohe Gebirge, worauf es oft ſchimmert, und auf denen die erſten Lieblinge der Hoffnung leicht fortſchlüpfen.

Philobulus. Wer wird wohl, wenn nun die Zeit der ungewiſſen Zukunft vorüber iſt, am beſten daran ſeyn, diejenigen, die zu viel gefürchtet, oder die, welche zuviel gehofft haben?

Meſus. Mich deucht die erſten. Denn ob ſie gleich oft an tiefen Abgründen vorbey gegangen ſind; ſo haben ſie zugleich den groſſen Vortheil einer ſtrengern Selbſtbeurtheilung gehabt.

Ariſtus. Aber die Hoffnung feuert zu gröſſern Thaten an.

Meſus. Und zugleich zu einer gröſsern Zufriedenheit mit dieſen Thaten. Und wie gefährlich iſt die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ehe man am Ende der Laufbahn iſt!

Ariſtus. Aber die Furcht kann leicht eine Krankheit, und alſo ſchädlich werden.

Meſus. Die Hoffnung auch. Dazu kommt noch, daß der an der Hoffnung Kranke ſeine Krankheit nicht ſo leicht fühlt, als der andre.

Philobulus. Wenn wir die Art zu denken, mit welcher wir uns die Zukunft vorſtellen, bey Seite ſetzen, iſt denn im Genuſſe des Gegenwärtigen keine Glückſeligkeit?

Ariſtus. Was auch Meſus für finſtre Anmerkungen bey dem, was ich zu ſagen habe, machen wird: ſo will ich dir doch meine Meynung ſagen, Philobulus.

Meſus. Ich kann es nicht leugnen, wie ich die Wahrheit kenne, ſo ſieht ſie bisweilen ein wenig finſter aus.

Ariſtus. Wenn wir unſre Pflicht, auch nur unvollkommen gethan haben; ſo ſind wir — — — glückſelig.

Meſus. In welch Labyrinth, aus dem uns kein Leitfaden führen würde, würden wir uns verlieren, wenn wir hier den Begriff einer verzeihbaren und nicht zu verzeihenden Unvollkommenheit entwickeln wollten.

Ariſtus. Nicht alles Schwere iſt deswegen auch ein Labyrinth ohne Leitfaden. — — Die Geſchäfftigkeit und die Arbeitſamkeit, die mit der Ausübung unſrer Pflichten verbunden iſt, iſt auch eine Glückſeligkeit.

Meſus. Kann zu unſrer Geſundheit und Zufriedenheit vieles beytragen.

Ariſtus. Nicht allein hierzu. Iſt denn unſre ausgeübte Pflicht nicht die Bedingung, unter welcher wir die Glückſeligkeiten der zukünftigen Welt hoffen dürfen?

Meſus. So bald Sie von der zukünftigen Welt reden, hab ich nichts mehr zu ſagen. Denn ich rede nur von dieſer. Doch fahren Sie fort. Ich möchte gern überzeugt werden.

Aristus. So unvollkommen wir auch unsre Pflicht thun; so können wir uns doch wegen unsrer Unvollkommenheit beruhigen, wenn wir uns aufrichtig genug bestreben, sie uneigennützig, das ist, blos deswegen zu thun, weil sie unsre Pflicht ist. Das Bewußtseyn, sie allein deswegen gethan zu haben, ist schon eine große Glückseligkeit.

Menus. Sollte das Bewußtseyn dieser Uneigennützigkeit nicht schon der Anfang einer Schmeicheley seyn, die wir uns selbst machen? Und so bald wir uns schmeicheln, so verwelkt diese zarte Pflanze, wie Pope die Glückseligkeit nennt. Ein leiser Hauch kann sie welk machen. Doch fahren Sie fort.

Aristus. Sie sehen einen Mann vor sich, den auch Ihre feinsten Grübeleyen nicht erschrekken.

Menus. Nicht erschrecken. Armer Aristus, wissen Sie auch, daß man bey gewissen Gelegenheiten zu viel Muth haben kann? Soll ich noch mehr sagen?

Aristus. Sagen Sie noch mehr.

Menus. Wenn wir nun etwas thun, weswegen wir uns Vorwürfe zu machen haben?

Aristus.

Aristus. Soll ich Sie in die Religion, die Sie so sehr kennen, hineinführen?

Meius. Wir wollen hernach von der Religion reden. Fahren Sie itzt fort, den Philobulus zu überzeugen, daß er hier glückselig werden könne.

Aristus. Unser Philobulus hat schon einen ziemlichen Weg auf dem weiten Felde der Wißbegierde zurückgelegt, und er ist auch schon im Stande, an denjenigen Vorstellungen Geschmack zu finden, die das Wissenswürdige schön abbilden. Welche reiche Erndte ist hier!

Meius. Ja, gewiß ein groser Reichthum, wenn das Herz ruhig ist. Aber wie kann es ruhig seyn, wenn es bey den wichtigsten Objecten der Wißbegierde sich nicht bis zur Gewißheit durcharbeiten kann. Wenn auch diese Zweifelsucht eine Krankheit wäre, sind wir deswegen weniger unglücklich, weil sie eine Krankheit ist? Man nenne es Krankheit, oder anders, was ist es denn in uns, das auch dann, wenn wir viele Wahrscheinlichkeiten vor uns haben, so heftig, so unbezwingbar in uns strebt, noch gewisser zu werden.

Ariſtus. Es iſt eine Forderung unſrer Natur, die einmal befriedigt werden wird. Unterdeß werden Sie mir zugeſtehn, daß es Erweiſe gäbe, die uns überzeugen können.

Meſus. Ja, aber nur zu der Zeit, wenn wir an der Zweifelſucht nicht krank ſind.

Ariſtus. Oder vielmehr, wenn wir unſre Forderungen, izt ſchon faſt alles zu wiſſen, einſchränken. Und wir können ſie einſchränken, weil wir hoffen dürfen, daß eine Zeit kommen wird, in welcher wir ſehen werden, daß ſie nicht vergebens da geweſen ſind.

Meſus. Sie haben Recht. Aber wir denken zu ſelten daran, daß es auch hier unſre Pflicht iſt, uns zu mäßigen. Denn uns kommt nichts unſchuldiger vor, als uns unſrer Wißbegierde völlig zu überlaſſen.

Ariſtus. Ich komme zu den Glückſeligkeiten, die uns die Freundſchaft, und ihre Schweſter, die Liebe, geben, oder vielmehr nicht ihre Schweſter; denn Freundſchaft und Liebe ſind im Grunde einerley. Wer ſie ein wenig unterſcheidet, hat nicht Unrecht; wer ſie aber zu ſehr unterſcheidet, kennt beyde nicht. Sie werden doch nicht läug-

nen,

nen, daß hier Freuden aufkeimen, die — — — ich rede von der Harmonie und der Neigung der Seele, die — — —

Mesus. Warum denken Sie so lange nach? Die, (Sie getrauen sich nicht einmal zu sagen: Aufblühen) die in jener Welt Früchte tragen.

Aristus. Ist es Ihnen denn gleichgültig, daß Sie hier schon in dem Keime, (ich darf nicht Blüthe sagen; sonst würden Sie gleich etwas wider mich herausgrübeln) die Frucht zum Voraus genießen.

Mesus. Weil ich heute einmal bey Ihnen in dem Verdachte eines Grüblers bin; so möchte ich Ihnen gar zu gern eine Chicane über das viel zu starke Wort genießen machen. Sie müssen sich solcher starken Ausdrücke enthalten, wenn Sie Friede mit mir haben wollen.

Aristus. Ach, mein Freund, ich möchte unsre Unterredung lieber abbrechen. Denn ich muß Ihnen sagen, und wollte Sie doch nicht gern daran erinnern, daß Sie damals, da Sie auf die Art, von welcher wir reden, glückselig waren, nicht chicanirt haben würden.

Mesus.

Meſus. Sagen Sie alles, was Sie wollen. Wird es denn nicht nach dem ſchweren Traume Morgen werden? Alſo können Sie mir ſagen, was Sie wollen.

Ariſtus. Ich will gleichwol davon abbrechen. — — — Wir müſſen uns niemals beklagen, daß wir nicht ſo viel Wohlthaten erweiſen können, als wir wünſchten. Wenn man thut, was man kann; ſo hat man genug gethan. Engel können nicht mehr thun! ſagt Young.

Meſus. Aber der, der mehr Gutes thun kann, hat mehr Freuden.

Ariſtus. Wer ſich bewußt iſt, daß er in glücklichern Umſtänden mehr Gutes gethan haben würde, hat eben ſo viele Freuden.

Meſus. Kann er gewiß ſeyn, daß er ſie haben würde? Wie ſchwach ſind wir oft!

Ariſtus. Sie wollen auch aller Sachen gar zu gewiß ſeyn.

Philobulus. Meſus ſchien mir neulich von der Ehrbegierde zu ſtrenge zu urtheilen.

Ariſtus. Ich denke, wie er, davon, nur mit dem einzigen Unterſchiede, den er vielleicht

blos vergeſſen hat, nämlich, daß es unter denen, welche die Ehre austheilen, oft einige giebt, deren Beyfall eine wirkliche Glückſeligkeit iſt.

Philobulus. Ich weiß nicht, was Sie dazu ſagen werden, meine Freunde, aber ich muß es Ihnen gerade heraus bekennen, daß die Vorſtellungen von der Ehre etwas ſind, das mir ſehr zur Glückſeligkeit zu gehören ſcheint.

Ariſtus. Verſchweigen Sie uns nichts.

Philobulus. Ich weiß nicht, wie mir iſt, wenn ich die Namen derjenigen nennen höre, die unſterblich geworden ſind. Sie klingen mir, wie Muſik. Sie kennen denjenigen, welchen das Gemälde von der marathoniſchen Schlacht nicht ſchlafen ließ. Mich laſſen die Werke derjenigen, ohne welche ſelbſt ſolche große Thaten unbekannt ſeyn würden, nicht ſchlafen.

Meſus. Armer Philobulus! auf dieſe durchwachten Nächte der Ehrbegierde folgen ſchlafloſe Nächte der Reue, daß man ſich die Mühe hat geben können, ſolchen Phantomen nachzulaufen.

Ariſtus. Drücken Sie ihn nicht ſo nieder. Meſus, laſſen Sie ihn wachen. Ich habe nichts wider ihre ſchlafloſen Nächte, Philobulus, wenn

Sie

Sie sie auch mit dazu anwenden, daß Sie sich eine Pflicht daraus machen, diejenigen, die Ehre ertheilen können, so sehr zu lieben, daß Sie den Beyfall derselben, aus Neigung zu ihnen, wünschen. Auf diese Art wird die Ehrbegierde eine Pflicht der Menschlichkeit.

Philobulus. Sie schweigen, Mesus. Haben Sie uns nichts mehr zu sagen?

Mesus. Ueber diesen lezten Punkt eben nichts; aber sonst noch etwas. Alle angeführte Arten der Glückseligkeit sind nichts; wir können keinen Antheil daran nehmen, wenn die erste, nämlich das Bewußtseyn, unsre Pflicht gethan zu haben, uns nicht eine gegründete Hoffnung giebt, die Glückseligkeit einst zu erlangen, welche die Religion verheißt. Die Religion ist das lezte Ziel, wohin alle unsre Gedanken und Handlungen gehen müssen. Wer diß noch nicht gelernt hat, der weiß nichts, der kennt weder sich selbst, noch GOtt, und der ist zu keiner eigentlichen Glückseligkeit fähig.

Aristus. Sie gestehen also zu, daß es Glückseligkeit gäbe?

Mesus. Das habe ich ja vom Anfange zugestan-

geſtanden; nur habe ich zugleich angemerkt, daß bald Elend bald Zufriedenheit die Regel; und Glückſeligkeit die ſeltne Ausnahme ſey. Denn der Grund, worauf wir gern ein groſſes Gebäude von Glückſeligkeiten aufführen wollten, iſt gar zu ſchwach. Die Bedingungen, unter welchen wir, ich ſage nicht, GOtt gefallen, ſondern der Vergebung gewiß bleiben, welche wir der Gnade unſers groſſen Erlöſers zu danken haben, ſind unſre guten Handlungen. Unſre guten Handlungen aber — — — Es iſt kein ſchwarzes Gemälde; allein es liegt eine ſehr ernſthafte Wahrheit darinn, wenn Young ſagt: Vergieb mir meine Sünden, und meine Tugenden dazu, dieſe kleinern halbbekehrten Fehler!

XVI.

Des Geſprächs von der Glückſeligkeit

Drittes Stück.

Philobulus. Ich weiß nicht, ich bin ſeit unſern lezten Unterredungen nicht ſo ruhig,

als ich vor dem war. Bey weniger Hoffnung, als ich sonst hatte, glückselig zu werden, fühle ich noch eben das starke Verlangen nach Glückseligkeit.

Mesus. Das gehört mit zu unserm Loose, daß wir dieses Verlangen so selten unterdrücken können.

Aristus. Und auch das gehört dazu, daß es oft schon hier über unser Wünschen, wenn wir anders vernünftig wünschen, erfüllt wird. Doch genug hiervon. Sie sollen mir meine heutige Freude nicht unterbrechen, Mesus.

Mesus. Sie haben Recht. Denn ich so gar freue mich heute.

Aristus. Wie sich unsers Philobulus Gesicht aufheitert, daß Sie sich freuen.

Philobulus. Sie haben meine Hoffnung übertroffen, Mesus. Denn ich dachte nicht, daß Sie so weit kommen würden.

Mesus. Sie müssen sich auch nicht zu trübe Vorstellungen von mir machen. Es sind wenige, die einen so empfindlichen Antheil an der öffentlichen Glückseligkeit nehmen, als ich. Wie wallt

mir

mir ſchon mein Herz, wenn ich mir nur eine Familie als glücklich vorſtelle; und wie wird es hingeriſſen, wenn ich mir eine ganze Nation ſo denke.

Ariſtus. Sie wiſſen nicht, wie lieb ich Sie habe, wenn Sie ſo ſind, wie jezt.

Meſus. Alſo haben Sie mich denn nicht ſo lieb, wenn ich anders bin?

Ariſtus. Eben ſo lieb, aber nur auf eine andre Art.

Meſus. Eben ſo lieb — — —

Ariſtus. Wir müſſen hiervon aufhören; ſonſt grübelt er was unfreundliches aus dem heraus, was ich geſagt habe.

Meſus. Ich ſehe wohl, wenn man einmal in der Freundſchaft für einen Herausgrübler gehalten wird; ſo hat man immer Unrecht. Heute will ich das ſo hingehen laſſen.

Ariſtus. Ich laſſe Sie heute nicht von mir, das verſteht ſich. Wir wollen uns ſo recht für uns freuen. Ich habe die beſten Anſtalten gemacht, daß uns niemand ſtören ſoll.

Meſus. Ich liebe überhaupt dieſe geräuſchloſe Freude. Aber wird unſre heutige durch kein

Wölkchen überzogen werden? Sie wissen wohl, daß ich zu denen Leuten gehöre, die nicht vergessen, und bey welchen gewisse Eindrücke, durch die Zeit, stärker werden.

Aristus. Aber heute müssen Sie vergessen.

Mesus. Heute am wenigsten, weil mir diß eine Veranlassung wird, mich desto mehr zu freuen. Wir werden die Glückseligkeit des heutigen Tages, an welchem uns unser so sehr geliebter König gegeben worden ist, desto lebhafter geniessen, je lebhafter wir uns diejenigen Tage vorstellen, an welchen Er uns genommen werden konnte.

Philobulus. Kaum mag ich mir diese Tage zurück denken. Welche Gefahr! Ach, was würde uns der heutige gewesen seyn, wenn ————

Aristus. Wie können wir der göttlichen Vorsehung genug danken, die Ihn uns erhalten hat!

Mesus. Wir müssen die Schwäche unsers Danks durch öftere Wiederholung desselben einigermaßen ersetzen.

Philobulus. Auf welche Art danken wir am besten, meine Freunde?

Mesus. Wenn wir, ein jeder nach den Veranlassungen, die er hat, und sich machen kann, zur Erfüllung der väterlichen Absichten unsers Königs etwas beytragen. Wie leicht muß uns dieser Vorsatz, und die Ausführung desselben werden, wenn wir uns recht lebhaft vorstellen, daß Er unser Vater ist. Denn diß ist Er in viel eigentlicherm Verstande, als der Redner oder derjenige das Wort braucht, der Inscriptionen der Denkmäler macht.

Philobulus. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, meine Freunde, was es mir für ein süsser Gedanke ist, daß wir den König so recht von ganzem Herzen unsern Vater nennen können. — — — Du sahest eben ungewöhnlich heiter aus, Mesus?

Mesus. Das macht, ich verlor mich in einen sehr freudigen Gedanken. Ich dachte mir den Vater einer Familie, die er glücklich macht! Ich eilte zu einem Vater so vieler Familien fort, als zu einer ganzen Nation gehören, die er glücklich macht! Nun wurde die Erde klein, und das ganze menschliche Geschlecht zu einer Familie. Zu dieser Einen, vielleicht sehr kleinen Familie, dachte ich mir die unzählbaren andern Familien in der

groſen Stadt oder vielmehr in dem groſen Reiche Gottes, und den Vater nicht allein aller dieſer Familien, ſondern auch ihrer Väter, GOtt, der ſie alle glückſelig macht. — —

Ariſtus. Wie groß muß die menſchliche Seele ſeyn, daß ſie ſich ſolche Entzückungen, zwar nur dunkel, aber doch vorſtellen kann.

Philobulus. Ach, meine Freunde, die andern unzählbaren Familien! und die kleine hier, die in einer Strohhütte wohnt. — — Ueberdiß haben die meiſten die arme Hütte verlaſſen, und ſchlafen in der Erde.

Meſus. Gleichwol iſt in dieſer Strohhütte der König der Könige einmal eingekehrt. Nur der Leib ihrer vorigen Einwohner ſchläft in der Erde; ſie ſelbſt ſind zu den andern groſen Familien hingegangen.

Ariſtus. Wenn einſt alle Unterthanen in dem groſen Reiche Gottes einander kennen, und Alle an aller Glückſeligkeit Antheil nehmen werden, wie werden wir dann unſre Strohhütte vergeſſen, oder vielmehr, mit welcher Freude werden wir uns erinnern, daß ſie der Vorhof zu denen Hütten

ten der Wonne gewesen ist, in welche wir dann eingegangen seyn werden.

Mesus. Und welche Glückseligkeit werden die guten Könige in den Hütten der Wonne geniessen!

Philobulus. Die Vorstellung von einem guten Könige ist einer von den gröſsten Gedanken der Menschlichkeit und der Freude, die man haben kann. Der Vater von so vielen Kindern, die er glücklich macht! — — Zu den Eigenschaften eines guten Königes gehört auch die Strenge, mit welcher er sich selbst beurtheilt. Ich zweifle daher, ob er seine Glückseligkeit auch genug geniessen könne.

Aristus. Wenn er weiß, daß er geliebt wird, so kann er seine Glückseligkeit geniessen.

Mesus. Aber wie kann er diß so recht genau wissen? Wird ihn der Höfling davon überzeugen?

Aristus. So werden ihn die Freudenthränen der Witwen und Waisen und derer davon überzeugen, die diese Witwen und Waisen kennen.

Mesus. Ja, wenn ein guter König so glücklich wäre, alle Folgen seiner Handlungen zu sehen.

Aristus. Das wäre aber auch zu viel Glückseligkeit für einen Menschen.

Mesus. Du hast Recht. So wie es zu viel Elend für einen ungerechten Blutvergiesser wäre; wenn er jede Stimme des von ihm vergoßnen Blutes hörte.

Aristus. Aber dieser wird sie einst hören, wenn er nicht umkehrt; und jener wird die Zahl der Freudenthränen wissen, wenn er beständig bleibt.

Mesus. Sie erschrecken, und entzücken mich, Aristus.

Philobulus. Meine Freunde — — — glauben Sie, meine Freunde, daß Sie den König so sehr lieben, als ich?

Mesus. Zu kühner Jüngling, welche Frage!

Philobulus. Zu kühn, oder nicht. Mein ganzes Herz wallt mir, wenn ich an ihn denke.

Aristus. Und weißt du denn, mit welchen Empfindungen wir an Ihn denken? Ja, dißmal warst du zu kühn, Philobulus.

Philobulus. Sie mögen mir sagen, was Sie wollen. Ich kann es nicht leiden, wenn Sie

oder irgend ein andrer glaubt, daß er den König mehr als ich liebe.

Mesus. Auch der edle Stolz, wenn er so lebhaft ist, muß gedemüthigt werden. Beantworte mir nur zwo Fragen. Bist du der tugendhafteste unter uns? Und würdest du fortfahren, den König eben so sehr zu lieben, wenn du nicht hofftest, daß Er dich einst kennen würde? Mich deucht, diese Fragen machen dich ein wenig tiefsinnig.

Philobulus. Also kann nur der Tugendhafte den König am meisten lieben?

Mesus. Ja, wenn er seine Liebe durch das, wodurch sie am besten gezeigt wird, durch Thaten nämlich, zeigen will. Was sagst du zu der andern Frage?

Philobulus. Daß mir die Hoffnung, einst von Ihm gekannt zu werden, zwar sehr angenehm ist; daß ich Ihn aber gleichwol, wenn Er mich auch nicht kennen sollte, eben so sehr lieben werde.

Mesus. Nun will ich dirs verzeihen, daß du erst so kühn warst.

Philobulus. Aber ich werde mir es nicht eher verzeihen, als bis jene neue Urſache, tugendhaft zu ſeyn, recht merkliche Wirkungen bey mir hervor gebracht haben wird.

XVII.

Nachricht von einem in dem Ackerbau ſehr erfahrnen Landmann.

Die einfachen Vergnügungen des Landlebens kommen nun mit dem Frühlinge zurück. Die gelindere Luft, der heitere Himmel, die Felder, welche uns künftige Erndten zu verſprechen anfangen, die frohen Geſichter derjenigen, welche diß alles zu genieſſen wiſſen, vereinigen ſich, um uns den lärmenden Winterfreuden zu entziehen, und uns denjenigen Freuden wieder zu geben, welche der Antheil des geſunden und oft unſchuldigern Landmannes ſind.

Wie auch einige Städter die Stirnen dabey runzeln mögen, ſo kann ich mich doch nicht enthalten, etwas von einem Beſuche zu erzählen, den ich den ſchönen Frühlingstag, den wir zulezt hatten,

hatten, mit einem meiner Freunde auf dem Lande abgelegt habe. Wir hatten ſchon verſchiednes von einem gewiſſen Bauer gehört, der nicht weit von der Stadt wohnt, und wir machten uns keine kleine Freude daraus, ihn aufzuſuchen. Wir fanden ihn in ſeinem Hauſe nicht, unterdeß hielten wir uns doch einige Zeit in demſelben auf, um von ſeiner Frau zu erfahren, in welcher Gegend des Feldes er wäre. Wir trafen ſie in einer Stube an, die reinlich, und ſo meublirt war, daß vielerley Sachen in einer gewiſſen Ordnung bey einander Raum hatten. Diß war ſchon Ein gutes Vorurtheil, das wir für ihn bekamen! Nachdem ſeine Frau, ein Weib von einem offnen heitern Geſicht, und um die zwey rothe, runde Kinder, ihre jüngſten, waren, uns bedeutet hatte, wo wir ihren Mann antreffen würden, ſo giengen wir aufs Feld, ihn aufzuſuchen.

Ich kann gar nicht begreifen, wie man ſich ſo viele Mühe geben kann, einen Bauer kennen zu lernen.

Gedulden ſich Ew. Gnaden nur ein wenig. So viel können wir unterdeß Denenſelben vorläufig ſagen, daß, wenn Sie viele ſolche Bauern auf Ihren Gütern hätten, und dieſe Bauern Ei-

genthümer einiger derer Aecker wären, die sie bearbeiten: so würden Ew. Gnaden Ihre Töchter noch reicher ausstatten, oder wenn Sie hierzu keine Neigung haben, noch mehr — — — am Spieltische verlieren können.

Wir hatten uns vorgestellt, daß der Bauer, von dessen Einsichten und nützlichen Arbeitsamkeit wir so viel Gutes gehört hatten, schon ein Mann bey Jahren wäre. Allein wir fanden einen jungen Mann von ein und dreyßig Jahren. Denen, die vielleicht darüber erschrecken, daß er auch Bücher liest, (das kleine Buch: von der Liebe zum Vaterlande, hat ihm besonders gefallen,) denen muß ich sagen, daß er viel gesunder und stärker ist, als die seeländischen Bauern gewöhnlich sind, daß er breite Schultern und Hände hat, denen man die Beschäfftigung mit der Pflugschaar ansieht. Er schien zwar anfangs ein wenig verwundert über unsern Besuch zu seyn; allein er faßte sich bald, weil es ihm vorkommen mochte, daß er ihn verdiente.

Fast das erste, was er sagte, war, uns seine Liebe zum Könige und seine Freude über desselben Regierung zu bezeugen. Hierauf sagte er verschiednes zum Lobe der Bauern seines Dorfs,

ob

ob man gleich weiß, daß dieſe allerhand wunderliche Urtheile von ihm gefällt haben. Er begleitete uns zu dem Prediger, einem Manne, der mit einer gewiſſenhaften Amtsführung viel Kenntniß und Ausübung der Landökonomie verbindet. Dieſer verſicherte uns, daß es ein Theil ſeiner Glückſeligkeit wäre, ſich mit dieſem Bauer alle Sonntage einige Zeit zu unterhalten. Da er viel mehr Theorie des Landbaus hat, als ihm ſein Vater und ſeines Vaters Nachbarn hinterlaſſen haben: ſo bereitet er ſeinen Acker ſo gut zu, daß er vor den andern einen ſehr merklich verſchiednen Nutzen davon hat, oder vielmehr, daß er der einzige im Dorfe iſt, der etwas beſitzt. Er pflügte im Anfange ſo ſorgfältig und ſo tief, daß die Pferde dadurch litten, weil ſie nicht daran gewöhnt waren. Seine Nachbarn triumphirten darüber, daß er ſeine Pferde verdorben hätte. Sie waren auch von der Meynung, daß er GOtt verſuchte. Hierauf, da es gut gieng, behaupteten ſie, daß er den Kobold hätte. Ich ſagte ihm, daß er den Kobold in den Händen habe, und er dankte mir mit einem vergnügten Lächeln.

Ich weiß gewiß, daß einige Beſitzer von Landgütern ſchon mehr als einmal bey meiner Erzählung

lung gezähmt haben; unterdeß kann ich doch nicht unterlaſſen, noch hinzuzuſetzen, daß mich der gute Bauer ſo ſehr für ſich einnahm, daß ich mehr als einmal und ſehr lebhaft den Wunſch bey mir that, daß er und ſein Kobold frey ſeyn möchten. Es ſoll auch gar nicht der letzte Beſuch ſeyn, den ich bey dieſem meinem neuen guten Freunde abgelegt haben will. Ich werde ihm nicht wenig Fragen thun. Die vornehmſte davon ſoll ſeyn: Was er mit einem Stücke Landes, das ſein Eigenthum wäre, alles anfangen wollte?

Die Schönheit des Tages und meine neue Bekanntſchaft machten mich ſo vergnügt, daß ich mich gewiſſen frohen Ahndungen, die ich ſchon oft gehabt habe, von neuem ganz überließ. Ich wiederhohlte nämlich die Vorſtellungen, daß ich es wohl noch erleben könnte, daß eine ſo groſſe Anzahl von Unterthanen, als die Bauren ſind, durch eine gewiſſe Veränderung ihrer Umſtände, glücklicher werden, und diejenigen, welche ſie beherrſchen, glücklicher machen würden.

XVIII.

Beurtheilung der Winkelmanniſchen Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in den ſchönen Künſten.

Winkelmann iſt den Liebhabern der ſchönen Künſte zu bekannt, als daß ich etwas zu ſeinem Lobe zu ſagen nöthig hätte. Unterdeß wird es nicht überflüßig ſeyn, einige noch mehr in den Stand zu ſetzen, ihn richtig zu beurtheilen. Auſſer dieſem Zwecke habe ich noch den, ihm durch Kritiken meinen Beyfall zu bezeigen. Ich weiß ſehr wohl, daß, um dieſer Art des Beyfalls einen rechten Werth zu geben, die Kritiken noch ſtrenger ſeyn müſſen, als ich ſie machen kann; unterdeß werden die meinigen dieſem groſſen Kenner doch zeigen, wie ſehr mich ſeine Werke intereßirt haben.

Der Titel von ſeiner erſten Schrift iſt dieſer: Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerey und Bildhauerkunſt.

„Der

„Der einzige Weg für uns, unnachahmlich „zu werden, iſt die Nachahmung der Alten.„ Ich würde dieſe Einſchränkung hinzuſetzen: In denen Arten der Schönheiten, die ſie erſchöpft haben. Denn, welches Genie würde nicht erſchrekken müſſen, wenn es ſich nicht erlauben dürfte, an der Allgemeinheit jenes Satzes zu zweifeln. Haben zum Exempel die Griechen die Vorſtellungen ausdrücken können, die wir uns von Engeln machen müſſen? Aber wie vortrefflich haben ſie nicht oft die Götter vorgeſtellt. Sollten wir nicht die Engel ſo machen? Gewiß nicht völlig ſo. Wir ſollten jene Vorſtellungen der Götter übertreffen. Bisher zwar ſind wir von dieſem Uebertreffen ſehr weit entfernt geweſen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch ſchwingen, ſchöne Jünglinge, geben dieſen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgeſtellt zu haben. Sogar Raphaels Michael iſt ein Jüngling; und er ſollte doch wenigſtens ein Jupiter ſeyn, der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen ſollen; z. E. einen, durch deſſen bloßen Anblick der erſtgeborne Sohn Pharaos niederſinkt. Michael Angelo alſo, wird man ſagen. Nein, der auch nicht. Denn er

über-

übertrieb zu oft. Der Contour des wahren Groſſen iſt ſehr fein. Wenn die Hand nur ein klein wenig ruckt; ſo kan es übertrieben werden. Wer alſo? Vielleicht ein noch ungeborner Künſtler, dem es aufbehalten iſt, die heilige Geſchichte würdig vorzuſtellen, nämlich die meiſten ſchon oft wiederholten, neu, und dann viele ſehr erhabne, die noch niemals gemacht worden ſind. Wie würde ich mich freuen, wenn er ſchon lebte, und dieſes läſe. Er iſt es, der noch viel was anders ſagen würde, als die Griechen haben ſagen können. Gott vorzuſtellen, würde er ſich niemals unterfangen, niemals! Aber den Verſöhner der Menſchen einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte ſeines Genies anſtrengen, und ſich den großen Empfindungen, welche die Religion giebt, ganz überlaſſen.

„Die Kenner und Nachahmer der griechiſchen „Werke finden an ihren Meiſterſtücken nicht al„lein die ſchönſte Natur; ſondern noch mehr als Natur. — — „ Wenn es noch Natur iſt, verſchiedne zerſtreute Schönheiten mit Urtheile in Einem Bilde zu vereinigen; ſo ſehe ich nicht ein, was dieſe idealiſche Schönheit, dieſes noch mehr als Natur ſeyn ſoll. Doch vielleicht könnte man

einen

einen höhern Grad desjenigen Vortrefflichen, das wir gesehen haben, so nennen. Auf diesen Stufen über der schönsten Natur würde ein Künstler auf- und niedersteigen, der es unternähme, Engel zu bilden.

„Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der „griechischen Meisterstücke, ist eine edle Einfalt, „und eine stille Grösse so wohl in der Stellung „als im Ausdrucke.

„Alle Handlungen und Stellungen der griechi„schen Figuren, die mit diesem Charakter der „Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig „und wild waren, verfielen in einen Fehler, den „die alten Künstler Parenthyrsos nannten.„

Es kommt bey den Künsten überhaupt sehr darauf an, daß die Meister in denselben die feine Linie des Schönen finden. Unterdeß ist der Parenthyrsos meistentheils viel eher zu entdecken, als wenn die stille Grösse ein wenig zu ruhig ist. Raphaels Christus am Oelberge hat mich zu dieser Anmerkung veranlaßt. Er hat nichts von dem, was die Schrift so stark ausdrückt, indem sie sagt: Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und heftiger betete.

„Die

„Die Geſchichte der Heiligen ſind ſeit einigen „Jahrhunderten der ewige und faſt einzige Ge„genſtand der neuern Maler. — — Hierauf wird vorgeſchlagen, mehr allegoriſch zu malen, als bisher geſchehen iſt.

Die beyden Hauptfehler der meiſten allegoriſchen Gemälde ſind, daß ſie oft gar nicht oder doch ſehr mühſam verſtanden werden, und daß ſie, ihrer Natur nach, unintereſſant ſind. Man male eine faſt gleichgültige Scene aus der Geſchichte, und man zeige eine auserleſene Verſammlung von den abſtrakten Ideen, die wir allegoriſche Perſonen zu nennen pflegen; die erſte wird dennoch mehr gefallen.

Ich bin ſehr damit zufrieden, daß man endlich aufhöre, die Mythologie zu malen, man hätte ſchon lange aufhören können; aber die wahre heilige und weltliche Geſchichte ſey dasjenige, womit ſich die größten Meiſter am liebſten beſchäfftigen. Welch ein weites Feld! und wie intereſſant kann man hier beſonders alsdann ſeyn, wenn die rechten Momente gewählt werden. Man kann ſogar das Wiederholte wiederholen, und dennoch neu ſeyn. Zuerſt will ich (ſo müßte der junge Künſtler, der ſich fühlt, zu ſich ſelbſt ſagen) zuerſt

will ich für die Religion arbeiten! Hierauf soll die Geschichte meines Vaterlandes mein Werk seyn, damit auch ich etwas dazu beytrage, meine Mitbürger an die Thaten unsrer Vorfahren zu erinnern, und denjenigen Patriotismus unter uns wieder aufzuwecken, der sie beseelte! Hierauf — — doch weder mein Leben, noch vieler andrer, reicht zu, jene Unternehmungen bis zu einer gewissen Vollständigkeit auszuführen. Die heilige Geschichte also, und die Geschichte meines Vaterlandes. — — Die andern mögen die Geschichte ihres Vaterlandes arbeiten. Was geht mich, wie interessant sie auch ist, so gar die Geschichte der Griechen und Römer an? — — Aber wenn nur die Kupferstecher ihre unermüdete Gütigkeit behalten, und unsre Copisten bleiben! denn nur durch ihre Hülfe können unsre Arbeiten einen ausgebreiteten Nutzen haben. Ein verschlossnes Manuscript, und ein gedrucktes Buch, sind zwey sehr verschiedne Sachen. Wenn sie nur nicht aufwachen, und sich erinnern, daß es ihnen niemand wehrt, so wohl wie wir, Erfinder, Zeichner und Alles zu werden. — —

Wie kann man gewiß seyn, daß sie niemals aufwachen werden? Und wenn sie erst einmal recht

recht aufgewacht ſind, ſo ſchlafen ſie gewiß nicht wieder ein. Da führen wir dann unſer unbemerktes Leben in dem Exilio irgend eines Cabinets oder einer Gallerie! Und dann kommt noch überdiß die grauſame Zeit, und wiſcht uns unſre geliebte Farbe weg. — — — Wenn ich der Sache recht nachdenke, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich denn nothwendig ein Maler werden muß? — — — Die Colorit — — haben nicht die großen Kupferſtecher etwas, das der Colorit ſehr nahe kommt? Aber die Maler werden mehr geehrt. Vielleicht nicht von allen Kennern. Und wird man denn in dieſem Vorurtheile bleiben, wenn die Kupferſtecher aufhören, nichts als Copiſten zu ſeyn? — — Mein Entſchluß iſt gefaßt. Es ſey denn! Weniger Ehre; aber mehr Nutzen! Vielleicht würde ſelbſt Apelles ſo gedacht haben, wenn dieſe Kunſt, deren vervielfältigte Werke ſo gar länger als der Marmor aufbehalten werden, zu ſeinen Zeiten erfunden geweſen wäre. Und vielleicht auch nicht weniger Ehre. Begeiſtre du mich nur, Genie der Erfindung und der Zeichnung, und leite meine Hand, daß ihr die Linie der Schönheit glücke; ſo — — — iſt diß nicht zu kühn gedacht? nein, nicht zu kühn, wenn ich es ausführe! ſo ſoll es noch

Gemälde geben, die Copien von Kupferſtichen ſind. — — —

„Parrhaſius hat ſo gar den Charakter eines „ganzen Volkes ausdrücken können. Er malte die „Athenienſer, wie ſie gütig und zugleich feige wa„ren. Dieſe Vorſtellung iſt allein durch den Weg „der Allegorie möglich.

Außer daß ſie undeutlich und unintereſſant hat ſeyn müſſen, ſo hat ſie auch, um die angezeigte Abſicht zu erreichen, nicht anders als ſehr gezwungen ſeyn können.

Es iſt wahr, „daß Rubens der Vorzüglichſte „unter den großen Malern iſt, der ſich auf den „unbetretnen Weg der allegoriſchen Malerey ge„wagt hat,„ allein was wir an Rubens am meiſten bewundern, iſt gewiß die Vermiſchung allegoriſcher Perſonen mit hiſtoriſchen nicht. Er kann uns hier eben ſo wenig gefallen, als uns Milton gefallen kan, wenn er die Sünde und den Tod mit den wirklichen Perſonen, den Engeln und den Menſchen, zugleich handeln läßt. Solche Zuſammenſetzungen ſind ſehr gute Exempel zu der bekannten Stelle aus dem Horaz:

Delphinum ſilvis appingunt.

„Der

„Der Künſtler hat ein Werk nöthig, welches „aus der ganzen Mythologie, aus den beſten Dichtern alter und neuer Zeiten, aus der geheimen „Weltweisheit vieler Völker, aus den Denkmälen des Alterthums auf Steinen, Münzen und „Geräthen, diejenigen ſinnlichen Figuren und Bilder enthält, wodurch allgemeine Begriffe dichteriſch gebildet werden.„

Die Mythologie gehört hier nicht her. Wenn wir den Homer leſen, ſo ſehen wir ſeine Götter als Perſonen an, die von den Heiden für wirklich ſind gehalten worden. Sie ſind alſo, in ſo fern wir uns an die Stelle der Griechen ſetzen, welches wir bey der Leſung des Homer thun müſſen, hiſtoriſche Perſonen für uns. Sie werden freylich nicht völlig hiſtoriſche Perſonen für uns, weil wir ſie nicht glauben; unterdeß ſind ſie doch von ganzen Nationen geglaubt worden, und diß iſt zu einem gewiſſen Grade von Antheil, den wir an ihren Thaten nehmen, zureichend. Nicht allein der Umſtand, daß ſie von ganzen Nationen als wirklich geglaubt worden ſind, hindert, daß wir ſie nicht als allegoriſche Perſonen denken mögen; ſondern ſie würden auch meiſtentheils ſehr gezwungne und unvollſtändige Bilder von allgemei-

nen Begriffen seyn. Nun stelle man sich ein Gemälde vor, auf dem wirkliche Personen, allegorische und mythologische wären. Z. E. Leonidas werde vom Mars nach Thermopylä geführt. Die Freyheit streue Blumen vor ihm her; und die Unsterblichkeit winke ihm von der Spitze der thermopylischen Gebirge entgegen. Erst Leonidas! Ein sehr ernsthafter und wahrer Gedanke, der unsre ganze Seele interessirt. Ein grosser Mann, der wirklich einmal gelebt hat, und sich nicht etwa nur der Gefahr für sein Vaterland zu sterben ausgesezt hat; sondern der einem gewissen Tode für dasselbe entgegen gegangen ist. Und nun Mars. Was soll Mars bey ihm? Wir bemühen uns vergebens, ihn in der Gesellschaft des Leonidas gern zu sehen. Er ist ein bloses Phantom für uns, ob wir gleich wissen, daß ihn die Griechen für einen Gott gehalten haben. Soll er den Krieg bedeuten? Wie viel verderbt uns diese in Panzer gekleidete abstrakte Idee. Eben so ist es mit der Freyheit und der Unsterblichkeit. Sie sind etwas Fremdes, etwas Fabelhaftes, das wir bey dem wirklichen Leonidas nicht haben mögen. Er steige mit dem Ernste und der Ruhe, mit der er sich für sein Vaterland aufopfert,

opfert, das jähe Gebirge hinauf. Einige junge Spartaner begleiten ihn voll Ehrfurcht und zurückgehaltenen Ungeſtüm; einige erwarten ihn oben, und ſchmücken ſich zum Gefechte, oder werfen ihm Lorbeerkränze entgegen, die ſie in das Blut eines noch rauchenden Opferthiers getaucht haben.

Ich bin unterdeß nicht ſo ſehr gegen die Allegorie, daß ich nicht zugeſtände, „daß der Geſchmack „in unſern heutigen Verzierungen in der Baukunſt „durch ein gründliches Studium der Allegorie ge„reinigt werden, und Wahrheit und Verſtand er„halten könnte...

Nicht allein hierzu, ſondern auch zu Vignetten und Medaillen ſind ſimple und deutliche Allegorien ſehr brauchbar. Allein zur Verſchönerung des Vortreflichſten, was die Künſte hervorbringen können, der hiſtoriſchen Werke, müſſen ſie nichts beytragen wollen.

XIX.

Urtheile über die poetiſche Compoſition einiger Gemälde.

Man urtheilt von den ſchönen Künſten nicht richtig genug, wenn man allein bey dem Vergnügen ſtehen bleibt, das ſie uns machen. Und gleichwohl giebt es unter den feinſten Kennern derſelben nicht wenige, welche ſie bloß von dieſer Seite anſehen. Dieſes Vorurtheil kann junge Leute, welche bey der Wahl ihrer künftigen Lebensart nicht ihrem Genie allein folgen, ſondern auch aus moraliſchen Gründen handeln wollen, von dem Vorſatze, durch eine der ſchönen Künſte groß zu werden, abſchrecken. Es kann überdieß auch den Einfluß haben, daß die Bemühungen derer, welche die ſchönen Künſte zu kennen und zu befördern ſuchen, für gezwungichänzig gehalten werden.

Ich will jetzt nicht von der Muſik ſondern nur von denen Künſten reden, die fürs Auge arbeiten. Welche Eindrücke kann der Zeichner und derjenige, der den Entwürfen deſſelben im Marmor, oder

durch

durch Farben, oder auf der Kupferplatte folgt, welche Eindrücke können sie auf unser Herz machen, wenn sie, (um dieses Nutzens der Künste vornämlich zu erwähnen) die heilige Geschichte würdig vorstellen. Diß ist eine Erfahrung, welche selbst diejenigen oft gehabt haben, welche, wie sehr sie auch vom Geschmacke verlassen sind, dennoch nicht haben hindern können, daß sie nicht von irgend einem ausserordentlichen starken Werke eines Meisters wären hingerissen worden. Wer kann z. E. einem Rembrandt widerstehen, wenn in einer seiner Arbeiten, der Erlöser in einem weiten und hohen Todtengewölbe mit der Stille und der Majestät der Allmacht steht, und weit unter seinen Füssen der erwachte Lazarus seine Arme (nur diese sieht man) aus einem tiefen Grabe nach seinem großen Retter empor streckt. Wenn die würdige Vorstellung der heiligen Geschichte solche Wirkungen in unser Seele hinterlassen, und daher so große Einflüsse auf unsre Handlungen haben kann; so kann man nicht sorgfältig, ich möchte sagen, nicht kritisch genug seyn, dieser Würdigkeit, diesem Edlen, diesem Erhabnen einer solchen Vorstellung nichts zu vergeben. Diß ist die Ursache, warum ich einige biblische Werke berühmter, und

auch in ihren Fehlern nachgeahmter Künstler, in Absicht auf ihre Entwürfe untersuchen will. Wenn die Liebhaber mythologischer Arbeiten auch diese beurtheilt sehen möchten: so muß ich ihnen mein Bekenntniß ablegen, daß ich diese Arbeiten für uninteressant, und durch die öftere Wiederholung noch gleichgültiger halte. Selbst, wenn sie von der Hand eines Meisters ausgeführt worden sind, was können wir dabey denken? Sind sie allegorisch? oder historisch? Sie sind weder das eine noch das andere. So bald wir sie uns als allegorisch vorstellen wollen; so erinnern wir uns gleich, daß es Völker gegeben hat, die diese Personen als wirkliche geacht haben; dazu kömmt noch, daß sie verschiedne Eigenschaften haben, die keiner allegorischen Bedeutung fähig sind. Wollen wir sie uns als historisch denken; so muß uns gleich einfallen, daß sie Phantomen des Aberglaubens waren. Wir haben also sehr unbestimmte Vorstellungen davon. Und kann man sich für ein unbestimmtes Object interessiren? Gleichwol hangen die Künstler noch immer an der Mythologie. Die vornehmste und fast einzige Ursache hiervon ist ihre Neigung, Nacktheiten zu malen. Wenn sie nicht fürchteten, durch gewisse Nacktheiten,

verfüh-

verführende Eindrücke zu machen: so sollten sie sich doch wenigstens schämen, daß sie nichts Neues sagen, und Wiederholungen, welche die Griechen schon angefangen, und die Römer und die Neuern so lange fortgesezt haben, noch izt zu wiederholen. Ich kanns nicht genug ausdrücken, wie unbeschreiblich kalt mich diese Vorstellungen lassen. Wenn sie von einer Meisterhand ausgeführt worden sind; so sehe ich zwar einen schönen Leib; aber ich wollte auch eine Seele darinn haben.

Ich komme zu den biblischen Werken zurück. Sie sollten das Genie und die Hand selbst desjenigen Meisters, der das Unglück hätte, ohne Religion zu seyn, vornehmlich beschäfftigen, weil sie so sehr interessant sind. Welch ein weites Feld, das aber noch gröstentheils ungebaut ist. Wenn man die Stücke abrechnet, die bloße Wiederholungen sind, wie viele rührende Situationen und Zeitpunkte sind noch unausgearbeitet. Vielleicht wage ichs, in einem der folgenden Blätter, einige neue Entwürfe zu geben. Dieses und noch ein künftiges habe ich zu einer kurzen Beurtheilung einiger bekannten Werke bestimmt.

In einem Gemälde, das die Familie JEsu vorstellt, beschäfftigt Raphael die Elisabeth zu sehr damit,

damit, daß sie ihrem Sohne die Arme hält, damit er die Hände gegen das Kind JEsus falte. Sie könnte diß thun; es müßte aber nicht ihr Hauptgeschäffte, sondern in ihrem Gesichte mehr Aufmerksamkeit auf das Kind und die Mutter seyn. Joseph stüzt sich auf den Arm. Diß so wohl, als seine Miene, zeigen ihn zu ruhig. Er sollte mehr Antheil nehmen. Das Kind JEsus selbst hat nicht Edles genug im Gesichte. Sonst ist dieses eins von Raphaels schönsten Werken.

In einer Maria, von eben demselben, ist die Stellung und die Miene Johannes, der das Kind anbetet, vortrefflich. Auch das Kind JEsus hat mehr Edles, als in dem vorigen, und eine sehr reizende Ruhe. Nur hätte dieser große Maler seinen Namen nicht auf dem Saume der Maria anbringen sollen.

Wenn man erlauben will, daß eine Person eines Gemäldes demjenigen, der es ansieht, etwas zeigt, so hätte, wie mir es vorkommt, ein junger Johannes in der Wüste, von Raphael, gar keinen Fehler. Es ist ein Meisterstück von Simplicität und ungeschmückter Schönheit, so wohl in Absicht auf die Person, als auf die Gegend. Johannes weißt auf ein Kreuz, das er vor sich hat.

Ein

Ein Engel Michael, von eben dieſem groſſen Maler, der auf einen überwundnen Drachen tritt, iſt zwar ſehr ſchön; allein die Nebenfiguren, die ihn umgeben, gehören faſt alle zu einem Sabbathtanze, und haben etwas komiſches. Auch ſollte die Hauptperſon keinen Zorn, ſondern die Ruhe im Geſichte haben, die in einem andern Engel Michael, der auch von Raphael iſt, einen ſo vortrefflichen Effect macht.

Ein Evangeliſt Johannes, von ihm, der auf einem Adler in den Wolken ſchwebt, und viel Andacht und Heiterkeit hat, ſollte kein Dintenfaß in der Hand halten, und mit keiner Feder auf eine dicke Tafel ſchreiben.

Noch ein junger Johannes in der Wüſte, von ihm, iſt faſt vortrefflicher, als der vorige. Oben an dem Kreuze, auf welches er auch hier zeigt, iſt Feuer, das der Wind bewegt, und in ſeinem Geſichte eine gemilderte Unruhe, die ſehr für das Stück intereſſirt.

JEſus in Gethſemane, von Raphael. Fürs erſte iſt die gewöhnliche falſche Vorſtellung darinn, daß der Engel einen Kelch hält. Der Engel kam, JEſum zu ſtärken. Der metaphoriſche Ausdruck vom Kelche, den JEſus in ſeinem Gebete braucht,

würde auch alsdann hier nicht her gehören, wenn es auch erlaubt wäre, Metaphern zu malen. Fürs andre ist in der Stellung und in der Miene des Versöhners nichts, gar nichts von dem, was die Schrift mit den Worten zu beschreiben anfängt: Und es kam, daß Er mit dem Tode rang. Niemals ist ein großer Maler so weit unter seinem Sujet gewesen, als hier Raphael. Wenn es bey irgend einem Sujet erlaubt ist, unter demselben zu seyn, so ist es bey diesem; aber so weit darunter zu seyn, das war keinem Raphael erlaubt.

Ein Gesicht des Ezechiel, von ihm. Die Hauptperson ist edel. Aber die beyden kleinen Engel, die unter Hesekiels Armen schweben! Die Begriffe, die wir uns nach der Schrift von den Engeln machen müssen; und dann sie als Kinder vorzustellen, welcher Contrast! Ich kann diese Vorstellungen auch besonders deswegen nicht aushalten, weil sie so viel Aehnliches mit den Genien haben, mit welchen die meisten unsrer neuesten Künstler so verschwenderisch sind.

Eine Maria mit dem Kinde JEsus, von Raphael. Diß ist das schönste Kind JEsus, das er gemalt, weil er ihm einen gewissen reizenden Tiefsinn gegeben hat.

Eine

Eine Maria mit dem Kinde JEsus, von Benvenuto Garafalo. Die Mutter kniet bey dem ſchlafenden Kinde, gegen ihr über kniet ein Engel, der eine Dornenkrone über das Kind hält. Dieſer Gedanke iſt neu und ſchön; aber dadurch zu weit getrieben, daß oben im Himmel eine Menge Engel die Inſtrumente der Leiden des Erlöſers halten.

Eine Maria von Andreas Lingi von Aſſiſe. Engel bringen dem Kinde Jeſus Weintrauben. Wenn es jemals erlaubt werden kann, Engel als Kinder vorzuſtellen; ſo iſt es hier. Das Kind Jeſus hat viel Edles; die Mutter aber was Gemeines. Zween Engel auf einem Baume ſpielen zu ſehr. Ueberhaupt wäre es ein ganz andrer und würdigerer Gedanke geweſen, wenn das Kind Jeſus von Engeln in einer Pracht und Hoheit, wie ſie ihnen der Maler nur hätte geben können, angebetet worden wäre.

Pfingſten von Gaudentio Ferrari. Wie kann ein Maler, der die Mutter Chriſti in ſo erhabner Andacht und mit ſo feyerlichem Ernſte vorzuſtellen wußte, darauf verfallen, auf eben dem Gemälde einem der Apoſtel eine Cardinalskleidung und Ringe zu geben?

Eine

Eine Auferweckung Lazari, von Hieronymus Mutien. Christus und die beyden Schwestern sind vortrefflich; aber Lazarus, der schon ohne Leichentücher aufgehoben wird, ist zu erschrecken.

Die Schlagung des Felsen, von Romanelli. Moses steht so und hält sein Kleid auf eine Art zurück, als wenn er nicht besprützt werden wollte. Wie konnte Moses bey einer so großen Begebenheit hieran denken?

Eine Anbetung der Hirten, von Feti. Man kann nicht leicht etwas gezierteres sehen, als die Stellungen und Mienen der Maria, die sich über das Kind Jesus beugt, und des Engels, der ein Tuch hält, auf welchem das Kind liegt. Kaum ist der Maler werth, ein andres Stück, das der Schutzengel heißt, gemacht zu haben; Der Engel und der Knabe, den der Engel hält, und gen Himmel weist, sind beyde sehr edel.

Der reiche Mann, auch von Feti. Bey der Tafel ist eine Statüe einer Pomone, der ein junger Faun einen Fruchtkorb hält.

Johannes, der in der Wüste predigt, von Mola. Unter den vielen ernsthaften Zuhörern steht ein Mohr an einem Baume in einer komischen Aufmerksamkeit. Bey Johannes weidet ein Lamm.

Es iſt wahr, daß es ſehr ſchön weidet; aber dieß kann mich doch nicht mit dem falſchen Gedanken ausſöhnen, daß man eine Vergleichung malt, die in einer Rede gebraucht worden iſt.

Chriſtus, der ſein Kreuz trägt, von Andreas Sacchi. Es iſt wenigen geglückt, unſerm Erlöſer eine ſo erhabene Miene zu geben, und ihn auf eine ſo würdige Art leidend vorzuſtellen, als dieſem Maler. Wenn dieſes vortreffliche Stück dadurch nur nicht ſo viel verlöre, daß die Veronica das auf dem Tuche abgedruckte Geſicht Chriſti zeigte. Wenn dieſe Geſchichte auch keine Legende wäre; ſo gehörte ſie doch gar nicht hieher.

Paul Veroneſe hat die Jünger von Emaus, wie ſie Chriſtum erkennen, zweymal gemacht. Die Stücke ſind in Betrachtung der Hauptperſonen vortrefflich. Allein es iſt ſonderbar, daß ein ſo großer Mann beydemal Kinder mit Hunden unter dem Tiſche ſpielen läßt, und diß noch dazu das eine mal auf eine ſo comiſche Art, daß man in dieſer Vergleichung van der Werft ſein völlig ausgemaltes Caninichen, da Adam und Eva die Stimme ihres Richters im Garten hören, gern verzeiht.

Die heilige Geschichte muß mit dem Tiefsinn der Feyerlichkeit und dem Ernste der Religion selbst vorgetragen werden. Wo diese fehlen, da fehlt dem besten Zeichner und dem besten Ausbilder der kühnsten und glücklichsten Zeichnung sehr vieles. Wer hier nicht mehr fodert, als gewöhnlich geleistet worden ist, der weiß nicht, wozu er berechtigt ist, und der ehrt die Künstler zu wenig, indem er nicht genug von ihnen fodert.

Ist z. E. derjenige, (um etwas Allgemeines zu sagen) nicht viel zu gütig, der nicht eine ganz andre Vorstellung der Engel verlangt, als wir bisher gesehen haben? Die Vorstellung der Engel als Kinderchen, oder als Köpfe in den Wolken, sind zu weit unter der Kritik, als daß ich davon etwas sagen mag: aber was sind denn die größern Vorstellungen dieser erhabnen Geister? Sind sie vielmehr als Frauenzimmer mit Flügeln? Ich wenigstens kenne nur sehr wenige Ausnahmen. Waren denn die Griechen nur allein fähig, in den Köpfen und in den Stellungen ihrer donnernden Jupiters, alles, was erhaben ist, zu vereinigen? Es ist eine der sonderbarsten Contraste, daß wir, die wir keinen Engel vorzustellen wissen, uns doch unter-

ste

ſtehen, GOtt den Vater zu malen. Es gehört zwar nicht eigentlich hieher, zu bemerken, daß diß auch der gröſte Künſtler niemals unternehmen ſollte; unterdeß kann ich doch nicht unterlaſſen, zu ſagen, daß es beynahe wider die Religion iſt, diß zu thun, und auſſer dem unmöglich iſt, dieſer Vorſtellung nicht völlig zu unterliegen.

Die obige Anmerkung zu beſtättigen, daß wir Frauenzimmer mit Flügeln für Engel malen, dient im hohen Grade ein Stück von Paul Veroneſe in einer Heyrath der heiligen Catharine. Der Engel ſpielt auf der Laute. Man nehme ihm die Flügel und den Glanz auf dem Kopfe; ſo iſt er eins von den jüngſten Frauenzimmern.

Dominicus Zampieri hat einen Adam und Eva gemacht, die gerichtet werden. Adams Stellung und Miene hat etwas ſehr Gemeines, indem er auf Eva weißt, daß ſie ihn verführt habe.

Eben ſo etwas gemeines haben alle drey Geſichter auf einem Gemälde von Raphael, das Maria, das Kind JEſum, und den jungen Johannes vorſtellt.

Lukas Congiagi hat Christum am Kreuze gemalt, der eben ausruft: (die Worte stehen darunter) Mein GOtt, warum hast du mich verlassen? — — Es ist so vortrefflich gemacht, daß die Worte darunter nicht nöthig wären. Er sieht so gen Himmel, und ruft auf eine solche Art, daß es Niemand mit dem Uebrigen, was der Erlöser sonst am Kreuze gesagt hat, verwechseln konnte. Mir gefällt die Simplicität der Erfindung, auch nicht wenig, daß Christus ganz allein ist.

Ein Johannes der Täufer, von Mola, mit den Worten darunter. Johannes sahe JEsum zu sich kommen, und sagte: Siehe, das ist Gottes Lamm. — — Fürs erste ist Johannes viel zu ruhig für diese Begebenheit; dann hat er etwas sehr Gemeines; und dann hat Christus, der in der Ferne kommt, nichts von dem, was wir bey der Abbildung desselben zu erwarten, berechtigt sind.

Eine Tochter Pharaons, die den Moses findet, von Poußin. Der Nil mußte hier nicht als ein Flußgott vorgestellt werden.

Das Stillschweigen, von Carrache, ist eine von den glücklichsten Erfindungen, die man sehen kann. Das Kind JEsus schläft; Johannes

berührt

berührt leiſe den Fuß deſſelben; die Mutter winkt dem Johannes, daß er ihn nicht aufwecken ſolle. Jeder andre Maler, und vielleicht Raphael ſelbſt, würde hier etwas Spielendes hineingebracht haben, beym Carrache iſt alles lauter Ernſt.

Ein Stück von Valentin. „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt.„ Das Geſicht und die Stellung JEſu ſind ſehr ſimpel und ſehr würdig.

Die berühmte Verklärung Chriſti, von Raphael iſt, mich deucht, nicht ohne Fehler. Elias ſchwebt nicht mit dem Anſtande, wie Moſes. Auſſer den drey Jüngern, die niedergefallen ſind, kommen noch zwo andre Perſonen den Berg herauf, die nach der Schrift hier nicht ſeyn ſollten. Ueber diß enthält das Gemälde eine doppelte Geſchichte. Unten am Berge wird der Beſeßne gebracht.

Die Jünger zu Emaus, von Titian. Es iſt ſchon ſehr oft von dieſem Stücke geſagt worden, daß der eine Jünger kein Mönch ſeyn, und ſich die Katze und der Hund unterm Tiſche nicht beiſſen ſollten. Ich merke noch an, daß wenn der ſehr überflüßige Wirth ja hätte da ſeyn ſollen; er eben nicht ſo vollkommen wirthsmäßig hätte gekleidet ſeyn dürfen.

Eine Steinigung Stephani, von Carrache. Paulus, der auf den Kleidern sizt, ruft und streckt die Hände nach einem Steine aus. Nach der Schrift hatte er nur Gefallen an Stephanus Tode.

Eben diese Geschichte, wieder von Carrache. Ich sehe nicht, warum Paulus hier die Arme aus einander wirft, und mit Erschrecken ruft.

XX.

Fortsetzung der Beurtheilung einiger Gemälde aus der heiligen Geschichte.

Ich fahre fort, noch einige Gemälde aus der heiligen Geschichte zu beurtheilen. Ich habe gesagt, der Maler sollte sich schlechterdings enthalten, GOtt vorzustellen. Wenn diese Regel auch nicht allgemein wäre: so würde sie doch bey den Schöpfungstagen, wegen der vorzüglichen Schwierigkeit der Ausführung, wahr seyn. Wir wollen sehen, wie sehr Raphael dieser Schwierigkeit unterlegen hat.

GOtt sprach: Es werde Licht! und es ward Licht! Hier schwebt GOtt im dampfenden Feuer, als

wenn

wenn er davor erſchrocken wäre. Oder man kann es auch ſo erklären, als wenn er eben ausriefe: Es werde Licht! ich ſage, ausriefe; denn die ſehr heftige Bewegung des Schöpfers zeigt ein Ausrufen, und ganz und gar nicht jene göttliche Ruhe an, die in den Worten liegt: GOtt ſprach: Es werde Licht!

Es werde eine Veſte. — — — Hier ſcheint GOtt über das, was er gemacht hat, zu erſtaunen.

Die übrigen Schöpfungstage enthalten zwar nichts, das den Eigenſchaften Gottes, ſo ſehr als das angeführte widerſpräche: ſie ſind aber doch weit unter der Würdigkeit, die wir von einer ſolchen Vorſtellung, wenn ſie ja Statt finden ſoll, erwarten.

GOtt ſprach: Ich will die Menſchen, die ich geſchaffen habe, von der Erde vertilgen — — Hier ſtellt Bernhard GOtt vor, der einem wollüſtigen Gaſtmale zuſieht. Welche kleine Idee in Vergleichung mit dem, was er hätte vorſtellen ſollen! Welche Scene hätte er malen können, wenn er nur an die Worte hätte denken wollen: Und es waren Tyrannen auf Erden!

Raphael läßt Noah die Arche bauen, nämlich, er läßt ihn einigen Arbeitern etwas befehlen. Wie wenig kannte er den Reichthum seiner Materie! Muste er nicht eine große Anzahl Menschen in solchen Handlungen zeigen, die den Bau der Arche veranlaßten?

Die Sündfluth von Raphael. Ein Mann rettet unter andern seine fast todte Frau. Diß sind zwo vortreffliche Figuren. Aber gleich neben ihm rettet sich ein Alter, der, auf eine fast burleske Art, mehr auf dem Halse des Pferdes, als auf dem Pferde sizt.

Noah, der nach seiner Rettung opfert, von Raphael. Hier fehlt sehr viel an der feyerlichen Andacht, die man erwarten konnte.

Abraham wird von GOtt eine zahlreiche Nachkommenschaft verheissen, von eben demselben. GOtt erscheint in den Wolken, und Abraham kniet. Ich finde es unter einem so großen Künstler, daß er sich hier hauptsächlich damit beschäfftigt, den anbetenden Abraham in einer schwer zu zeichnenden Stellung zu machen.

Die drey Engel, welche Abraham erscheinen, von Raphael. Hier ist alles in einer sehr würdi-

gen

gen Einfalt. Nur Sara, die ſich inwendig an die Thüre lehnt, ſteht ein wenig zu nachläßig.

Loths Töchter machen ihren Vater trunken, von Rembrandt. Diß iſt das einzige Stücke, wo ich die Töchter anſtändig gekleidet gefunden habe. Gewöhnlich ſind ſie halbnackt. Diß iſt nicht allein unanſtändig; ſondern es ſteht auch ganz und gar nicht in der Schrift. Unterdeß hat Raphael in einem Stücke, das unſer Preisler vor kurzem vortrefflich geſtochen hat, dieſen Fehler ganz und gar nicht vermieden. Rembrandt hat einen andern begangen. Er zeigt uns Loth ſchon ganz betrunken.

Iſaak auf dem Altare, vom Coypel. Es iſt eine vortreffliche Stellung, in der Abraham gen Himmel weißt.

Le Sueur ſtellt Pharaons Träume vor, als wenn ſie mit einer Art von Rahmen umgeben wären. Mich deucht, er hätte ſie in einer offnen Gegend abbilden ſollen. Dieſer vortreffliche Maler, hat unter andern ein Stück gemacht, worinn alles, was ſeine Kunſt Ernſthaftes und Würdiges ſagen kann, ausgedrückt iſt. Es iſt eine Herabnehmung vom Kreuze. Ich kenne keine Vorſtellung der Mutter Chriſti, die dieſer gleiche;

Sie kniet von ferne. Welcher Ernſt, und welcher Schmerz! Und überdiß welche Bildung zu jenen weſentlicheren Schönheiten; Eine vollkommne griechiſche Figur! Es iſt alles ſo ſchön, daß ich es gerne vergeſſen möchte, daß Joſeph oder Nicodemus, der nämlich an der Linken Chriſti, zu wenig Antheil an der groſſen Begebenheit nimmt.

Joſeph, der dem Pharao die Träume erklärt, von Raphael. Die Träume ſind wieder in Rahmen. Und hier ſollten ſie, wie mich deucht, gar nicht ſeyn, oder wenigſtens ſollte nur etwas davon, ganz in der Ferne, gezeigt werden.

Jacob, der nun auch Benjamin ſchickt, von Tempeſte. Wie viel hätte hier geſagt werden können; und wie wenig iſt geſagt worden! Jacob iſt hier gar nicht ſeiner Kinder beraubt. Nur Ein Bruder iſt mit Benjamin beym Abſchiede, die andre reiſen ſchon fort. Wie viel anders würde dieſes Stück geworden ſeyn, wenn Jacob mit viel mehr Betrübniß, als hier abgebildet worden iſt, in der Verſammlung aller ſeiner übrigen Söhne, von Benjamin Abſchied nähme.

„Ich bin Joſeph! Lebt mein Vater noch?„ Niemals haben wenigere Worte, mehr edle Leidenſchaft

denſchaft ausgedrückt. Ein Maler, der die Empfindung Joſephs, und ſeiner Brüder hierbey völlig ausdrückte, hätte genug gethan, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Unter andern hat Hoet wenig davon erreicht.

Boucher, der mythologiſche, und kleine angenehme Vorſtellungen nach unſern Sitten vortrefflich zeichnet, hat es auch unternommen, Jacobs Ankunft in Aegypten zu machen. Er hat ſie nicht wenig enjolivirt.

Es giebt eine ernſthafte Grazie der Gemälde. Die iſt diejenige, welche in den Werken der Griechen, auch in denen, die am meiſten tragiſch ſind, herrſcht. Wenige Franzoſen haben dieſelbe. Aber graces haben viele. Dieſe ſchicken ſich ſchon für viele ernſthafte Materien nicht, beſonders nicht in dem Grade, in welchem ſie die Franzoſen gewöhnlich anbringen. Diejenigen, die dieſen Styl am weiteſten treiben, verderben die beſten Materien durch Enjolivemens, wie man ihren Ausdruck angefangen hat zu nennen. Man hat mir geſagt, daß itzt in Paris Bouchardon der einzige ſey, der Muth genug habe, ſich auf keine Weiſe von dieſem Geſchmacke hinreiſſen zu laſſen.

Die

Die Ausländer haben gar nicht Unrecht, in vielen Stücken den Franzosen nachzuahmen; aber sie müssen es nur mit Urtheil thun, und z. E. in dem Punkte, wovon wir reden, Bouchardon zum Muster wählen.

XXI.

Gespräch über den Nachruhm zwischen Klopstock und seiner Gemahlin.

Sehen Sie die Unsterblichkeit des Nachruhms als eine Chimäre des Stolzes an? oder verdient sie, daß sich der Vernünftige, und der Rechtschaffne bemühe, sie zu erlangen?

Ich sehe den Nachruhm als ein Mittel an, uns noch Freunde nach unserm Tode zu erwerben. Wie süß, und wie einem Vernünftigen anständig ist es nicht, auch noch dann Freunde zu haben!

Aber gleichwol haben viele von denen, die unsterblich geworden sind, über die Bemühung, es zu werden, gespottet. Und wie kaltsinnig pfle-

gen

gen überdiß dieſe Freunde nach dem Tode zu ſeyn!

Wie oft ſpotten viele nicht über Sachen, die ſie wünſchen, und um welche ſie ſich bemühen, entweder weil ſie nicht hoffen, jenen Wunſch zu erlangen; oder weil ſie wohl wiſſen, wie ſehr eine Bemühung getadelt wird, deren Abſicht man zu deutlich entdeckt. Ihr Spott iſt alſo nicht aufrichtig. Sie wollen entweder ihre Abſicht verbergen, oder ihren Wunſch ſich ſelbſt nicht anvertrauen. Wer ſelbſt verdient unſterblich zu werden, wird nicht ein kalter Freund von einem ſchon Unſterblichen ſeyn!

Wenige heiſſe Freunde ſind beſſer als eine groſſe Menge kalte. Aber was das erſte, ſo Sie mir antworteten, anbetrift, ſo kann ich mich nicht überreden, daß ſich alle dieſe großen Männer hierin verſtellt haben ſollten. Sie haben die Ehre, überhaupt für etwas ſo Geringes gehalten, daß ihnen ſogar ihre höchſte Stufe, die Unſterblichkeit, zu erreichen, wenig wünſchenswürdig vorgekommen iſt.

Wenn ſie die Unſterblichkeit wirklich für ſo gering gehalten haben, ſo müſſen ſie gar nicht an ihren Nutzen gedacht haben, gar nicht, wie ſehr

ſie

sie uns mit den Nachkommen verbindet. Ich halte die wahre Ehre überhaupt für etwas unsrer Natur eben so eignes, als die Eitelkeit dieser einfachen schönen Natur vielleicht entgegen ist.

Ich gebe zu, daß die Begierde nach wahrer Ehre unsrer Natur angemessen sey. Ich gebe ferner zu, daß vortreffliche Thaten und eben solche Schriften, wenn sie von einer ganzen Nachwelt betrachtet und gelesen werden, einen weit ausgebreiteten Nutzen haben. Aber man thue diese Thaten, man schreibe diese Werke, ohne daran zu denken, daß man dadurch unsterblich werden wolle. Die Ehrbegierde ist eine gar zu reizende Verführerinn. Sie kann uns unvermuthet dahin bringen, daß wir die Ehre nicht mehr als ein Mittel, nützlich zu seyn; sondern als einen Endzweck ansehn, und dadurch unsre Unternehmungen zwar nicht ihres Nutzens; aber uns selbst unsers moralischen Werths, in Betrachtung der Absicht, berauben, die wir bey unsern Unternehmungen hatten.

Der Nutzen muß freylich der Hauptzweck unserer Unternehmungen seyn. Wie klein ist die Unsterblichkeit derjenigen, die sie, ohne zu nützen, erlangt haben. Ich glaube nicht, daß die wahre

Ehre

Ehre uns verführen wird, sie als den Hauptzweck anzusehn. Sie ist immer zu sehr mit unsrer Pflicht und dem Nutzen verbunden. Aber warum sollten wir uns nicht freuen, wenn wir nützen, zugleich diese reine unschuldige Ehre zu erlangen?

Ich würde zu strenge seyn, wenn ich alle Freude über eine gehoffte Unsterblichkeit verbieten wollte. Aber sich ihr nur selten, und mit grosser Mäßigung zu überlassen, ist kein zu strenger Rath. Man kann sich hier gar zu leicht hinreissen lassen, das Mittel in den Zweck zu verwandeln.

Was ich bisher Ehre genannt habe, ist hauptsächlich der Wunsch, von unsern Nachkommen geschätzt, und geliebt zu werden, so wie wir es von denen, die mit uns leben, wünschen, oder wie ich erst sagte: Freunde zu sammeln. Dieser Wunsch wird uns nicht leicht zu etwas anderm hinreissen, als vielleicht den Nutzen, den wir für diese Freunde stiften können, uns oft und von vielen Seiten vorzustellen. Wie viele ermuntert Young nicht aus einem Schlafe des Leichtsinns oder der Gleichgültigkeit. Und die, die nicht mehr leichtsinnig oder gleichgültig sind, wie belebt er nicht ihre Empfindungen! wie erhebt er sie zu

seinen

seinen eignen! wie lehrt er GOtt anbeten! wie lehrt er sie Christen bleiben! Und die Vorempfindung von allem diesen die sollte nicht erlaubt, nicht hohe himmlische Freude seyn dürfen?

XXII.

Klopstocks Briefe an seine verstorbene Meta nach ihrem Tode.

Ich habe den Vorsatz, etwas an Dich aufzuschreiben, das Dir vielleicht noch vor meinem Tode bekannt werden kann, deswegen bisher aufgeschoben, weil ich befürchtete, daß mich diese Empfindungen zu stark angreifen würden. Aber itzt, da ich eben meine lezten Briefe an Dich durchgelesen habe, kann ich diesem Gedanken nicht mehr widerstehen. Allein wo soll ich anfangen, meine nun ganz himmlische Geliebte? Sollte es wohl ein kleiner Theil deiner itzigen unaussprechlichen Glückseligkeit seyn, daß Du an mich denkst? Ach, ich armer Uebriger war, und bin ein Sünder, und noch diesseits am Grabe. — Gleichwol

hat

hat auch mich das Weſen der Weſen gewürdigt, mein Schickſal ſogar vorauszuſehn. Davon bin ich völlig gewiß, daß es zu deiner itzigen Glückſeligkeit gehört, daß Du dich erinnerſt, welche für mich ewig unvergeßbare Gnade mir damals widerfuhr, da ich von Dir Abſchied nehmen mußte. Du haſt gewiß die Freude, die mir GOtt gab, in meinem Geſichte geſehn. Weißt Du, wie mir war, meine Meta? (Ja ich will Dich noch mit dieſem ſüſſen Namen nennen!) Meine Seele war hoch in die Höhe gehoben. Ich ſahe den Tod auf deinem Geſichte nicht mehr. Ich fühlte die Kälte deines lezten Schweiſſes nicht mehr. Ich kann meinen Zuſtand zwar nicht völlig beſchreiben, aber das weiß ich wohl, daß ich einem Märtyrer, über dem ich den Himmel offen geſehen hätte, mit keinen andern Empfindungen zugerufen haben würde. — Dank, und Preis, und Anbetung ſey dem Allweiſen und dem Allerbarmhergigſten! Dieſer ſey alſo mein lebhafteſter Gedanke, und zugleich derjenige, den Du zuerſt von mir erfährſt, wenn Du anders etwas vor meinem Tode von mir erfährſt. Die Engel bekümmern ſich um viele Dinge, die uns noch Sterbliche angehn; und vielleicht um mehr, als wir glauben. Oder

vielleicht sagt Dir derjenige von unsern Freunden, der zuerst zu GOtt geht, was ich itzt, besonders auch in dieser Absicht, an Dich aufschreibe. So wiederhole ich es denn: Dank, und Preis, und Anbetung sey dem Allweisen und dem Allerbarmhertzigsten! Ja mit diesem himmlischen Gruße soll Dich unser frühglückselige Freund in meinem Namen zuerst grüßen, meine vollendete Geliebte!

* * *

Ich mußte neulich abbrechen. Itzt will ich Dir etwas, denn wie kann ich alles? von dem sagen, was mit mir vorging, nachdem ich Dich verlassen hatte. Ich hatte vorher mit vieler Unruh und Angst gebetet; aber nun konnte ich anders beten. Ich bat um völlige Unterwerfung. Meine Seele hing an GOtt, ich wurde erfrischt, ich wurde gelabt, und zu dem Schlage vorbereitet, der mir nun schon so nahe war, näher als ich dachte! Denn ich glaubte, daß Du noch einige Stunden leben würdest, (diß war meine einzige Hoffnung!) und daß ich, nach deinem Verlangen, das Du mir nicht lange vor meinem Weggehn sagtest, noch mit Dir würde beten können. Aber wie oft sind unsre Gedanken nicht Gottes

Gedan-

Gedanken! Ich betete nur für mich, nicht für Dich, da, dieſes vornämlich zu thun, doch ſo natürlich war. Ich habe ſeitdem eine ſehr freudige Vermuthung gehabt. Unſer Verſöhner hat in dieſen lezten Augenblicken deiner Prüfung für dich! — Nun warſt Du hingegangen! Man ſagte mirs, aber ſo, daß ich, Du ſeyſt von unſerm Kinde befreyt worden, einen Augenblick glauben mußte, um den folgenden zu hören, daß du bey GOtt ſeyſt! — Dieſer Schlag, der die andern niederſchlug, erſchütterte mich nur. Wie gieng das zu, Du Geliebte meiner Seele? Mein Gebet war erhört. Ich ſtrebte mich völlig zu unterwerfen. Und vielleicht hatteſt Du auch da ſchon das erſtemal in jener Welt für mich gebetet. Ich weinte nicht, und war doch nicht in dem heftigen Zuſtande, in welchem man nicht weinen kann. Ich ſagte nicht lange nach deinem Tode: Sie iſt nicht weit von mir! Und Du warſt ja auch nicht weit von mir. Wir waren ja beyde in der Hand des Allgegenwärtigen. Einige Zeit hernach wollte ich hingehn, und dasjenige ſehen, was ich dem Augenblicke meine Meta nannte. Man hielt mich zurück, und eine zweyte Ruhe kam dadurch in meine Seele, daß ich zu einem unſrer

Freunde ſagte: So will ich es denn unterlaſſen, Sie wird ja auferſtehn! Die andre Nacht kam der Segen deines Todes (bis dahin hatte ich deinen Tod nur für eine Prüfung gehalten) kam der Segen deines Todes in vollem Maaße über mich. Ich brachte über eine Stunde in einer ſtillen Freude zu. Ich habe nur einmal in meinem Leben etwas Ähnliches empfunden, da ich in meinen jüngern Jahren dem Tode nahe zu ſeyn glaubte. Die Augenblicke meines Abſchiedes waren noch etwas anders. Meine Seele war von Dank und Freude empor gehoben; aber jene Stille war nicht darin. Du weißt, wie lebhaft ich war, und wie mir die Worte zuſtrömten. Aber nun war der höchſte Grad von Ruhe, den ich kenne, in meiner Seele. Dieſe Stunde fing ſich damit an, daß mir auf einmal einfiel, daß dein Vollender und mein Fürbitter ſagt: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als Mich, der iſt mein nicht werth. — Es iſt mir unmöglich, alle Empfindungen dieſer Stunde zu beſchreiben. Ich bin noch niemals, mit dieſer Art von Gewißheit, von meiner Seligkeit überzeugt geweſen. Ich danke Dir aus meiner ganzen Seele, meine himmliſche Geliebte. Denn ich habe eine ſtarke

Vermu-

Vermuthung, daß Du mir diesen grosten Segen deines Todes erbetet hast. Und so hätte ich Dich bey unserm Abschiede (Ach einst werde ich nicht wieder Abschied nehmen. Ach meine Meta, itzt weine ich! — aber Dank sey dem, der machte, daß ich mich damals sogar freuen kennte!) so hätte ich dich also bey unserm Abschiede vielleicht nicht vergebens gebeten, mein Schutzengel zu seyn, oder vielmehr, so hätte GOtt diesen unsern lezten Wunsch erhört! —

* * *

Wie viel würde ich unserm frühglückseligen Freunde an Dich aufschreiben, wenn ich nur einigermaßen umständlich in der Beschreibung desjenigen seyn wollte, was ich itzt, da ich nun allein bin, da ich ohne Dich lebe, für Dich empfinde! Was würde er Dir nicht alles von mir zu sagen haben? Aber ich muß mich einschränken. Einer gewissen Wehmuth, Meta, die mich oft überfällt, würde ich mich mehr überlassen, ich würde mirs für erlaubt halten, mich ihr mehr zu überlassen; wenn mir bey dem ersten Schlage, mit dem mich dein Tod traf, nicht so viel Gnade wiederfahren wäre. Wenn ich mich ihrer auch

nicht mit Freude und Dank erinnerte; so müßte ich mich ihrer doch erinnern, um dadurch jene Wehmuth zu mäßigen. Ich habe eine besondre Pflicht der Mäßigung auf mir. Meine Wehmuth um Dich überfiel mich eben izt, da ich daran dachte, daß bis zu deinem Geburtstage, den Du nicht erlebt hast, nur noch wenige Tage sind. Wie werde ich ihn ohne Sie zubringen? dachte ich. Aber ich will diese Frage nicht mehr thun. Wurde ich nicht deinen Todestag so sehr gestärkt!

Vor einiger Zeit, da ich gegen die Nacht allein war, sprüte ich mir: Daß Du bey mir zugegen wärst! so lebhaft, ich könnte wohl sagen, mit einer solchen Gewißheit vor, daß ich Dich mehr als Einmal anredete. Ach wenn Du bey mir gewesen wärst! Ja, dann brauchte ich unserm Freunde fast nichts mehr zu sagen. Solltet ihr Himmlischen wohl bisweilen um uns seyn? Ach, wenn ihr dürft; so ist meine Meta schon oft bey mir gewesen. Und warum solltet ihr nicht bisweilen bey uns seyn dürfen? Seyd ihr nicht den Engeln gleich? und werden die Engel nicht zum Dienste derer ausgesandt, welche die Seligkeit ererben sollen? Aber wenn Du auch nicht gedurft hast; so erfährst Du doch vielleicht bald etwas von mir.

Ich

Ich weiß, daß die Anzahl derer nicht gering iſt, die meine Freunde ſind, ohne daß ich ſie kenne, und die ich lieben würde, wenn ich ſie kennte. Vielleicht iſt es nicht lange mehr hin, daß einer von dieſen ſtirbt. Und dann, ach dann, Meta, eilt er Dir mit meinem himmliſchen Gruße (darf ich ihn ſo nennen?) oder vielmehr mit der Erzählung von der Gnade entgegen, die mir wiederfahren iſt! — Wie eingeſchränkt ich denke! Als wenn Du nicht ſchon lange, auf andre Weiſe, wiſſen könnteſt, was mir ſeit deinem Tode wiederfahren iſt; als wenn Du es nicht ſo gar viel beſtimmter die Art, nämlich, die Abſichten, und die Folgen davon wiſſen könnteſt. Ach die Folgen! — Werde ich ſie erfüllen die Abſichten, die GOtt, mit dieſer großen Prüfung, und mit der Gnade, womit Er mich dabey unterſtützte, gehabt hat? Ich flehe, ich flehe dich an, ewiger Erbarmer, laß ſie mich nicht ganz verfehlen! Ach was iſt es, noch in der Wüſte wallen, und nicht daheim ſeyn! Wie gefahrvoll iſt die Reizung zur Sünde! — Wenn Dir, auf eine Art, die ich nicht weiß, vieles von mir bekannt wird: ſo iſt doch vermuthlich vieles nicht wichtig genug dazu.

Ich will daher unserm Freunde noch etwas von dem sagen, was ich wünschte, daß Du von mir erführst. Gewiß ohne Wehmuth, die deine Seligkeit nur im geringsten mindern könnte; aber doch mit einer sanften Rührung über mein Schicksal, empfindest Du es, was mir deine beyden Briefe, in denen Du mich dort, wo Du nun bist, und Dich noch hier voraussetzest, was mir diese Briefe itzt seyn müssen! — Für diese Welt auf ewig, meine Meta. Ja, es ist kurz, sehr kurz das Ewige dieser Welt. Wie bald wurdest Du mir genommen! Wie schnell war deine Zeit, und mit ihr so viel Glückseligkeit für mich vorüber! Aber niemals, niemals will ich klagen! auch darüber nicht, daß mir das Ewige dieser Welt so oft gar nicht kurz vorkommt. Wie dürfte ich klagen? wie der Labsale, wie jener gnadevollen Erquickungen vergessen, die da meine Seele erfrischen, wo mein Weg am rauhsten, wo die Wüste meiner Pilgerschaft jenem finstern Thale, wodurch Du gingst, am ähnlichsten war! — Ja, Meta, nur von einem Herzen, wie eins war, konnte es mit einer Zärtlichkeit, die alles übertraf, gewünscht werden: Den Geliebten zu überleben! Ich weiß, ich weiß es noch wohl, wie oft, und

wie

wie lebhaft Du diß in meinen Armen wünſchteſt! und was ich dabey empfand! Wenn Menſchen etwas von GOtt verdienen könnten; ſo würde ich ſagen, Du hätteſt es, durch dieſe reine Zärtlichkeit, verdient, daß Du nicht die Nachgebliebne, daß Du ſo früh vollendet biſt! — Es iſt hohe Tugend, das Kreuz tragen, wie GOtt will. Aber wie ſehr unfähig würde ich, durch mich ſelbſt, zur Ausübung derſelben geweſen ſeyn! Du erinnerſt dich, wie der mächtige Arm, der mich geführt hat, mich ſchon damals zu heben anfieng, wenn wir von deinem Tode ſprachen, und ich immer mich und dich dadurch herausriß, daß ich zu dir ſagte: Wie unſer GOtt will! Du weißt, wie heiter wir dann wurden. Denn ſie war nicht mehr fern, die Stunde meiner Angſt! und ich ſollte zu ihr vorbereitet werden. — Auch Du würdeſt nicht zu niedergeſchlagen geweſen ſeyn. Auch Dir würde mehr Stärke gegeben worden ſeyn, als Du zu hoffen dich getraut hätteſt. Und dankbar, dankbar, (denn mit welcher Dankbarkeit nahmſt Du nicht immer Alles aus der Hand unſers Gottes!) dankbar würdeſt Du geweſen ſeyn, und den Gram deines Herzens gehemmt haben. — Ach, Meta, Du liebſt mich alſo auch

Ist? Du liebst mich so, daß sich dein Herz, sogar im Himmel, nach mir sehnt? Wie süß, wie unaussprechlich süß ist dieser Gedanke! Ja, Du bist auf ewig mein, meine für mich geschaffne, meine nun ganz himmlische Geliebte! Ach wenn sie nun kommen wird die Stunde des Wiedersehns, die Stunde voll Freuden ohne Namen, wenn sie nun kommen wird! Nein ich kann es nicht aushalten, mich den Vorstellungen von ihr zu überlassen! — Wenn ich jemals eingesehn habe, wie begränzt mir auch in Absicht unsrer liebsten Untersuchungen sind, ich meyne die Untersuchungen deßjenigen, was eigentlich Glückseligkeit ist, wenn ich diß jemals lebhaft eingesehn habe; so ist es damals gewesen, da ich mir, bald nach deinem Tode, bisweilen wünschte, daß Du dich mir auf irgend eine Art zu erkennen geben möchtest. Welcher Wunsch ist natürlicher? und welche wahrere Glückseligkeit hätte ich mir auf dieser Welt wünschen können? Welchen Wunsch kann man aber auch mit wenigerer Hoffnung thun? Und warum wird er nicht erfüllt? Weil eine solche Entdeckung der allgemeinen Glückseligkeit des Ganzen nicht gemäß ist. Du siehst itzt das ganze große Gewebe dieser allgemeinen

Glück-

Glückſeligkeit. Würde ihr aber auch das zuwider ſeyn, daß Du dich mir in meiner lezten Stunde zu erkennen gäbſt? Ach wenn Du dariſt; ſo thuſt Du es gewiß! ſo ſchwebſt Du nicht nur unſichtbar um mich! ſo — wie viel Himmel iſt in dieſem Gedanken! ſo — erſcheinſt Du — meinem brechenden Auge! Aber wünſche ich nicht zu viel? Ja, viel zu viel, wenn ich von Belohnung ſpräche; aber ich ſpreche von Gnade, die mir GOtt durch dich gäbe.

* * *

Die Vorſtellung von Dir, da Du dem Tode nahe wareſt, wird in mir itzt oft viel traurriger, als ſie in den Augenblicken war, da ich dich ſah, in dieſen Augenblicken meiner groſſen Stärkung. Es iſt mir alles das nöthig, was die Erinnerung der Auferſtehung, und der Gedanke an den allmächtigen Erwecker, ſüſſes, und entzückendes haben, um mich von dieſem Bilde loszuarbeiten. Wer die Wonne der Auferſtehung noch nicht kennt, wer ihre Labſale noch nicht geſchmeckt hat; der ſehe nur einen Freund, oder gar eine Geliebte ſterben; er wird ſie kennen lernen! Ob ich mich gleich durch ſie herausreiſſen kann; ſo iſt es

mir

mir dennoch itzt lieb, daß ich dich nicht todt gesehen habe, wie schwer mir es auch einigemal wurde, mich zurück zu halten. — Du, die keinen Tag Abwesenheit von mir ertragen konnte, (ach, ich weiß es noch wohl, wie wenig Du das konntest!) Du sahst ruhig mich von Dir gehn, und soderteſt mich nicht einmal zurück, ob ich Dir gleich versprochen hatte, noch mit Dir zu beten. Was war das in Dir? Du warst ganz von dieser Welt los! Es war der Anfang des ewigen Lebens! Ob ich gleich weiß, daß Du niemals aufgehört hast, mich zu lieben; so würde dieser Gedanke doch traurig für mich seyn; wenn es nicht der große Angebetete wäre, um deßwillen Du dich, auch sogar von mir, losrissest. Aber da Du zum Genusse deiner Vollendung gekommen warst; da (diß hoffe ich zu GOtt, der dich mir gegeben hatte!) da dachtest Du wieder an mich, da wünschtest Du, mit einem ruhigen Wunsche des Himmels, daß ich bald zu Dir kommen möchte. Der Wille des HErrn geschehe wie im Himmel, also auch auf der Erde! —

* * *

Ich denke oft an deine itzige Glückseligkeit; aber wie unvollkommen! So, wie wir, noch vor

so

ſo kurzer Zeit! mit einander über die Glückſelig-keit jener Welt dachten. Ich denke dich mir manch-mal von Vieren mit Dir Seligen umgeben, die unſre Kinder waren. Wenn die Seelen, bald nach der Entſtehung der Leiber, mit denſelben vereinigt werden; ſo ſind es vier mit Dir ſelige Kinder, die um dich ſind, die Du kennſt, und die ich nicht ken-ne! deren Wonne Du ſiehſt, Du glückſelige Mut-ter! und von deren Wonne ich kaum einen ent-fernten Begrif habe! — Aber ich werde ja dahin kommen, wo ihr ſeyd! Euer und mein GOtt wird ſich ja auch meiner erbarmen!

* * *

Wie oft denke ich mir Dich, wie Du jene Welten durchſchwebſt, davon einige wenige unſre Nächte erheitern, und wie Du immer neue von jenen zahlloſen Schaaren ihrer Bewohner kennen lernſt! Wie weit wird dann meine Seele, und wie los von der Erde! Du weißt, welch ein Ge-danke der Entzückung mir die Vorſtellung von dieſen Heeren von Glückſeligen oft war. Wie viel entzückender iſt ſie mir itzt, da Du unter ihnen biſt! Hier kann ich Dir noch einigermaßen folgen. Aber wenn ich dir dahin folgen will, wo du Den ſchauſt, der uns verſöhnt hat, und den Du ſchon auf der Erde ſo ſehr liebteſt; ſo verliere ich mich, und ſo hören meine Vorſtellungen beynahe ganz auf.

Es ſahe der Seher der Offenbarung auf Sion
Hoch im Himmel ein Lamm, mit ſchimmernden Wunden bedeckt, ſtehn,
Und mit ſchönem Blute des Heils! Da ſtanden um Sion
Hundert und vierzigtauſend Erlöſte, die hatten den Namen
Hell an ihrer Stirne den Namen des Vaters geſchrieben.
Und wie Meere, wie Stimmen der Donner, erklangen die Harfen
In der Hand der hundert und vierzigtauſend Erlöſten!
Denn dem Sohne, ſie ſangen dem Sohne! denn ewiges Leben
Stieg von den ſchimmernden Wunden des Lamms in die Seelen herunter.

Ich nehme nicht wieder Abſchied von Dir. Wir ſind beyde in der Hand des Allgegenwärtigen.